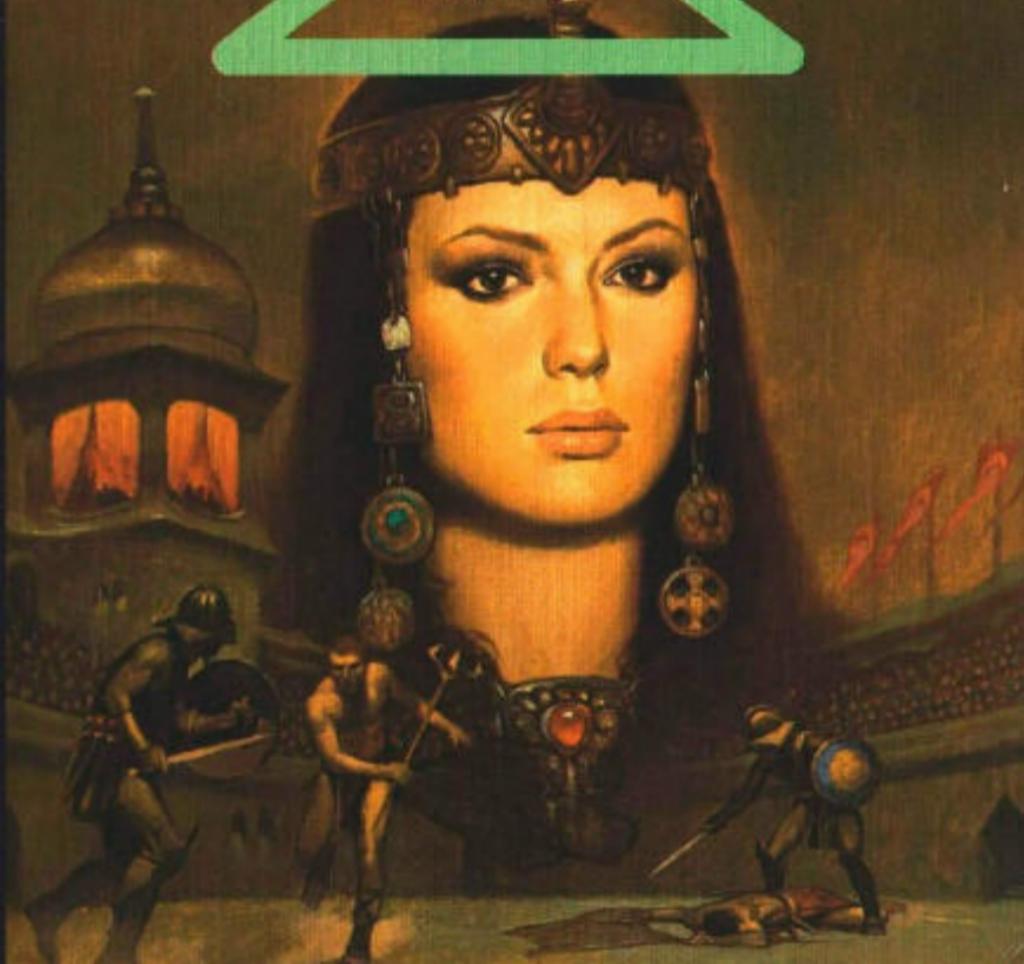


**HEYNE**  
BÜCHER

JOHN NORMAN

# Kampfsklave auf GOR

FANTASY







**SCIENCE FICTION**  
Herausgegeben  
von Wolfgang Jeschke

Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen  
folgende Bände in der Reihe  
**HEYNE-SCIENCE FICTION & FANTASY:**

1. Band: GOR - die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3433)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)

Weitere Bände sind in Vorbereitung,  
ebenso eine Neuausgabe der früher erschienenen,  
inzwischen vergriffenen Titel in neuer Ausstattung  
von Vicente Segrelles

Liebe Leser,  
um Rückfragen zu vermeiden und Ihnen Enttäuschungen zu ersparen: Bei dieser Titelliste handelt es sich um eine Bibliographie und NICHT UM EIN VERZEICHNIS LIEFERBARER BÜCHER. Es ist leider unmöglich, alle Titel ständig lieferbar zu halten. Bitte fordern Sie bei Ihrer Buchhandlung oder beim Verlag ein Verzeichnis der lieferbaren Heyne-Bücher an. Wir bitten Sie um Verständnis.  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, Türkenstr. 57, Postfach 201204, 8000 München 2, Abteilung Vertrieb

JOHN NORMAN

# KAMPFSKLAVE AUF GOR

14. Band des GOR-Zyklus

*Fantasy-Roman*

Deutsche Erstveröffentlichung



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 06/4102  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
**FIGHTING SLAVE OF GOR**  
Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck  
Das Umschlagbild schuf Vicente Segrelles/Norma

Redaktion: F. Stanya  
Copyright © 1980 by John Lange  
Copyright © 1984 der deutschen Obersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 1984  
Scanned by Thor's Hammer, Edited by 451 F°  
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München  
Satz: Schaber, Wels  
Druck und Bindung: Ebner Ulm  
ISBN 3-453-31061-6

»Könnte ich mal allein mit Ihnen sprechen, Jason?« fragte sie.

»Selbstverständlich, Beverly«, gab ich zurück.

Wir saßen an einem kleinen Tisch in einer Eckenische. Das Restaurant befindet sich an der 128. Straße. Auf dem Tisch brannte eine kleine Kerze. Das Tischtuch war weiß, das Besteck schimmerte angenehm im Kerzenschein.

Sie wirkte ziemlich zerstreut.

Nie zuvor hatte ich sie so erlebt. Normalerweise gab sie sich intellektuell, zurückhaltend, gefaßt, abweisend.

Jetzt sah sie mich an.

Wir waren eigentlich nicht befreundet, eher nur miteinander bekannt. Ich wußte nicht, warum sie um die Zusammenskunft gebeten hatte.

»Nett, daß Sie gekommen sind«, sagte sie.

»Gern geschehen.«

Beverly Henderson war zweiundzwanzig Jahre alt und studierte an einer der größten Universitäten im Stadtbereich New York englische Literatur. Ich war an derselben Universität eingeschrieben, allerdings bereitete ich meine Doktorarbeit in Klassik vor, wobei griechische Historiker meine Spezialität waren. Beverly war ein nicht sehr großes Mädchen mit hübschen Brüsten, schmalen Fußgelenken und reizenden Kurven. Darin paßte sie recht wenig zu den großen formenlosen Frauen, die an ihrer Fakultät den Ton angaben. Allerdings gab sie sich große Mühe, dem allgemeinen Standard zu entsprechen. So hatte sie zwar das strenge Äußere ihrer Lehrer angenommen, ohne allerdings wirklich von ihnen akzeptiert zu werden. Dazu paßte sie zu wenig zu ihnen. Sie hatte sehr dunkles, beinahe schwarzes Haar, das zu einem engen Knoten zusammengebunden war. Ihre Haut zeigte sich hell, ihre Augen dunkelbraun. Ich heiße Jason

Marshall. Ich habe braunes Haar und braune Augen, eine helle Haut, bin gut ein Meter achtzig groß und wiege etwa hundertundsiebzig Pfund. Zur Zeit des Treffens war ich fünfundzwanzig Jahre alt.

Ich versuchte zwar, ruhig zu erscheinen, doch schlug mein Herz auf das heftigste. Ahnte sie etwas von den Gefühlen, die in mir erblüht waren, seit ich sie vor einigen Monaten zum erstenmal gesehen hatte? Für mich war sie eine der aufregendsten Frauen, die ich je gesehen hatte. Es fällt schwer, solche Dinge zu erklären. Nicht daß sie ausgesprochen attraktiv war. Vielmehr hatte es wohl eher mit den in ihr schlummernden Kräften zu tun, die ich nicht gänzlich zu ergründen vermochte. Oft schon hatte ich davon geträumt, ihren nackten Körper in den Armen zu halten. Es kostete mich Mühe, mir solche Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. Natürlich hatte ich sie mehrfach gebeten, mich ins Theater oder in ein Restaurant zu begleiten, aber sie hatte stets abgelehnt. Doch solche Enttäuschungen bereitete sie anscheinend nicht nur mir. Offenbar gelang es auch keinem anderen, die Gunst der reizenden Miß Henderson zu erringen. Soweit ich es beurteilen konnte, ging sie nur selten aus. Ein- oder zweimal hatte ich sie in männlicher Begleitung gesehen - Erscheinungen, die wenig aufregend und gänzlich harmlos wirkten. Ihre Ansichten entsprachen vermutlich der erwarteten Norm. Von ihnen hatte sie wenig zu fürchten - außer vielleicht Langeweile. Heute abend aber hatte sie mich überraschend angerufen und vorgeschlagen, sie hier im Restaurant zu treffen. Ohne weitere Erklärung. Sie wolle mit mir reden. Verwirrt hatte ich die U-Bahn genommen und gedachte sie später mit dem Taxi nach Hause zu bringen.

Sie hatte mich allein sprechen wollen. Ich legte die Hand auf die ihre.

»Nicht«, sagte sie. »Ich mag das nicht. Versuchen Sie mir nicht männlich zu kommen. Ich mag die Männer nicht. Und ich gefalle mir nicht einmal selbst.«

»Dann versteh ich nicht, was dieses Gespräch soll.« Ich machte Anstalten aufzustehen.

»Nein«, sagte sie. »Gehen Sie nicht. Ich muß dringend mit Ihnen sprechen, Jason.«

Ich setzte mich. Wir kannten uns kaum, dennoch war ich irgendwie besänftigt. Und neugierig. Sie war hübsch.

»Warum wollen Sie mich sprechen?« fragte ich. »Bisher haben Sie mich doch kaum begrüßt.«

»Es gibt Gründe.«

»Sie haben nicht einmal mit mir gesprochen.«

»Ich hatte Angst vor Ihnen, Jason.«

»Inwiefern?«

»Sie haben so etwas an sich«, gab sie zurück. »Ich weiß eigentlich nicht, was es ist. Eine Art Ausstrahlung, eine Männlichkeit.« Sie hob hastig den Blick. »Verstehen Sie das richtig, ich finde so etwas abstoßend.«

»Schon gut.«

»Aber ich fühle mich weiblich dabei, irgendwie schwach. Ich möchte aber nicht weiblich sein, nicht schwach.«

»Tut mir leid, wenn ich vielleicht etwas gesagt oder getan habe, das Sie beunruhigt.«

»Das war es nicht. Es ging eher um etwas, das nur zu ahnen war. Daß Sie nämlich anders sind als die anderen.«

»Inwiefern?«

»Na, eben ein Mann.«

»Das ist doch Unsinn!« erwiderte ich. »Sie müssen Hunderte von Männern kennen.«

»Keine wie Sie.«

»Wovor hatten Sie Angst?« wollte ich wissen. »Daß ich Ihnen befehlen würde, in die Küche zu gehen und zu kochen?«

»Nein«, erwiderte sie lächelnd.

»Oder daß ich Sie ins Schlafzimmer schicken würde, sich auszuziehen?«

»Bitte, Jason«, sagte sie und senkte errötend den Blick.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich. Innerlich aber mußte ich

lächeln. Es war sicher recht angenehm, der niedlichen Miß Henderson zu befehlen, das Schlafzimmer meiner kleinen Studentenwohnung zu betreten und sich dort ihrer Kleidung zu entledigen.

»Es gibt verschiedene Gründe, warum ich mit Ihnen sprechen wollte«, sagte sie.

»Ich höre.«

»Sie müssen wissen, ich mag Sie nicht.«

»Na schön.«

»Und wir Frauen haben vor Männern Ihres Schlagess keine Angst mehr.«

»Gut.«

Aber sie sprach nicht weiter, sondern senkte den Kopf.

Heute abend trug sie Sachen, die ich an ihr noch nie gesehen hatte. Normalerweise hielt sie sich an die Uniform, die in ihren intellektuellen Studentenkreisen stillschweigend vorgeschrieben war - Hosen verschiedener Art, Blusen und Jacken, manchmal sogar Krawatten. Solche Imitation männlicher Kleidung wird interessanterweise oft gerade von solchen Individuen getragen, die am lautesten darauf bestehen, daß sie Frauen sind. Natürlich ist es möglich, daß diese Personen die am allerwenigsten weiblichen sind. Aber solche Erörterungen überläßt man am besten den Psychologen.

»Sie sehen heute abend sehr hübsch aus«, bemerkte ich.

Beverly trug ein Schulterfreies weißes Satinkleid und dazu eine kleine silberbestickte Handtasche. Handgelenke und Hals lagen frei. Sie hatte hübsch geformte Arme und zarte, schmale Hände. An den Füßen trug sie goldene Pumps mit schmalen goldenen Riemchen.

»Vielen Dank«, bemerkte sie.

Ich musterte sie. Sie hatte aufregende Schultern. Ihre Brüste waren bestimmt sehr weiß.

»Das ist an Ihrer Fakultät aber bestimmt nicht der übliche Aufzug«, fuhr ich fort.

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist«, erwiderte sie nieder-

geschlagen und schüttelte den Kopf. »Ich mußte mit jemandem sprechen.«

»Warum aber mit mir?«

»Dafür gibt es Gründe. Zum Beispiel sind Sie anders als die anderen. Was die anderen sagen und denken, weiß ich. Ich aber brauche jemanden, der in seinem Denken auf eigenen Beinen steht, der objektiv sein kann. In unserem kurzen Gespräch ist mir bereits klar geworden, daß Sie nicht in Worten denken, sondern in greifbaren, realitätsbezogenen Begriffen.«

»Es gibt viele tausend Menschen, die in realistischen Kategorien denken - fest verwurzelt mit der Welt, ihrer Natur und ihren Versprechungen«, sagte ich. »Sie verabscheuen Schlagworte und Sprüche jeder Art. Und wer die Welt beherrscht, kann gar nicht anders denken. Er mag zwar leere Worte verwenden, um die Massen zu lenken, doch innerlich kann er sich nicht dermaßen einengen lassen, sonst wäre er gar nicht erst in seine Machtposition aufgestiegen.«

»Ich bin den Umgang mit Menschen gewöhnt, die nur in Schlagworten denken«, sagte sie.

»Die akademische Welt ist oft Refugium und Tummelplatz für Leute, die nicht anders können. In den Kreisen gelten nicht dieselben Erfolgs- und Versagenskriterien wie beim praktischen Denken. Macht der Flugzeugkonstrukteur einen Fehler, stürzt die Maschine ab. Veröffentlicht der Historiker aber ein dummes Buch, wird er womöglich in den Himmel gehoben.«

Sie senkte den Blick. »Wir wollen bestellen«, sagte sie.

»Ich dachte, Sie wollten mit mir sprechen.«

»Bestellen wir!«

»Na schön. Etwas zu trinken vorweg?«

»Ja.«

Wir bestellten Getränke und später das Essen. Der Ober war aufmerksam, aber nicht aufdringlich. Wir tranken und aßen stumm. Zum Schluß wurde Kaffee aufgetragen.

»Jason«, brach sie schließlich das Schweigen. »Ich habe

Ihnen schon gesagt, daß ich nicht weiß, was mit mir ist. Und das stimmt wirklich. Und ich habe keine Ahnung, wo ich anfangen soll.«

Ich trank meinen Kaffee. Es hatte sicher keinen Sinn, sie zur Eile anzutreiben. Ich war neugierig.

»Vor einigen Monaten fing es an«, sagte sie und warf mir einen schnellen Blick zu. »Mich überkamen ungewöhnliche Gefühle und Sehnsüchte.«

»Welcher Art?«

»Na, es waren Gefühle, die früher als feminin galten, als die Menschen noch an das Weibliche glaubten.«

»Das tun die meisten auch heute noch«, gab ich zurück. »Ihre offizielle Einordnung, welchen politischen Wert sie auch haben mag, ist eine Perversion, nicht nur der Realität, sondern auch der Biologie.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Und ob«, erwiderte ich. »Ich an Ihrer Stelle würde mir aber keine großen Sorgen machen über die Dinge, die die Leute für wahr halten, sondern mehr über das, was wirklich die Wahrheit darstellt. Wenn Sie tiefverwurzelte weibliche Begierden haben, dann haben Sie sie eben. So einfach ist das. Sollen sich doch die, die so etwas nie selbst erfahren haben, darüber streiten, ob es so etwas wie eine Weiblichkeit überhaupt gibt. Und jene, die die Frage eindeutig beantworten können, weil sie sie nämlich an sich erfahren haben, sollten sich lieber anderen Problemen zuwenden.«

»Aber ich habe Angst vor meiner Weiblichkeit«, wandte sie ein. »Ich erlebe schlimme Träume.«

»Was für Träume?«

»Ich traue mich kaum, sie einem Mann zu offenbaren, so schrecklich sind sie.«

Ich schwieg, denn ich wollte sie nicht unter Druck setzen.

»Ich habe oft geträumt, ich wäre Sklavin und müßte einen metallenen Kragen tragen, ich müßte einem Manne dienen.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Meine Hände umklammerten

die Tischkanten. Einen Augenblick lang sah ich alles nur verschwommen. Ich hatte nicht geahnt, daß man eine so plötzliche Lust empfinden konnte, eine solche erstaunliche, verrücktmachende Begierde nach einer Frau. Ich wagte nicht mich zu bewegen.

»Ich besuchte einen Psychiater«, fuhr sie fort, »aber der reagierte als Mann. Er sagte mir, solche Gedanken wären ganz normal und natürlich.«

»Aha.«

»Daraufhin wandte ich mich an eine Psychologin - und die reagierte sogar zornig. Sie nannte mich eine lüsterne Hexe.«

»Das war ja psychologisch nun wirklich nicht geboten«, sagte ich lächelnd. »Aber anscheinend berührte ihre Geschichte eine empfindliche Stelle in ihr. Oder sie fühlte sich irgendwie bedroht - von etwas, das mit gewissen theoretischen Standpunkten wohl nicht vereinbar war.« Ich musterte mein Gegenüber. »Es gibt auf diesen Gebieten eine große Bandbreite von Auffassungen, besonders in der Psychologie. Wenn man sich gründlich umsieht, findet man bestimmt jemanden, der einem genau das sagt, was man hören will.«

»Aber ich möchte die Wahrheit wissen«, sagte sie. »Egal wie sie aussieht.«

»Vielleicht ist die Wahrheit gerade das letzte, was Sie hören wollen.«

»Wie das?«

»Nun ja, nehmen wir einmal an, die Wahrheit liefe darauf hinaus, daß Sie tief im Innern wirklich eine Sklavin wären.«

»Nein!« rief sie und senkte verlegen die Stimme. »Sie sind abscheulich!«

»Daß Sie tief im Innern Sklavensehnsüchte haben, käme wohl gar nicht in Frage?«

»Natürlich nicht.«

»Es paßt politisch nicht ins Bild.«

»Ja!« sagte sie. »Aber abgesehen davon kann es nicht

stimmen. Es darf nicht stimmen! Ich darf nicht einmal an die Möglichkeit denken!«

»Aber Sie sind sehr schön und sehr weiblich.«

»Ich glaube nicht einmal an die Weiblichkeit«, sagte sie.

»Haben Sie das schon den Hormonen gesagt, die in Ihrem wunderhübschen kleinen Körper so überreichlich vorhanden sind?«

»Ich weiß, daß ich feminin wirke«, sagte sie abrupt. »Ich kann nicht über meinen Schatten springen. Das müssen Sie mir glauben. Ich weiß; es ist falsch und abscheulich, aber ich kann nicht anders. Ich schäme mich ja so. Ich möchte eine richtige Frau sein, aber ich bin zu schwach, zu feminin.«

»Es ist nicht falsch, man selbst zu sein.«

»Außerdem habe ich Angst«, fuhr sie fort. »Letzten Sommer habe ich sogar auf eine Rundfahrt durch die Karibik verzichtet.«

»Sie hatten Angst vor dem berüchtigten Bermuda-Dreieck?«

»Ja«, gab sie zu. »Ich wollte nicht verschwinden. Ich wollte nicht entführt und auf einem anderen Planeten versklavt werden.«

»Jedes Jahr durchqueren viele tausend Flugzeuge und Schiffe unbehindert das Bermuda-Dreieck.«

»Ich weiß.«

»Sie sehen also selbst, wie dumm Ihr Einwand ist.«

»Ja«, räumte sie ein. »Haben Sie schon einmal von dem Planeten Gor gehört?«

»Ja«, sagte ich. »Eine ziemlich gut bekannte Romanwelt.« Plötzlich mußte ich lachen. »Soweit ich weiß, haben das Bermuda-Dreieck und Gor nicht das geringste miteinander zu tun.« Ich lächelte sie an. »Wenn die goreanischen Sklavenhändler es auf Sie abgesehen haben, meine Liebe, dann warten sie bestimmt nicht ab, bis Sie eine Reise in die Karibik antreten.«

»Ihre Worte sind ausgesprochen tröstlich, Jason«, sagte sie dankbar.

»Außerdem - sollten wirklich die Sklavenhändler über Sie herfallen, würden Sie bestimmt irgendwann einen Herrn finden, der Sie freundlich behandelt.«

»Die Goreaner behandeln ihre Sklaven sehr streng«, bemerkte sie erschauernd.

»Das habe ich auch schon gehört.«

»Ich habe Angst. Glauben Sie, daß es Gor gibt?«

»Natürlich nicht«, gab ich zurück. »Es ist eine interessante Fiktion. Niemand glaubt, daß es diese Welt wirklich gibt.«

»Ich habe mich ein wenig damit beschäftigt«, sagte sie. »Es gibt einfach zu viele unerklärte Dinge. Mir scheint da eine Art Plan sichtbar zu werden. Wäre es nicht denkbar, daß die Gor-Romane auf eine Weise dazu bestimmt sind, die Erde und ihre Völker auf die Enthüllung vorzubereiten, daß es wahrhaft eine Gegen-Erde gibt, sollte es eines Tages angebracht sein, die Existenz zu offenbaren?«

»Reden Sie keinen Unsinn!«

»Es gibt aber so viele Einzelheiten«, fuhr sie fort. »Kleinigkeiten, die einem Romanautor nicht einfallen würden, sinnlose Dinge wie die Konstruktion eines Sattels und die Art und Weise, wie Münzen geprägt werden.«

»Ach, schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Gor ist eine erfundene Welt.«

»Ich glaube nicht, daß John Norman der Autor der Gor-Bücher ist«, fuhr sie fort.

»Warum nicht?«

»Ich habe ihn kennengelernt, und mir scheint, daß seine Art zu sprechen und zu schreiben so gar nicht zu den Büchern paßt.«

»Er hat sich stets nur als Herausgeber der Bücher bezeichnet. Soweit ich weiß, handelt es sich dabei um die Arbeiten anderer, in der Regel eines Mannes namens Tarl Cabot.«

»Es gab da einmal einen Cabot, der verschwunden ist.«

»Norman erhält die Manuskripte von einem gewissen

Harrison Smith, nicht wahr? Vermutlich dem eigentlichen Autor.«

»Harrison Smith ist nicht der richtige Name«, widersprach sie. »Auch hier handelt es sich nur um ein Pseudonym, das den Freund schützen soll. Aber ich habe mit diesem ›Harrison Smith‹ gesprochen. Er erhält die Manuskripte, scheint über ihre Herkunft aber nicht mehr zu wissen als alle anderen.«

»Ich finde, Sie nehmen die Sache zu ernst«, meinte ich.

»Kann ich Ihnen erzählen, was mir widerfahren ist, Jason?« fragte sie.

Plötzlich war mir unwohl zumute. »Aber ja doch«, sagte ich lächelnd. »Haben Sie etwa einen goreanischen Sklavenhässcher gesehen?«

»Möglich.«

Ich musterte sie.

»Ich wußte ja gleich, daß Sie mich für verrückt halten würden!«

»Erzählen Sie«, forderte ich.

»Vielleicht war es dumm von mir, aber ich machte kein Geheimnis aus meinen Nachforschungen in dieser Angelegenheit«, begann sie. »Auf die eine oder andere Weise müssen Dutzende von Leuten von meinem Interesse erfahren haben. Damit erklärt sich auch der Anruf, den ich erhielt«, sagte sie. »Es war eine Männerstimme. Sie forderte mich auf, eine bestimmte Anschrift aufzusuchen, wenn ich mich für goreanische Dinge interessiere. Ich habe die Anschrift hier.« Sie öffnete die Tasche und zeigte mir eine Adresse an der 55. Straße Ost.

»Haben Sie die Anschrift aufgesucht?« fragte ich.

»Ja.«

»Das war dumm von Ihnen. Was geschah?«

»Ich klopfte an die Wohnungstür.«

»Die Wohnung lag im fünften Stock«, bemerkte ich nach einem Blick auf die Nummer.

»Ja«, bestätigte sie. »Man hieß mich eintreten. Es war eine

häbsch eingerichtete Wohnung. Auf einem Sofa hinter einem Couchtisch saß ein großer Mann. »Treten Sie ein«, sagte er. »Seien Sie unbesorgt. Sie sind im Augenblick nicht in Gefahr.«

»Im Augenblick?« fragte ich.

»Genau so hat er sich ausgedrückt.«

»Hatten Sie Angst?«

»Ja.«

»Was geschah dann?«

»Er sagte: »Treten Sie näher. Stellen Sie sich hier vor den Tisch.« Ich gehorchte. »Du bist wirklich häbsch«, fuhr er fort. »Vielleicht kann man etwas mit dir anfangen.««

»Was meinte er damit?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung«, erwiederte sie. »Ich wollte ihm meinen Namen sagen, aber er hob die Hand und sagte, er wisse, wie ich heiße. Verängstigt musterte ich ihn. Auf dem Couchtisch standen eine Weinkaraffe und ein schwerer, verzierter Metallkelch, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Irgendwie primitiv und barbarisch. »Ich glaube zu wissen«, sagte ich, »daß Sie mir Informationen über Gor geben können.« »Knie nieder, meine Liebe«, erwiederte er.«

»Und was taten Sie?« fragte ich.

»Ich kniete nieder«, entgegnete sie und errötete. Plötzlich beneidete ich den Mann auf das heftigste um seine Macht über die wunderschöne Miß Henderson.

»Dann fuhr er fort: »Gieß Wein in den Kelch, genau bis zum zweiten Ring.« An der Außenseite befanden sich fünf Ringe. Ich goß den Wein ein und stellte den Kelch auf den Tisch.«

»Warum taten Sie das alles?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, erwiederte sie zornig. »Nie zuvor war mir ein Mann wie er begegnet. Eine besondere Stärke schien von ihm auszugehen, wie ich sie zuvor bei keinem anderen gespürt hatte. Es ist schwer zu erklären. Ich hatte aber das Gefühl, daß ich ihm gehorchen müßte, daß daran kein Weg vorbeiführte.«

»Interessant«, bemerkte ich.

»Als er ausgetrunken hatte«, berichtete sie weiter, »stellte er den Kelch auf den Tisch und sagte: ›Dir fehlt es noch an Ausbildung, aber du bist hübsch und kannst vielleicht noch lernen. Du darfst aufstehen und gehen.‹«

»Und?«

»Na, ich gehorchte wieder. Dann sagte ich: ›Ich bin Beverly Henderson.‹ Vermutlich wollte ich damit meine Identität bestätigen. ›Dein Name ist mir bekannt‹, sagte er. ›Gefällt dir dein Name?‹ ›Ja‹, antwortete ich. ›Dann erfreue dich des Namens, solange du noch kannst‹, sagte er. ›Vielleicht besitzt du ihn nicht mehr lange.‹«

»Wie war denn das gemeint?« fragte ich. »Keine Ahnung. Ich stellte ihm diese Frage. Aber er wiederholte nur, daß ich gehen könne. ›Was können Sie mir von Gor erzählen?‹ fragte ich zornig. ›In den letzten Minuten hast du doch bestimmt schon einiges über Gor gelernt‹, antwortete er. ›Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen‹, erwiderte ich. ›Schade, daß du so dumm bist, sonst könnte man mit dir einen höheren Preis erzielen.‹ ›Preis!‹ rief ich. ›Ja, Preis‹, erwiederte er lächelnd. ›Du weißt doch sicher, daß es Männer gibt, die für deine Schönheit bezahlen werden.‹«

»Und weiter?«

»Ich war sehr aufgebracht«, fuhr Beverly fort. »›Noch nie bin ich so beleidigt worden!‹ rief ich. ›Ich hasse Sie!‹ Aber er lächelte nur. ›Bei einer freien Frau spielt es keine Rolle, wenn sie sich widerborstig und starrsinnig anstellt, sagte er. ›Genieße das, solange es noch geht. Später wird es dir nicht mehr gestattet sein.‹ Er grinste mich an. ›Bei richtigem Training und entsprechender Ernährung und Bewegung wirst du ein lohnendes Objekt sein. Du kannst jetzt gehen.‹ Weinend eilte ich davon.«

»Und wann geschah das alles?«

»Vorgestern. Was mag das wohl bedeuten?«

»Ich halte es für einen schlimmen Scherz.«

»Aber warum sollte sich jemand solche Mühe damit machen? Glauben Sie, ich habe etwas zu fürchten?« wollte sie wissen.

»Nein, bestimmt nicht.« Dann hob ich die Hand, um den Ober herbeizurufen.

»Ich übernehme die Hälfte«, sagte sie.

»Ich erledige das schon«, widersprach ich.

»Nein!« brauste sie auf. »Ich will in nichts von einem Mann abhängig sein!«

»Na schön«, sagte ich. Miß Henderson würde sich auf Gor, wenn es diese Welt wirklich gab, sehr schnell umstellen müssen.

»Um eins kommt man bei allem Diskutieren nicht herum: Sie sind eine sehr reizvolle, aufregende junge Frau.«

»Sie sind schrecklich!« erwiderte sie und senkte lächelnd den Blick.

»Ich kann die Sklavenhändler Gors verstehen, wenn sie sich für Sie interessieren.«

»Was für ein Ungeheuer Sie sind!« lachte sie.

Es freute mich zu sehen, daß ich sie wenigstens in dieser Beziehung von ihren Sorgen abgebracht hatte.

»Und Ihre Aufmachung heute abend«, fuhr ich fort, »ist wie Sie selbst entzückend weiblich, ob es Ihnen gefällt oder nicht.«

Sie blickte an sich herab und streifte unbewußt das Kleid glatt. Es war eine sehr natürliche Geste. Ich fand mein Gegenüber sehr aufregend. Unwillkürlich fragte ich mich, ob es so etwas wie natürliche Sklaven gab. Wenn ja, dann gehörte die liebliche Miß Henderson bestimmt in diese Kategorie.

»Bisher habe ich Sie nie in wirklich weiblicher Kleidung gesehen«, fuhr ich fort. »Wie kam es zu diesem plötzlichen Sinneswandel? Hat es mit dem Erlebnis in jener Wohnung zu tun?«

»Ja«, antwortete sie nickend. »Es ist seltsam. Ich war mir noch nie so feminin vorgekommen wie in dem Augenblick,

als er mich ganz selbstverständlich zu seiner Dienerin machte.«

»In dem Augenblick wurde Ihre Weiblichkeit geboren?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie. »Es ist seltsam. Ich habe keine Erklärung dafür.«

»Sie wurden unter die männliche Vorherrschaft gestellt«, sagte ich. »Wahrscheinlich geschah es zum erstenmal in Ihrem Leben, daß Sie sich in einer ganz natürlichen biologischen Beziehung sahen.«

»Diese Analyse kann ich nicht anerkennen«, sagte sie.

»Außerdem waren Sie sexuell erregt.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte sie. »Ich habe nichts davon gesagt.«

»Das brauchten Sie auch nicht. Ihr Gesicht, ihre Stimmlage, die Art und Weise, wie Sie den Vorfall schilderten, verriet mir alles.«

»Ich hasse Sie!« rief sie.

Kurze Zeit später standen wir vor dem Lokal auf dem Bürgersteig und warteten auf ein Taxi. Ich beobachtete sie und stellte mir vor, wie sie als Sklavin aussehen mochte, im Sklavenkragen auf den Fliesen eines Palastes. Wie seltsam erschien es mir in diesem Augenblick, daß die Gesellschaft solchen entzückenden, begehrenswerten Geschöpfen jemals die Freiheit gegeben hatte. Ihr Platz war zu den Füßen eines Mannes.

Beverly spürte meinen Blick, sah mich aber nicht offen an. Vielmehr warf sie den Kopf in den Nacken. Es war eine hübsche Geste, die Bewegung eines Mädchens, das sich dem Blick des Mannes ausgesetzt weiß, die Geste einer Sklavin.

»Woran denken Sie?« fragte sie schließlich.

»Ich habe mir eben vorgestellt, wie Sie sich auf einem Sklavenblock machen würden.«

»Wie können Sie es wagen, so etwas zu sagen!« rief sie.

»Wäre Ihnen eine unehrliche Antwort lieber gewesen?«

»Sie sind der schlimmste Mensch, den ich kenne!«

»Tut mir leid.«

Zornig trat sie an den Bordstein. »Kein Taxi!« sagte sie.

»Nein.«

Sie fuhr zu mir herum. »War ich hübsch?« fragte sie.

»Wann?«

»Na, in Ihrer Phantasie.«

»Sensationell!«

Sie lächelte. »Wie war ich gekleidet?«

»Sie wurden nackt zum Verkauf gestellt, wie alle Frauen.«

»Oh«, hauchte sie. »Und ich war schön?«

»Sehr aufregend und schön«, bestätigte ich ihr.

Sie errötete und lächelte. »Jason, hätten Sie mich gekauft?«

»Was gab es denn noch zu kaufen?« fragte ich lächelnd.

In einem Aufwallen des Zorns schlug sie mich ins Gesicht. »Ungeheuer!« fauchte sie und wandte sich zornig ab. »Ich bin keine Sklavin!« rief sie. »Ich bin keine Sklavin!«

In diesem Augenblick gingen die Scheinwerfer eines Wagens an. Er parkte etwa eine Querstraße entfernt am Straßenrand.

»He!« rief ich und hob den Arm, denn im Näherkommen sah ich, daß es sich um ein Taxi handelte.

Der Wagen hielt am Straßenrand.

»Ich begleite Sie nach Hause.«

»Nicht nötig«, antwortete sie. Sie war zornig, verängstigt, beunruhigt.

Der Fahrer kam um den Wagen herum und öffnete die rechte hintere Tür.

»Ich war grob zu Ihnen«, sagte ich. »Das tut mir wirklich leid. Ich wollte Sie nicht aufregen.«

Sie würdigte den Fahrer keines Blicks. »Ich gehöre nicht zu den Frauen, um die Sie herumschwänzeln müssen«, sagte sie. »Ich bin eine echte Frau.«

Wütend stieg sie in den Wagen. Dabei erhaschte ich einen aufregenden Blick auf ihre zarten Knöchel.

»Bitte geben Sie mir Gelegenheit, mich zu entschuldigen«, flehte ich und war nun meinerseits bekümmert. Der Gedanke, daß ich sie vielleicht nicht wiedersehen würde, gefiel mir nicht. Seit Monaten hatte ich sie aus der Ferne bewundert und begehrte. Heute abend nun hatten wir uns näher kennengelernt und ausführlich miteinander gesprochen. »Ich möchte mich entschuldigen«, sagte ich. »Ich habe mich gedankenlos und grob geäußert.«

»Sparen Sie sich die Mühe.«

»Bitte, bitte!« flehte ich.

»Nicht nötig.« Ihr Ton war eisig.

Ich fühlte mich elend. Sie war eine intelligente Frau. Wie sehr mußte meine törichte Frechheit sie beleidigt haben! Wie schockiert mußte sie sein von meiner Zurschaustellung großsprecherischer Männlichkeit. Kannte ich denn keine Rücksicht auf ihre Gefühle? Lag mir nicht an ihrem Verstand? Wie aufdringlich und ermüdend mußte sie meine unangebrachten und unorthodoxen Ansichten gefunden haben! Ich wünschte mir die Chance, sie zu ändern, ihr Freude zu machen. Hoffentlich hatte ich nicht alles zunichte gemacht, das sich zwischen uns entwickeln mochte. War ich nicht stark genug, um auch rücksichtsvoll, liebevoll, sanft, zärtlich und feminin zu sein? Ich konnte nur hoffen, daß sie mich noch mochte, daß sie mir noch Gelegenheit geben würde, ihr zu gefallen. Und plötzlich ging mir mit ungeahnter Heftigkeit auf - vermutlich weil ich bisher noch keine so aufregende Frau gefunden hatte -, daß in unserer Gesellschaft der Mann einer Frau zu Gefallen sein muß, daß er, um in Kontakt mit ihr zu treten, zu sein und zu tun hat, was die Frau sich wünscht, weil sie sonst unnahbar bleibt. Die Frauen der heutigen Zeit waren eine völlig neue Spezies und unterschieden sich auf magische Weise von den Frauen der Vergangenheit, so frei und unabhängig waren sie. Sie diktierten die Bedingungen, und der Mann mußte darauf eingehen, wenn er sich der Frau nähern wollte. Aber war das nicht recht so? Gewiß hatten doch die Frauen das Recht zu for-

dern, daß die Männer ihre Wünsche erfüllten. Andernfalls brauchten sie sich nicht mit ihnen einzulassen. In unserer Gesellschaft waren es die Frauen, die den Ton angaben, und die Männer, die nach der Pfeife tanzten. Wenn die Frauen sich aus irgendeinem Grund wünschten, daß wir wie Freunde waren, dann mußten wir uns eben große Mühe geben, so aufzutreten. Die Entscheidung fiel durch sie, indem sie ihre Gunst gewährten - oder eben nicht.

»Bitte!« flehte ich.

»Sie sind verachtenswert«, gab sie zurück.

Der Fahrer trat vor, um die Tür zu schließen. »Moment noch«, sagte ich zu ihm und hielt die Tür offen. Irgendwie hatte ich den Eindruck, daß er mich nicht in seinem Taxi haben wollte. Er fragte nicht, ob ich einsteigen und die Dame begleiten wolle. Am liebsten wäre er wohl losgefahren und hätte mich allein zurückgelassen. Ich verstand das nicht, beschäftigte mich aber nicht weiter mit der Beobachtung.

»Bitte, Miß Henderson«, sagte ich. »Ich weiß, daß ich Sie gekränkt habe. Und das tut mir ehrlich leid.« Meine Gedanken überschlugen sich. »Aber es ist schon spät, und vielleicht finde ich kein anderes Taxi. Wenn Sie schon nicht zulassen wollen, daß ich Sie nach Hause bringe, dann möchte ich wenigstens den Wagen mit Ihnen teilen, damit ich mit dem Nachhausekommen keine Probleme habe.«

Der Fahrer reagierte gereizt. Ich verstand das nicht. Es mußte doch in seinem Interesse sein, einen zusätzlichen Fahrgast zu haben.

»Na schön«, sagte sie und blickte starr geradeaus. »Steigen Sie ein.«

Ich kam der Aufforderung nach. Der Fahrer schloß die Tür, und es kam mir vor, als wäre er wütend auf mich.

Miß Henderson und ich saßen nebeneinander im Taxi und wechselten kein Wort.

Der Fahrer ging um den Wagen herum. Gleich darauf war er hinter das Steuer gegliitten.

Wir nannten ihm die Adressen. Miß Henderson wohnte

näher am Restaurant als ich. Obwohl er nach vorn schaute, wußte ich, daß der Fahrer zornig war, als ich ihm meine Anschrift nannte. Seine Reaktion gab mir Rätsel auf. Was machte es für einen Unterschied, welcher Fahrgast als erster ausstieg? Ein mürrischer Bursche. Ziemlich großgewachsen.

»Tut mir leid, Miß Henderson«, sagte ich.

»Schon gut«, erwiderte sie, ohne mich anzusehen.

In den Lehnen der Vordersitze gab es lange Schlitzte. Oben am Taxidach zeigte sich interessanterweise ein ähnlicher Schlitz. Etwa einen Zoll breit.

Das Taxi fuhr los und fädelte sich in den Verkehr auf der 128. Straße ein.

»Ich bin eine Frau«, sagte Miß Henderson betont. »Ich bin frei und unabhängig.«

»Ob ich Sie wohl eines Tages wiedersehen darf?« fragte ich.

»Nein«, erwiderte sie und musterte mich aufgebracht.  
»Ich finde Sie verabscheungswürdig!«

Ich ließ den Kopf hängen. Mein primitives, rücksichtsloses Benehmen, meine törichten Ansichten hatten eine gute Beziehung unmöglich gemacht. Ich war niedergeschlagen. Ich gefiel ihr nicht.

»Ich werde mich in nichts von einem Mann abhängig machen, niemals«, sagte sie.

»Ja, Miß Henderson«, erwiderte ich mit gesenktem Kopf.

»Fahrer!« rief sie plötzlich. »Sie fahren falsch!«

»Tut mir leid«, sagte er.

Gleichzeitig griff er unter das Armaturenbrett und bewegte zwei Hebel. In der Tür neben mir knackte etwas. Als der zweite Hebel einrastete, wiederholte sich das Geräusch in der Tür auf Miß Hendersons Seite.

Der Fahrer bog nicht erneut ab, sondern behielt die Richtung bei.

»Fahrer!« sagte Miß Henderson. »Sie nehmen den falschen Weg!«

Er schien nichts zu hören.

»Biegen Sie hier ab!« forderte sie an der nächsten Kreuzung. Aber er fuhr geradeaus weiter.

»Hören Sie nicht?« rief sie und beugte sich vor.

»Halt den Mund, Sklavin!« sagte er.

»Sklavin!« rief sie aus.

Verblüfft beobachtete ich, wie er einen Hebel bewegte, der sich neben ihm befinden mußte. Eine dicke Glasscheibe stieg aus der Lehne des Vordersitzes empor und versenkte sich in dem Dachschlitz. Gleichzeitig vernahm ich ein zweimaliges Zischen, das ebenfalls aus der vor uns liegenden Lehne kam. Ich begann zu husten. Unter Druck entwich ein Gas in den hinteren Teil des Taxis.

»Anhalten!« forderte ich hustend und schlug mit der flachen Hand gegen die Glasbarriere. Es gab kaum ein Geräusch, denn das Glas war dick. Ich glaube nicht, daß der Fahrer meine Stimme hören konnte.

»Was geht hier vor?« rief das Mädchen.

Der Wagen fuhr schneller. Plötzlich fiel mir auf, daß es keine Hebel gab, mit denen man die Fensterscheiben herunterkurbeln konnte!

»Anhalten!« schrie ich würgend.

»Ich kann nicht atmen!« rief das Mädchen. »Ich kann nicht atmen!«

Ich hämmerte auf die Türgriffe neben mir, die sich aber nicht bewegten. Ich versuchte, nicht zu atmen. Die Augen taten mir weh. Ich warf mich zur anderen Seite des Wagens hinüber, quer über das Mädchen, und versuchte den anderen Türgriff zu bewegen - umsonst. Nun begriff ich, was es mit dem metallischen Klicken auf sich hatte, das ich zuvor in den Türen gehört hatte. Eine Verriegelung war eingerastet.

Ich kehrte auf meine Seite des Wagens zurück, wo ich mit mehr Kraft den Türgriff bearbeiten konnte.

Das Mädchen weinte und hustete.

Ich bin stark, vermochte den Stahl aber nicht zu bewegen. Daraufhin hämmerte ich wieder gegen die dicke Glasplatte, diesmal aber mit der geballten Faust. Es tat sich nichts.

»Anhalten, Fahrer!« rief das Mädchen. Meine Lungen schmerzten zum Platzen. Ich riß mir Mantel und Jacke herunter und preßte den Stoff gegen eine der etwa zehn Zentimeter durchmessenden Öffnungen in den Sitzlehnen vor uns. Durch diese Öffnung drang das Gas herein. Vor der Öffnung saß ein Stahlgitter und verhinderte, daß ich einen Ppropfen in die Öffnung stopfen konnte. Das Betäubungsmittel sickerte durch den Stoff und strömte auch erbarmungslos durch die zweite Öffnung in das Wageninnere.

Ich versuchte das Stahlgitter von der Gasöffnung zu reißen. Aber ich fand keinen Ansatzpunkt.

Das Mädchen beugte sich vor und preßte Hände und Gesicht gegen die dicke Glasscheibe. »Bitte, bitte!« schluchzte sie. »Halten Sie an! Ich bezahle Sie!« Sie kratzte am Glas herum.

Ich hämmerte auf meiner Seite gegen die Türscheibe. Aber sie war ebenfalls sehr dick; die Tür, die äußerlich ganz normal ausgesehen hatte, mußte eine Spezialkonstruktion sein.

Plötzlich konnte ich nicht länger; krampfhaft ließ meine Lunge die Luft aus. In dem Maße, wie ich neu Luft einatmete, nahm das Gefühl der Übelkeit und des Erstickens zu. Wie immer die Moleküle des Gases auch aussehen mochten, bald würden sie sich in großer Zahl in meinem Blute tummeln. Ich schüttelte den Kopf. Meine Augen trännten.

Hustend fiel das Mädchen zurück. Sie zog die Beine an und blickte mich bedrückt an. »Was will man von mir, Jason?« fragte sie. »Was will man mir antun?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich. »Ich weiß es nicht.« Die einzige Lösung, die mir einfallen wollte, war so schrecklich und phantastisch, daß ich es nicht über mich brachte, dem entsetzten Mädchen davon zu erzählen. Ich musterte sie, wie sie erschreckt auf dem Rücksitz hockte, die Füße unter sich geschlagen. Sie war eine attraktive junge Frau, die das Begehr der Männer erwecken konnte. Ich schlug mir den

Gedanken aus dem Kopf. Nein, das konnte nicht sein! Man wollte sie bestimmt nicht deswegen haben! Aber welchem Manne würde es anders ergehen? Nein, redete ich mir ein, nein! Unmöglich!

»Jason!« flehte sie, »helfen Sie mir!«

Ich wandte mich ab und versuchte mit den Fingern irgendeinen Halt zu finden, einen Spalt zwischen Glas und Stahl vor mir und seitlich vor mir, irgend etwas, das sich ausnutzen ließ. Aber vergeblich.

Beverly Henderson kniete inzwischen auf dem Sitz und hatte sich dem gegenüberliegenden Seitenfenster zugewandt. »Bitte lassen Sie mich aussteigen!« rief sie dem Fahrer verzweifelt zu. »Sie können alles von mir haben, wenn Sie mich freilassen.«

Ich weiß nicht, woher meine nächsten Worte kamen. Aus irgendeinem Grund war ich plötzlich sehr wütend auf sie.

»Halt den Mund, du dumme kleine Sklavin!« fauchte ich.

Sie warf mir einen entsetzten Blick zu.

»Wie kommst du nur darauf, daß du mit den Herrn schachern kannst, die dich besitzen?«

Begriff sie denn nicht, daß sie ihren Häschern gänzlich gehörte?

Warum war ich so wütend auf sie? Warum kamen aus bisher unergründeten Tiefen in mir urplötzlich solch schlimme Worte hervor?

Ich betrachtete sie und erkannte abrupt in höchstem Entzücken ihre Schönheit als die einer Sklavin. In jeder Frau steckt eine Sklavin, in jedem Mann ein Sklavenherr.

Sie senkte den Kopf, denn mein Blick war ihr in diesem Moment unerträglich.

Warum war ich so wütend auf sie? Weil andere sie besaßen - und nicht ich?

Mit gesenktem Kopf kniete sie auf dem Rücksitz. Verflogen war jeder Gedanke an politische Überzeugungen. Verflogen war die Illusion von Freiheit und Unabhängigkeit wie auch von Arroganz und Stolz. Sie war nichts anderes als ein

verängstigtes Mädchen und - wie ich befürchtete - wohl auch eine gefangene Sklavin.

Und abrupt verwandelte ich mich wieder in den Mann der Erde, unterwürfig, niedergedrückt, voller Selbstzweifel, von Sorge überkommen. Wie grausam hatte ich sie doch behandelt! Wie sehr hatte ich sie herabgewürdigt. Wußte ich denn nicht, daß sie eine Person war?

»Verzeihen Sie, Miß Henderson!« schluchzte ich. »Ich wußte ja nicht, was ich sagte.«

Sie sank auf dem Sitz zusammen, während ich auf dem Boden des Taxis kniete.

»Es tut mir leid«, sagte ich. Und das stimmte auch. Ich wußte wirklich nicht, warum ich mich so heftig geäußert hatte. In der Aufregung jener Minuten war es tief aus mir hervorgebrochen, grausam, unaufhaltsam, explosiv.

Selbstverständlich war sie keine Sklavin! Doch als ich sie so anschaute, wie sie da bewußtlos vor mir hockte, kam ich nicht um die Feststellung herum, wie aufreizend hübsch ihre kompakten Rundungen waren. Ich konnte nicht anders, ich mußte mir vorstellen, wie sie sich in Seide und Stahl der Sklavin machen würde. Lautlos raste das Taxi dahin. Mir war schon klar, warum es die Männer auf Miß Henderson abgesehen hatten. Sie war eine Zierde für jeden Kragen. Auf mich hatte man es vermutlich nicht abgesehen; hier lag auch der Grund für das Verhalten des Fahrers, der nicht damit gerechnet hatte, daß ich die Fahrt mitmachte. Nicht auf mich kam es den Leuten an, sondern auf die wunderschöne Miß Henderson. Reiner Zufall, daß man mich mitgefangen hatte. Es wurde dunkel ringsum. Ich kämpfte darum, bei Bewußtsein zu bleiben. Ich weiß noch, wie ich ein letztesmal Miß Henderson anschaute, ich erinnere mich, daß ich zuletzt ihre hübsche Fessel betrachtete, die sich in einer Schlinge oder in einem Sklavenring recht hübsch ausmachen würde. Ich fragte mich, was aus mir werden würde. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Als die Taxitür geöffnet wurde, spürte ich einen kalten Lufthauch.

Langsam und schmerhaft kehrte ich in das Bewußtsein zurück.

Ich spürte, wie Miß Henderson aus dem Wagen gehoben wurde. Dann griffen auch bei mir zwei Männer zu und zerrten mich heraus. Wir befanden uns im Inneren eines garageähnlichen Baus. Der Boden bestand aus Zement. Miß Henderson lag flach ausgebreitet auf dem Bauch. Vier Glühbirnen, an langen Leitungen hängend, lieferten das Licht. Sie besaßen dunkle Metallschirme, deren Inneres mit weißem Emaille bedeckt war, und wurden durch ein Drahtgeflecht geschützt.

Ich wurde ebenfalls auf den kalten Boden gelegt. Man zog mir die Hände auf den Rücken und fesselte sie zu meiner Verblüffung mit Handschellen.

Ich vermochte fünf Männer auszumachen. Da war zunächst der Fahrer des Taxis, dann drei stämmige Burschen, zwei in Jacken und einer mit Pullover, und schließlich ein fünfter Mann in zerknittertem Anzug und mit gelockerter Krawatte. Er war großgewachsen und massig. Er hatte breite, schwere Hände und wirkte ungemein kräftig. Trotz seines spärlichen Haares machte er einen sehr männlichen Eindruck.

»Weckt die Sklavin«, befahl er.

Einer der Männer schob von hinten die Hände in Miß Hendersons Haar und zerrte sie grob empor, was sie zu einem schmerzhaften Aufschrei veranlaßte.

»Sie sind das!« rief sie in kniender Position. »Der Mann aus der Wohnung!«

»Niemand hat dir das Sprechen gestattet!« sagte er.

»Ich brauche dazu keine Erlaubnis!« rief sie. »Ich bin eine freie Frau! Ich bin keine Sklavin!«

»Oh!« schrie sie, denn die Hände des Mannes, der sie

hielt, verkrampften sich in ihrem Haar und zerrten ihren Kopf zurück.

Ihre kleinen Hände legten sich nutzlos um seine dicken Unterarme.

»Sklavin, du solltest dich rechtzeitig daran gewöhnen, freie Männer als ›Herr‹ anzureden!« sagte der massive Mann.

»Ich bin aber keine Sklavin!« Und wieder schrie sie auf, so stark zerrte der Mann an ihrem Haar. Dann fügte sie hinzu: »... Herr.«

»Schon besser«, sagte der Mann. »Auf eine Weise bist du Sklavin, auf eine andere Weise noch nicht. Im natürlichen Sinne bist du Sklavin von Geburt. Erspar dir die Reaktion, meine Liebe. Ich habe recht. Das ist jedem bekannt, der solche Dinge kennt. So etwas weiß man bei einer Frau auf einen Blick. Und falls es dich irgendwie beruhigt: bei dir offenbart sich das natürliche Sklaventum so klar und deutlich wie bei kaum einer anderen. Dein Sklaventum tritt beinahe offen zutage.«

»Nein!« rief sie. »Nein!«

»Die Erdkultur bietet sehr wenig Gelegenheit, Sklavenbedürfnisse zu befriedigen und zu erfüllen«, fuhr er fort. »Andere Kulturen, das wirst du feststellen, sind in dieser Beziehung toleranter und großzügiger.«

»Nein!« rief sie.

»Der Aspekt, unter dem du eigentlich noch nicht als Sklavin anzusehen bist, ist dagegen zweitrangig. Im Rahmen der Institution der Sklaverei bist du noch nicht offiziell versklavt, bist noch keine Sklavin nach dem Gesetz.« Sie starrte ihn entsetzt an.

»Aber sei unbesorgt«, sprach er weiter. »Die gesetzlichen Bestimmungen werden auch in deinem Fall über kurz oder lang eingehalten - und dann bist du mit Haut und Haaren Sklavin und weiter nichts.« Er lächelte sie an. »Du darfst jetzt antworten: ›Ja, Herr‹.«

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

Mit geschickter Bewegung warf der Mann, der das Mädchen festhielt, sein Opfer wieder auf den Bauch. An der Seite riß er ihr das Kleid auf. Der andere nahm eine Ledertasche aus einem weißen Schrank. In der Tasche befanden sich zwei Ampullen, Baumwolle und etliche Einmal-Spritzen. Der Mann kniete neben dem Mädchen nieder, benetzte einen Wattebausch mit Flüssigkeit aus einer der Ampullen und rieb ihr damit ein Stück Haut oberhalb der rechten Hüfte ein.

Dann öffnete der Mann die Hülle einer Injektionsnadel und zog sie mit einer grünlichen Flüssigkeit auf, die in der anderen Ampulle enthalten war.

»Was machen Sie da?«

»Ich bereite dich für den Transport vor.«

»Transport?« rief sie. »Wohin denn?«

»Na, errätst du das nicht, du kleiner Dummkopf?«

»Oh!« rief sie, als die Nadel in ihr Fleisch drang.

Ich versuchte mich aufzurichten, doch ein gestiefelter Fuß drückte mich wieder zu Boden.

Der massive Mann injizierte geduldig das Mittel und zog die Nadel schließlich wieder heraus. Erneut desinfizierte er die Einstichstelle.

»Wohin werde ich gebracht, Herr?« rief das Mädchen.

»Na, auf den Planeten Gor, wohin sonst?« antwortete er.

»Gor existiert doch gar nicht!«

»Verzichten wir auf nutzlose Streitereien«, sagte er. »Du wirst die Wahrheit besser beurteilen können, wenn du angekettet in einem goreanischen Verlies erwachst.«

Er stand auf und reichte einem der Männer die Injektions-spritze.

»Ich kann unmöglich Sklavin sein!« schluchzte sie.

»Das bist du bereits«, erwiderte er.

»Du hast mich betäubt«, sagte sie zitternd.

»Beruhige dich. Es ist besser so für den Flug.«

Sie begann laut zu schluchzen.

»Entspanne dich, kleine Sklavin«, sagte er beruhigend.

»Ja, Herr«, erwiederte sie und verlor das Bewußtsein. Entsetzt sah ich zu, wie Miß Henderson die Kleidung vom Leib geschnitten wurde. Anschließend wurde sie seitlich in eine speziell vorbereitete Kiste gesetzt, mit ausreichenden Sicherungen für Kopf und Arme. Ein Paar Fußfesseln mit engravierter Nummer stellte die Identifikation sicher. Der Deckel wurde mit zwei Schnapphaken gesichert. Außerdem drehten die Männer zusätzlich zehn Schrauben ein. Die Luftzufuhr erfolgte durch zwei kleine runde Löcher in der oberen Hälfte.

»Bringt die Kiste zum Wagen hinaus«, sagte der massive Mann.

Zwei Männer hoben die Kiste an. Ein dritter ging voraus, vermutlich um auf den Weg zu achten und die Tür des Wagens zu öffnen.

Am Boden spürte ich plötzlich einen frischen Luftzug. Irgendwo war eine Tür geöffnet worden. Ich spannte die Muskeln an. Im nächsten Moment spürte ich einen Stiefel auf der Kehrseite. »Daß du mir nichts Törichtes versuchst«, sagte eine Stimme - es war der Fahrer des Taxis. Gleich darauf hörte das Ziehen auf. Ich hörte das leise Zuknallen einer Tür.

Nun wandte sich der massive Mann zu mir um.

»Sie haben sie behandelt wie eine Ware!« sagte ich zornig.

»Das ist sie auch, eine Sklavin«, erwiederte er.

»Was machen Sie mit ihr?«

»Sie wird auf eine andere Welt verschickt, die Gor heißt«, antwortete er. »Dort erhält sie das Brandzeichen als Sklavin und wird auf einem offenen Markt verkauft.«

»Wie können Sie das tun?«

»Es ist mein Beruf«, erwiederte er. »Ich bin Sklavenhändler.«

»Aber haben Sie kein Mitleid mit Ihren armen Opfern?«

»Sie verdienen kein Mitleid. Es sind doch nur Sklaven.«

»Aber was ist mit Ihrem Recht auf Glück?« fragte ich.

»Das ist unwichtig«, gab er zurück. »Aber falls es dich in-

teressiert - keine Frau ist wirklich glücklich, solange sie nicht wahrhaftig unterworfen und beherrscht wird.«

Ich schwieg.

»Befreit man eine Frau«, sagte er, »wird sie versuchen, einen zu vernichten. Versklavt man sie aber, kriecht sie vor ihrem Herrn auf dem Bauch und erfleht sich die Gnade, ihm die Sandalen zu lecken.«

»Wahnsinn!« rief ich. »Das ist doch absolut falsch!«

Der massive Mann lächelte den hinter mir stehenden Wächter an. »Er redet wie ein typischer Erdenmann, nicht wahr?«

»In der Tat«, erwiderte der andere. In diesem Moment spürte ich wieder den Luftzug. Gleich darauf kehrten die anderen drei Männer zurück. »Die Kiste ist im Wagen bei den anderen«, meldete einer.

Ich war überrascht. Offenbar mußten noch andere Mädchen das entsetzliche Schicksal Miß Hendersons teilen.

Nun aber stand ich im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, was mich doch sehr erschreckte. Ich begann zu schwitzen. Mir ging auf, daß weder Miß Henderson noch ich eine Augenbinde erhalten hatten. Den Männern schien es nichts auszumachen, daß ich sie zu einem späteren Zeitpunkt identifizieren konnte, ebenso wie das Innere dieses Gebäudes.

»Was ... was haben Sie mit mir vor?« fragte ich.

Der Mann, der das Taxi gefahren hatte, wanderte um mich herum, bis er etwa drei Meter vor mir stand. Dabei sah ich, daß er mit einem Revolver bewaffnet war. Aus der Jackentasche zog er einen hohlen, zylindrischen Gegenstand und drehte ihn auf die Mündung der Waffe. Es war ein Schalldämpfer, der den Schußlärm vermindern würde.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte ich. »Du hast zuviel gesehen, und du kannst uns nichts nützen«, sagte der massive Mann.

Ich versuchte auf die Füße zu kommen, wurde aber von zwei Männern zu Boden gedrückt.

Aus den Augenwinkeln sah ich den Revolver mit dem Schalldämpfer. Dann spürte ich das stumpfe Ende der Mündung an der linken Schläfe.

»Erschießen Sie mich nicht!« flehte ich. »Bitte!«

»Er ist die Kugel nicht wert«, meinte der massive Mann.  
»Hebt ihn auf die Knie. Nehmt eine Drahtgarotte.«

Der Taxifahrer schraubte den Schalldämpfer ab, ließ ihn in seiner Tasche verschwinden und steckte sich den Revolver wieder in den Gürtel. Man zerrte mich auf die Knie hoch, zwei Männer hielten meine Hände auf dem Rücken.

Der fünfte Mann, der den Kistenträgern die Tür geöffnet hatte, trat hinter mich. Abrupt wurde mir ein dünner Draht um den Hals geschlungen.

»Ich muß noch jemanden auflesen«, sagte der Mann, der das Taxi gefahren hatte.

»Wir treffen uns dann an der Autobahn«, erwiderte der massive Mann. »Du kennst die Stelle.«

Der andere nickte.

»Um vier Uhr früh sollen wir am neuen Startplatz sein«, fuhr der massive Mann fort.

»Sie hat um zwei Uhr Arbeitsschluß«, antwortete der Taxifahrer. »Ich werde sie abfangen.«

»Die Zeit wird knapp werden, aber mach nur. Wir können sie im Wagen ausziehen, betäuben und in die Kiste packen.«

Ich spürte, wie sich die Schlinge zusammenzog.

»Bitte nicht!« flehte ich.

»Es wird schnell vorüber sein«, sagte der Massive.

»Bitte töten Sie mich nicht!«

»Flehst du um dein Leben?«

»Ja, ja, ja!«

»Aber was sollen wir mit dir anfangen?«

Der massive Mann betrachtete mich, wie ich hilflos vor ihm kniete. »Da seht, ein typischer Erdenmann!« sagte er.

»Wir sind nicht alle so schwach und feige«, sagte einer der Männer mürrisch.

»Das stimmt«, sagte der massive Mann. »Aber gibt es für ein Männchen wie dich denn überhaupt eine Hoffnung?«

»Ich verstehe nicht, was Sie eigentlich meinen«, stammelte ich.

»Wie sehr ich deinen Typ verachte!« rief er. »Narren, Feiglinge, Schwächlinge, von Schuldgefühlen geplagt, verwirrt, selbstgefällig, sinnlos lebend, Vorspiegelungen nachhängend, weich - Männchen, die sich die Ur-Privilegien ihres Geschlechts haben nehmen lassen, des Geburtsrechts ihrer eigenen Männlichkeit, Kreaturen, die sich die Bedürfnisse des eigenen Blutes nicht einzustehen wagen, Männchen, die zu schwach, zu verängstigt, zu beschämten sind, um als Männer aufzutreten.«

Seine Worte gingen mir durch und durch, denn ich hatte geglaubt, in meiner Männlichkeit etwas Besonderes zu sein. Oft hatte man mich verspottet, weil ich angeblich zu maskulin wäre. Dieser Mann sprach nun aber über mich, als ahnte ich bisher nicht einmal, was wahre Männlichkeit bedeute. Ich war erschüttert. Ich begann zu zittern. Was mochte diese biologische Männlichkeit sein, in der Fülle ihrer Durchdachtheit und Stärke? Ich ahnte bereits, daß eine solche Männlichkeit keine bloße Vorspiegelung war, wie man mich gelehrt hatte, sondern eine Art Auslese in der langen, harten Realität einer brutalen Evolution - wie das Wesen des Adlers und des Löwen. Jetzt aber ging mir auf, daß meine Vorstellung von Männlichkeit, so fortschrittlich ich sie gefunden hatte, die Pracht einer bisher unterdrückten, verzerrten, gefolterten Realität nicht einmal im Ansatz erahnen konnte, einer Realität, die in jeder Körperzelle des Mannes genetisch angelegt ist, einer Realität, die von einer anti-biologischen Kultur gefürchtet und ausgemerzt worden war. Ich kam von einer Welt, in der die Adler nicht fliegen können. Ich senkte den Kopf. Löwen gedeihen nicht in einem Land voller Gifte.

»Schau mich an!« forderte der massive Mann.

Ich hob den Kopf.

»Ich weiß nicht recht, ob es für ein fehlgeleitetes Wesen wie dich überhaupt Hoffnung gibt.«

»Er hat den Tod verdient«, sagte einer der anderen Männer.

»Ist er nicht ein typischer Erdenwicht?« fragte der Massige.

»Ja, ja«, sagten die Männer im Chor.

»Aber darüber hinaus scheinen seine Züge symmetrisch zu sein, und sein Körper, wenn er sich auch weich und schwach darstellt, ist groß.«

»Ja?« fragte einer der Männer.

»Ob eine Frau wohl Gefallen an ihm finden könnte?« fuhr der große Mann fort.

»Vielleicht«, lächelte einer der anderen.

»Werft ihn auf den Bauch und fesselt ihm die Beine!« befahl der massige Mann.

Ich spürte, wie sich der Draht von meinem Hals löste. In Sekundenschnelle wurden mir die Fußgelenke zusammengebunden. Dann riß man mir auf der linken Seite die Kleider vom Leib, ich spürte die kalte Berührung des alkoholgetränkten Wattebauschs und den Einstich der Nadel.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte ich entsetzt.

»Man wird dich auf den Planeten Gor schaffen«, antwortete er. »Ich glaube, ich kenne dort einen kleinen Markt, wo man Interesse an dir hat.«

»Gor gibt es doch gar nicht.«

Er stand auf und warf den Wattebausch und die zweite Injektionsspritze fort.

»Gor gibt es nicht!« rief ich.

»Schafft ihn in den Wagen«, sagte er zu den Männern.

»Ihr seid ja verrückt, ihr alle!« rief ich. Zwei Männer hoben mich vom Boden auf. »Gor gibt es nicht!« rief ich. Man trug mich zur Tür. »Gor existiert nicht!« rief ich. Dann verlor ich das Bewußtsein.

Ich erwachte von meinem eigenen Schmerzensschrei und versuchte mich aufzurappeln. Aber ich kam nicht auf die Füße. Hand- und Fußgelenke schienen irgendwo festzusitzen. Etwas beschwerte mir den Hals. Ich stemmte mich auf Hände und Knie empor und wollte meinen Sinnen nicht trauen. Ich war nackt angekettet und trug einen Eisenkragen. Wieder traf mich die Peitsche, und ich schrie auf, wobei ich mich auf den Bauch fallen ließ. Ich lag auf großen Steinquadern, die ein Pflaster ergaben. Von meinen Händen führte eine Kette zu einem Eisenring, meine Füße waren mit einem anderen verbunden. Feuchtes Stroh lag unter mir. Der Raum war fensterlos. Die matte Beleuchtung ging von einer winzigen Lampe in einer kleinen Nische aus. Es war ein feuchter, übelriechender Ort, der vermutlich tief unter der Erde lag. Der schwere Halskragen wurde mir überaus deutlich bewußt.

Und die Peitsche traf mich immer wieder und trieb mir die Tränen des Schmerzes in die Augen. »Bitte aufhören!« flehte ich. »Bitte aufhören!« Die Schwerkraft dieser Welt war geringer als die meiner Heimat - eine grausame Bestätigung, daß ich mich nicht mehr auf der Erde befand.

Erschrocken drehte ich mich in den Ketten, um zu sehen, wer mich peitschte.

Eine kräftige Frau stand hinter mir; sie war etwa eins siebenzig groß und mochte an die hundertunddreißig Pfund wiegen. Sie atmete schwer. Mit beiden Händen umklammerte sie die Peitsche. Sie hatte dunkle Haare und dunkle Augen und eine ausgeprägte Muskulatur, ihre Figur aber war großartig. Sie trug einen ledernen Büstenhalter und schwarzlederne kurze Hosen; gegen diese Kleidung hob sich die Haut von Bauch, Armen und Beinen bleich ab. Um ihren linken Arm lag ein goldener Reif. Ein Lederband hielt ihr Haar zusammen. Um die Hüfte lag ein schwerer, eng gezogener

Gürtel mit massivem Metallbesatz; die Füße waren von schweren Sandalen geschützt. Am Gürtel hingen ein Schlüsselring und eine zusammengelegte Kette mit Schnappverschluß. An der rechten Hüfte baumelten stählerne Handfesseln.

Ich versuchte mich von ihr abzuwenden, denn ich war nackt, doch sie hob die Peitsche und hieb erneut zu.

»Sie sind eine Frau«, sagte ich, als mir die Tränen in die Augen schossen.

»Laß die Beleidigung!« erwiderte sie und schlug wieder zu. Dann wechselte sie die Position und baute sich vor mir auf. Wieder versuchte ich mich zur Seite zu drehen, um nicht so schamlos entblößt vor ihr zu hocken.

»Knie vor mir nieder«, befahl sie. »Die Beine auseinander.«

Verlegen gehorchte ich.

»Freie Personen können dich anschauen, wie es ihnen gefällt«, sagte sie.

»Sie sprechen Englisch«, stellte ich fest.

»Ein wenig«, sagte sie, »nicht viel. Vor etwa vier Jahren fanden es meine Vorgesetzten praktisch, mich die Sprache lernen zu lassen. Eine weibliche Gefangene, die ein abgeschlossenes Sprachstudium hatte, wurde gekauft, um mich auszubilden. Als ich genügend gelernt hatte, entledigte man sich ihrer.«

»Sie wurde getötet?« fragte ich.

»Nein«, antwortete sie lächelnd. »Sie war intelligent und attraktiv. Deshalb machten wir sie zur Sklavin und verkauften sie. Ein starker Herr erwarb sie. Sie wird ihm gut dienen.«

»Aber Sie gebrauchen Ihr Englisch nicht oft?«

»Nicht mehr«, sagte sie. »Eine Zeitlang kam es uns zupasse beim Training von Erdenfrauen als Sklavinnen. Neuerdings aber werden die Neuzugänge von diesem wie von anderen Lagern gleich weitergeschickt, kaum daß sie zwei oder drei Tage ausgebildet wurden, um auf den verschiedenen Märkten verkauft zu werden. Die Sklavinnen müs-

sen dann die Sprache direkt von ihren neuen Herren lernen wie ein Kind - nicht durch das Medium ihrer alten Sprache. Eine wirksame Methode. Die Mädchen gewöhnen sich in einer einsprachigen Umgebung schnell an Ketten und Kragen.«

»Wird hier ein Erdenmädchen namens Beverly Henderson gefangengehalten?« fragte ich.

»Sklavinnen haben keine Namen«, erwiderte sie, »sofern es ihrem Herrn nicht gefällt, sie zu benennen.«

»Sie ist dunkelhaarig und hat dunkle Augen«, fuhr ich fort. »Sehr hübsch. Etwa anderthalb Meter groß und kaum neunzig Pfund schwer.«

»Ach, diese exquisite kleine Schönheit!«

»O ja«, sagte ich.

»Ich wünschte, ich hätte sie in meine Krallen bekommen.«

»Wo ist sie?«

»Keine Ahnung. Sie und die anderen wurden in Ketten und Kapuze längst getrennt und zum Verkauf auf verschiedenen Märkten geschickt. Sie werden sich sehr schnell in hervorragende Sklavinnen verwandeln!«

Ich betrachtete sie stumm.

»Es war eine prächtige Sendung«, fuhr sie fort. »Den Herren wird das großes Vergnügen machen.«

Ich stöhnte auf. Was für ein schlimmes Schicksal drohte der lieblichen Miß Henderson - und natürlich den anderen Mitgefangenen!

»Sie wissen nicht, wohin sie geschickt wurde?« fragte ich.

»Nein - solche Informationen erhalte ich nicht.«

Bedrückt schüttelte ich den Kopf. Miß Henderson, diese hilflose kleine Schönheit, befand sich nun in der totalen Gewalt von Männern - sie konnte überall auf diesem Planeten sein!

Ich hob die Arme. »Warum bin ich angekettet?« fragte ich.

»Was für ein Dummkopf bist du doch!« sagte sie. Dann ging sie um mich herum. »Und doch bist du recht hübsch. Schon möglich, daß eine Frau dich nicht abstoßend findet.«

Sie trat einen Schritt vor und klopfte mit der Peitsche gegen das Metall, das meinen Hals beschwerte. »Dies ist der Kragen.« Nie zuvor war ich von einer Frau so nüchtern gemustert worden. »Ich glaube, du wirst dich gut machen.«

»Lassen Sie mich bitte frei«, sagte ich.

Das brachte mir neue schmerzhafte Peitschenhiebe ein.

Ich ließ mich nach vorn ins Stroh fallen und versuchte mit den angeketteten Händen meinen Kopf zu schützen. Fünfmal fiel die Peitsche, erbarmungslos.

»In die alte Position!« befahl sie dann.

Ich hockte mich vor sie. Erschrocken hob ich den Blick. Ihre Augen waren grausam, hart, dominierend. Nie zuvor hatte ich in den Augen einer Frau einen solchen unbeugsamen Willen ausgemacht. Ich senkte den Kopf, denn ihr Wille war stärker als der meine. Ich hatte Angst, sie würde streng mit mir verfahren. Ich begann zu zittern. Ich hatte Angst vor ihr.

Dann spürte ich die Peitsche unter dem Kinn, die meinen Kopf hochzwang. Wieder begegnete ich ihrem Blick. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie beruhigend, »Sklave.«

»Ich bin kein Sklave«, gab ich zurück.

Sie trat zurück und begann zu lachen. Dann ging sie nach links. Die Wand hatte dort die Form eines großen, konisch zulaufenden Bogens, der angefüllt war mit einem schweren Gitter, verstärkt durch dicke Querstreben. In dieser Gitterwand befand sich ein mächtiges Gittertor. Jenseits des Gitters war ein gut acht Fuß breiter Korridor auszumachen und auf der anderen Seite eine weitere Zelle. Soweit ich erkennen konnte, war diese Zelle leer. Meine Häscherin stand aufrecht neben dem schweren Tor.

»Prodicus!« rief sie. »Gron!«

Im nächsten Moment eilten zwei sehr große und kräftige Männer herbei. Sie waren gekleidet wie sie, bis auf den Büstenhalter und das Band im Haar. Sie hatten eine breite nackte Brust; beim einen war sie kahl, beim anderen dicht

mit Haar bewachsen. Arme und Schenkel wirkten wie aus Eisen. Sie hatten keine Peitsche bei sich. Der eine schien kaukasischer Herkunft zu sein, der andere ein Orientale. Der Kaukasier hatte zottiges braunes Haar, während sich der Orientale bis auf einen kleinen Knoten aus schimmernd schwarzem Haar den Schädel geschoren hatte. Die beiden stapften in die Zelle, deren Tür nicht verschlossen gewesen war. Hastig äußerte sich die Frau in einer Sprache, die ich nicht verstand. Das Wort »Sleen« allerdings bekam ich mit.

»Was haben Sie vor?« fragte ich erschrocken. Die Männer kamen auf mich zu, und ich versuchte ihnen trotz der Ketten auszuweichen. Die Männer behandelten mich, als wäre ich ein Kind. Nie zuvor hatte ich solche Körperkräfte erlebt. Ich wurde auf den Bauch geworfen. Man schloß mich von den Ketten los und zerrte mir die Hände auf den Rücken, um sie dort in Handschellen zu legen. Dann zerrten mich die beiden hoch, wobei sie mich links und rechts abstützten.

»Was haben Sie vor?« fragte ich die Frau.

Sie antwortete nicht; vielmehr machte sie kehrt und ging voran. Die beiden Männer drängten mich zwischen sich zum Ausgang und folgten ihr.

»Nein!« schrie ich. »Nein!« Ich lag gefesselt auf der Seite. Eine schwere Tierhälfte wurde an einem Haken an mir vorbeigeheevt. Ich hatte in die Grube geschaut. Ich hörte das Toben der Tiere. »Nein!« flehte ich. Ein Seil wurde mir fest um die Hüfte gebunden und um die Handfesseln geschnürt, die meine Arme auf dem Rücken zusammenhielten. Zwei Männer hoben eine weitere Fleischladung auf einen Haken. Die Tierhälfte wurde sodann mit einem Seilzug über den Rand der Barriere geschoben und näherten sich dem Mittelpunkt der kreisförmigen Versenkung. Ich hörte das Fauuchen und Quietschen und schmatzende Zupacken. »Bitte nein!« rief ich. Nie zuvor hatte ich solche Ungeheuer gesehen. Die meisten waren dunkelbraun, einige aber auch

schwarz. Sie erreichten eine Länge von bis zu sechs Metern und ein Gewicht von zwölfhundert bis vierzehnhundert Pfund. Sie besaßen sechs klauenbewehrte Beine und eine Doppelreihe scharfer Reißzähne. Die Köpfe waren breit und dreieckig geformt, ähnlich wie bei einer Erd-Viper, die langen, geschmeidigen Körper aber waren von einem dicken Fell bedeckt. Sie umschwänzten einander. Die beiden Männer hatten mich am Rand der Barriere festgehalten, denn ich sollte zuschauen, wie sich die Ungeheuer auf das erste Fleischstück stürzten. Dabei sprangen einige Tiere bis zu vier Meter hoch. Ein oder zwei Ungeheuer klammerten sich sogar am Fleisch fest, das langsam hinabgelassen wurde, und zerrten mit dem hinteren Beinpaar daran. Der Ort war voller Gestank, Gefauche und Gejapse, das herausfordernde Gebrüll der Wesen war ohrenbetäubend.

»Nein!« schrie ich. Einer der beiden Männer schob einen Haken unter die Seile, die meine Fußgelenke zusammenhielten. Gleich darauf hob sich der Haken und zog mich, mit dem Kopf nach unten hängend, über den Weg, der die runde Vertiefung säumte. Hilflos pendelte ich hin und her.

Die Frau in der schwarzen Lederkleidung gab ein Zeichen.

»Nein, bitte!« schrie ich.

Ich mußte zulassen, daß ich höher gehievt und mit den Seilzügen über das tiefliegende Gehege gezogen wurde - dessen Boden etwa zwanzig Meter unter mir lag.

Ich spürte die Tiere unter mir, ihre Größe, ihren widerlichen Gestank, der beinahe unerträglich war, das nervöse Hin und Her, das unentwegte Umeinanderschleichen dieser fürchterlichen Geschöpfe. Ich legte den Kopf in den Nacken und machte mehrere pelzige Körper aus. Die Köpfe waren gehoben, die Augen funkelten, die dunklen dreieckigen Zungen hingen heraus, die Zahnenreihen waren gebleckt. Dann spürte ich, wie ein Ruck durch das Seil ging und ich gleichzeitig ein Stück abwärts sank.

Das erste Ungeheuer wagte einen Sprung, erreichte mich

aber um mehrere Fuß nicht; er fiel zwischen seine Artgenossen zurück. Daraufhin wurde ich etwa zwei Meter tiefer hinuntergelassen. Ich begann vor Angst zu weinen. Dann ging es weitere drei Meter in die Tiefe, und noch einmal drei Meter.

Die Tiere waren erregter als zuvor; nur wenige waren hier und dort in kleinen Gruppen damit beschäftigt, Fleischbrocken zu zerreissen, die bereits in die Grube hinabgelassen worden waren.

Und wieder glitt das Seil ein Stück in die Tiefe.

»Bitte halt!« flehte ich. Oben auf der Barriere vermochte ich die Frau auszumachen, die Frau mit der hellen Haut und der Peitsche. Hinter ihr standen die beiden geistlosen Muskelpakete, die mich aus der Zelle geholt hatten.

Und nun hing ich zappelnd und schreiend etwa zwölf Meter über dem Boden des Geheges.

Und immer weiter wurde das Seil ausgelassen.

Ich schrie vor Entsetzen.

Nun begannen die Tiere erneut zu springen. Ich hörte Mäuler zuschnappen - kaum einen Meter unterhalb meines Kopfes. Ich sah breite, ausgefahrenе Krallen unter mir vorbeizucken. Ich war davon überzeugt, daß die Raubtiere mir mit einem einzigen Prankenheb den halben Kopf vom Körper trennen konnten.

Mein Geschrei vermengte sich mit dem zornigen Fauchen und den schrillen Hungerlauten der Ungeheuer.

Wieder gab das Seil nach, und ich drohte das Bewußtsein zu verlieren.

Doch plötzlich geriet ich in Schwingungen. Ich wurde emporgezerrt, über die Barriere geschwenkt und von dem Haken gelöst. Die beiden Muskelmänner befestigten einen großen Fleischbrocken daran und senkten ihn in die Grube. Ich hörte die Ungeheuer darum kämpfen. Der riesige Orientale öffnete meine Handschellen.

»Knie nieder«, sagte die bleichhäutige Frau in der Lederkleidung.

Entsetzt gehorchte ich. Aus der Tiefe tönte das Schmatzen und Fauchen der fressenden Tiere.

»Beine auseinander!« befahl sie.

Zitternd tat ich, was sie befahl.

»Weißt du jetzt, daß du Sklave bist?« fragte sie.

»Ja«, antwortete ich. »Ja!«

»Ja, Herrin!« forderte sie.

»Ja, Herrin!«

»Und du weißt, auf welcher Welt du dich befindest?«

Ich wagte nicht zu antworten.

»Sie heißt ›Gor‹.«

»Ja, Herrin«, sagte ich zitternd und verlor beinahe das Bewußtsein. Gor existierte also wirklich!

»Und auf Gor bist du mein Sklave!«

»Ja, Herrin.«

»Auf Gor wird der Ungehorsam eines Sklaven nicht geduldet, auch nicht der kleinste Ungehorsam. Ist das klar?«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Außerdem wird erwartet, daß ein Sklave seiner Herrin durch und durch gefällt, begriffen?«

»Ja, Herrin.«

»Die Tiere, die du da eben gesehen hast, heißen Sleen«, fuhr sie fort. »Sie werden auf Gor für die verschiedensten Zwecke eingesetzt. In erster Linie aber dienen sie zur Verfolgung geflohener Sklaven, die keine Überlebenschance haben. Die Tiere sind auf die Sklavenjagd abgerichtet.«

»Ja, Herrin.«

»Begreifst du nun ein wenig von dem, was es bedeuten kann, als Sklave auf Gor zu leben?« fragte sie.

»Ja, Herrin.«

»Bedenke, allesentscheidend ist der Wille deiner Herrin.«

»Ja, Herrin.«

»Soweit ich weiß, bist du der erste Erdenmann, der als Sklave nach Gor gebracht wurde.«

»Daß ich hier bin, ist reiner Zufall«, sagte ich. »Ich bin

Sklavenhäschern in die Hände gefallen. Bitte schicken Sie mich zur Erde zurück.«

»Unbotmäßiges Sprechen bringt normalerweise die Peitsche, Sklave!« sagte sie streng. Dann ging sie um mich herum.

»Ich war eine Zeitlang auf deinem Planeten«, bemerkte sie. »Vor anderthalb Jahren, im Dienste meiner Vorgesetzten. Ich verbrachte mehrere Monate auf deiner Welt.«

»Ja, Herrin.«

»Und dort erfuhr ich, wie es um die Männer der Erde bestellt ist - und ich kann sie nur verachten.«

»Ja, Herrin.«

»Wie heißt du?«

»Jason«, antwortete ich. »Jason Marshall.«

»Du hast keinen Namen«, widersprach sie.

»Ja, Herrin.«

»Aber ›Jason‹ müßte genügen«, fuhr sie fort. »Du bist also Jason.«

»Ja, Herrin.«

»Dieser Name ist jetzt ein Sklavenname. Du trägst ihn, weil es mir so gefällt.«

Ich blickte bedrückt zu ihr auf.

»Ich habe die Männer der Erde erlebt«, fuhr sie fort. »Es gibt unter ihnen so wenige richtige Männer. Ist das denn so schwer? Warum haben so viele männliche Erdenbewohner ihre Männlichkeit aufgegeben und genießen ihre Verstümmelung auch noch? Zweifellos gibt es dafür komplexe historische Gründe. Interessant, in welch groteske Formen sich die Biologie durch die Kultur zuweilen zwängen läßt!«

Sie begleitete mich in meine Zelle zurück.

»Armer hübscher Jason«, sagte sie unterwegs. »Er ist verwirrt.« Sie lächelte mich an. »Ich will dir ein Geheimnis verraten. Du warst schon auf der Erde ein Sklave, ohne es zu wissen. Du warst Sklave von Kultur, Wertanschauungen, Propaganda und Frauen. Da deine Ketten unsichtbar waren, tatest du, als gäbe es sie nicht. Aber hast du nicht

trotzdem ihr Gewicht gespürt? Stehen die Dinge hier für dich so wesentlich anders? Einen echten Unterschied gibt es doch wohl kaum. Natürlich sind die goreanischen Peitschen aus echtem Leder und die Ketten aus echtem Eisen. Wenn du sie spürst, brauchst du nicht so zu tun, als wären sie etwas ganz anderes.«

In der Zelle gab sie mir zu essen und zu trinken.

»Die Sklaven hängen total von ihrem Herrn ab, auch in der Ernährung«, erklärte sie dazu.

»Ja, Herrin.«

»Ich bin keine so üble Herrin«, fuhr sie fort. »Ich kann durchaus freundlich sein.«

Ich hob den Kopf.

»Nun glaube nicht, daß ich dich milde behandeln werde. Alle meine Sklaven erleben ein strenges Regiment. Sie müssen prompt gehorchen - das gilt natürlich auch für dich. Aber ich kann auch freundlich sein. Es gibt auf Gor schlimmere Sklavenherrinnen als mich.«

»Ja, Herrin.«

»Nur mußt du mir zu Gefallen sein.«

»Ich will versuchen, dir gefällig zu dienen, Herrin«, sagte ich.

»Ob du lebst oder stirbst, liegt in meiner Hand. Du bist Sklave durch und durch, verstanden?«

»Ja, Herrin.«

Sie verriegelte die schwere Gittertür meiner Zelle und betrachtete mich von draußen.

»Ja«, bemerkte sie, »du bist wirklich hübsch, Jason. Ich glaube, du wirst dich gut machen.«

»Wer sind Sie?« rief ich.

»Ich bin Lady Gina«, antwortete sie. »Deine Trainerin.«

»Trainerin?« rief ich.

»Hast du es nicht längst erraten?« fragte sie. »Ich trainiere Männer darauf, Frauen zu erfreuen.«

Entsetzt starre ich sie an.

Sie nahm einen Schlüssel vom Gürtel, steckte ihn ins Schloß, drehte ihn herum.

»Schlaf gut, hübscher Jason«, sagte sie. »Morgen früh beginnt dein Unterricht.«

Dann befestigte sie den Schlüssel wieder an ihrem Gürtel und ging.

## 4

»Hände auf den Rücken«, befahl Lady Gina.

Stillstehend, gehorchte ich. Mit geschickter Bewegung legte sie mir Handschellen an; anscheinend hatte sie darin Erfahrung. Nicht minder geschickt band sie mir dann einen Lendenschurz um.

»Es geht nicht darum, deine Gefühle zu schonen, Jason«, erklärte sie. »Vielmehr wird dein Goreanisch-Unterricht vorwiegend von Sklavinnen bestritten.«

»Sklavinnen, Herrin?« fragte ich.

»Ja. Es sind stinkende, hirnlose, lüsterne kleine Dirnen, die schon in den Armen von Goreanern gelegen haben. Das hat sie für die Freiheit verdorben. Wertlose, sinnliche kleine Ungeheuer, deren Leidenschaften von grausamen goreanischen Herren geweckt worden sind. Ihre Sexualität, ihre Schamlosigkeit, ihr Begehr, ihre Hilflosigkeit - das alles beleidigt eine freie Frau. Ich möchte nicht, daß sie über dich herfallen.«

»Nein, Herrin«, stimmte ich ihr zu.

Lady Gina löste eine Kette von ihrem Gürtel und hakte sie in den Ring, der an meinem Halskragen befestigt war.

»Komm, Jason«, sagte sie und führte mich wie ein Haustier aus der Zelle.

»Dies ist Lola. Und das Tela«, erklärte Lady Gina und deutete auf die beiden Mädchen.

Ich war erstaunt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß es solche Frauen geben konnte. Ich hatte Mühe zu at-

men, so heftig reagierte ich. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich goreanische Sklavinnen vor mir.

Ich begegnete ihrem Blick. Sie musterten mich mit mürrischem Interesse. Beide Mädchen waren unglaublich schön und so gut wie nackt. Das besagte aber nicht viel. Wenn Sie noch keine Sklavin gesehen haben, kann ich Ihnen die Wirkung einer solchen Begegnung wohl nur ansatzweise wiedergeben. Stellen Sie sich die aufregendste und begehrenswerteste Frau vor, die Sie jemals gesehen haben; stellen Sie sich vor, daß sie nackt vor Ihnen steht, in einem Sklavenkragen, der Ihnen gehört, und daß sie Ihnen gehorchen muß. Ich betrachtete die Mädchen. Gewiß, ihre Körper waren anmutig und wohlgerundet, und beide waren ungewöhnlich, ja unglaublich schön; doch waren es nicht diese Attribute oder ihre Nacktheit, die sie so anders wirken ließen. Was sie von anderen Frauen unterschied, was ihre Schönheit zehntausendmal stärker und erregender wirken ließ, war die Tatsache, daß sie ganz konkret und real im Besitz eines Herrn standen: Sklavinnen durch und durch.

Die beiden knieten vor Lady Gina. Sie sprach mit ihnen auf goreanisch. Ich vernahm das Wort »Kajirus«, das ich später als Bezeichnung für einen männlichen Sklaven kennenzulernen sollte, und das Wort »Jason«, - den Namen, den man mir gegeben hatte. Wie sehr ich Lady Gina beneidete, vor der zwei solche Schönheiten knieten!

Unterwürfig blickten die beiden zu ihr auf. Ich konnte den Blick nicht von ihnen abwenden. Sie waren die ersten Sklavinnen meines Lebens.

Lola, eines der Mädchen, stellte Lady Gina eine Frage, auf die sie prompt Antwort erhielt. Und dann gingen die goreanischen Anweisungen weiter.

Ich ballte die Fäuste in den Handschellen. Am liebsten hätte ich losgebrüllt vor Freude über diese Welt, auf der es solche Frauen gab. Sie waren überaus sinnlich, durch und durch feminin, unerträglich lasziv - und Sklavinnen.

Nun drehte Lady Gina die rechte Hand und hob sie leicht.

Beide Mädchen reagierten sofort auf das Zeichen und erhoben sich.

Sie wandten sich zu mir um und musterten mich. Beide hatten dunkle Haare und dunkle Augen. Goreaner sind überwiegend brünett - ähnlich dem Erdentypus, von dem sie sich wohl im wesentlichen herleiten. Größere Abweichungen gibt es nur in Torvaldsland und gewissen anderen nördlichen Bereichen. Lola schätzte ich auf etwa einen Meter sechzig, während Tela diese Größe nicht ganz erreichte.

»Gefallen dir die Mädchen, Jason?« fragte Lady Gina.

»Ja, Herrin.«

»Sie werden deine Goreanisch-Lehrerinnen sein.«

»Ja, Herrin. Vielen Dank, Herrin.«

»Nimm dich vor ihnen in acht«, sagte sie.

»Herrin?« fragte ich.

»Findest du sie schön?«

»Ja, Herrin.«

»Begehrst du sie?«

»Ja, Herrin.«

Lady Gina gab den beiden Mädchen ein Zeichen, und sie stürzten sich auf mich und begannen mit Ledergerten auf mich einzuschlagen.

Entsetzt zog ich den Kopf ein. Als die Züchtigung vorüber war, brannte mein Körper an einem Dutzend Stellen.

Lady Gina sagte etwas zu Lola. Sofort legte das Mädchen die Hände hinter den Kopf, beugte sich weit zurück, knickte ein wenig die Knie ein und präsentierte sich mir auf diese Weise. Vermutlich mußten sich so die Sklavinnen ihren Herren darbieten. Der Anblick reizte mich beinahe zum Schluchzen.

»Schade - deine Hände sind gefesselt, Jason«, sagte Lady Gina. »Du würdest sie gern berühren, nicht wahr?«

Ich begann mich zu winden. »Bitte schlagen Sie mich nicht!« flehte ich.

»Antworte, Sklave!«

»Nein, Herrin, nein, Herrin!«

»Du möchtest sie nicht in die Arme nehmen?« Sie versetzte mir einen Tritt. »Eine Lüge kann dich das Leben kosten, Sklave!« sagte sie.

»Verzeih, Herrin.«

»Hast du gelogen?«

»Ja, Herrin«, antwortete ich. »Ich habe gelogen! Verzeih mir.«

»Du möchtest sie also in die Arme nehmen?«

Ich betrachtete das aufreizend dastehende Mädchen. »Ja, Herrin.«

Lady Gina sagte etwas zu den beiden Mädchen. »Du wirst jetzt zweimal gestraft«, verkündete sie. »Einmal, weil du es gewagt hast, deine Herrin anzulügen, und ein zweites Mal, weil du das Begehrn verspürt hast, ein hübsches Mädchen zu berühren.«

Daraufhin erhielt ich zweimal zwanzig Gertenschläge. Als ich mich schließlich japsend und blutüberströmt wieder aufrichtete, bemerkte ich zum erstenmal an Lolas linkem Oberschenkel ein deutliches Zeichen, ein hübsches Zeichen, etwa anderthalb Zoll hoch und einen Zoll breit. Ein Brandzeichen. Das äußere Zeichen der Sklavenschaft.

Es war ein beinahe blütenartiges Muster, eine Art senkrechter Strich mit zwei Schlingen, die nach rechts führten. Ich sollte später erfahren, daß es sich um den Anfangsbuchstaben des Wortes »Kajira« handelte, der gebräuchlichen gooreanischen Bezeichnung für eine Sklavin.

Ich schnappte nach Luft, der ganze Körper tat mir weh. Doch vermochte ich sekundenlang den Blick vom Bein des Mädchens zu nehmen. Es war ein deutlich sichtbares, wunderschönes Symbol, direkt ins Fleisch gebrannt.

Lola zerrte an meiner Halskette und brachte mich wieder zu mir. Tela versetzte mir mit ihrer Gerte einen Hieb auf die rechte Schulter. Ich schrie auf und blickte verwirrt zu meiner Herrin empor.

»Du hast dir das Brandzeichen angesehen«, sagte Lady Gina zu mir. »Vergiß nicht, daß du nur Sklave bist, Jason.«

Ich starre sie an.

»Schau sie dir an, die Sklavinnen«, fuhr Lady Gina fort.  
»Sie sind doch begehrenswert, nicht wahr?«

»Ja, Herrin«, erwiderte ich und spannte die Muskeln an.

»Du würdest sie gern besitzen, habe ich recht?«

»Ja, Herrin.« Ich verkrampte mich in Erwartung der Gertenhiebe, die prompt kamen.

»Ich bin verwirrt, Herrin!« rief ich. »Ich weiß nicht, was ich tun soll! Warum behandelst du mich so?«

»Hier geschieht nichts anderes als auf der Erde«, antwortete sie. »Ich bringe dir bei, wie es euch Männern von der Erde oft geschieht, deine Sexualität zu fürchten und zu unterdrücken. Ein einfacher Vorgang: locken und strafen. Locken und strafen. Nach kurzer Zeit wird sich ein natürlicher psychologischer Prozeß einstellen, der Sexualität und Strafe miteinander verbindet. Du wirst deine sexuellen Gefühle fürchten lernen, sind sie doch Vorläufer für physischen oder seelischen Schmerz. Hieraus ergibt sich eine Angst vor erotischen Situationen, die die sexuelle Leistungsfähigkeit schmälert. Natürlich werden in einer Kultur, wie es sie auf der Erde gibt, Vernunftgründe vorgeschoben, die solche Hemmungen, von Kindheit an eingeimpft, erklären. Ein ganzes Mythengewebe schützt den Einzelnen vor der Einsicht, daß er vor langer Zeit, als er sich noch nicht wehren konnte, entstellt und verkrüppelt worden ist. Du kennst diese Mythen, diese Abwehrmechanismen. Es gibt sie in den verschiedensten Formen - die Bandbreite reicht von einem sinnlosen Zölibat bis hinüber zu schmutzigen Witzen und Geschichten, als eine Art Überreaktion auf die unterdrückte Sexualität, die damit herabgewürdigt und beschmutzt wird. Zwischen diesen beiden Verrücktheiten liegt ein ganzes Spektrum Anti-Sex-Ansichten, die im Grunde noch gefährlicher sind, weil sie unauffälliger auftreten - mit dem Ziel, das Denken zu bremsen und soziale Konformität zu fördern.«

»Aber was ist der Sinn all dieser Grausamkeit und Verücktheit?« fragte ich.

»Warum spucken die Häßlichen auf die Schönheit?« fragte sie zurück. »Warum würdigen die Schwachen den Kräftigen herab?«

»Ich verstehe die Frage nicht.«

»Die Männlichkeit eines Mannes hängt direkt mit der Sexualität zusammen. Am besten attackiert man die Männlichkeit, indem man die männliche Sexualität aufs Korn nimmt - und je genauer man dabei trifft, desto besser. Die Männer sind die natürlichen Herren. Dies ergibt sich bereits aus dem Studium der Primaten. Folglich muß der Mann behindert, gebrochen, verküppelt werden. Kurz, man will ihn vernichten. Daraufhin können die Frauen dann ihren Platz neben oder über ihm einnehmen.«

»Warum hassen Sie die Männer so sehr?«

»Ich bin keiner«, gab sie zurück.

»Warum vertreten Sie Ihr Anliegen nicht auch außerhalb der Gehege?«

»Ich bin kein Dummkopf!« sagte sie auflachend. »Glaubst du, ich möchte mit einem heißen Eisen gebrandmarkt werden? Glaubst du, ich möchte in einen Stahlkragen geschnürt und nackt der Gnade der Männer ausgeliefert werden? Nein, mein lieber Jason, das möchte ich nicht. Es handelt sich hier nicht um Erdenmänner, die sich nachdenklich-gelassen mit den Argumenten für die eigene Kastration austandersetzen. Nein, es sind Goreaner.«

»Sie haben Angst vor ihnen«, stellte ich fest.

»Ja.«

Ich wünschte mir, ein solcher Mann zu sein.

»Sie versuchen also, mir Angst vor meinen sexuellen Empfindungen einzugeben, damit ich sie unterdrücke - und gleichzeitig auch meine Männlichkeit.«

»Es ist die beste Methode, die Tüchtigkeit eines Mannes in allen gesellschaftlichen Konkultanzsituationen zu schmälern«, erwiderte sie.

»Und was ist der Sinn des Ganzen?«

»Lieg das nicht auf der Hand?« fragte sie. »Es geht darum, den Mann zu versklaven.«

»Läßt sich die Biologie eigentlich so vollkommen auslöschen?«

»Nicht ausschließlich durch Trainingsprogramme. Mit der Zeit wird es auf deiner Welt andere Dinge geben - Implantationsgeräte, die automatisch Strafen austeilten, chemische Änderungen, die Kastration ungeeigneter männlicher Nachkommen, Hormoninjektionen, Geschlechterbestimmung, genetische Kontrolle und dergleichen. Das alles dürfte erreichbar sein, wenn die Frauen die Macht innehaben - was bei eurer Art Demokratie vermutlich unvermeidlich ist.«

»Warum begeben Sie sich dann nicht auf die Erde und schließen sich dieser Entwicklung an?« fragte ich.

»Ich bin doch nicht verrückt!«

»Dann wünschen Sie sich im Grunde also nicht, daß sich solche scheußlichen Pläne verwirklichen?«

»Nein«, erwiederte sie, »denn das würde mehr oder weniger das Ende der menschlichen Rasse bedeuten.«

»Sie sehen also mehr als nur Ihr eigenes Interesse?«

»Ich kann nicht anders«, entgegnete sie. »Ein wenig bin ich noch Mensch geblieben.«

»Ich glaube nicht, daß die Erde in einem Alptraum untergehen wird, wie Sie ihn eben beschrieben haben.«

»Sie ist bereits auf dem besten Wege dorthin«, bemerkte sie. »Erkennst du die Zeichen nicht?«

»Männer und Frauen werden das verhindern.«

»Die Erdenwesen sind manipulierte Organismen. Hilflos treibend, werden sie von den gesellschaftlichen Strömungen mitgerissen und reagieren haltlos auf Schlagworte und Rhetorik. Sie werden die ersten sein, die den eigenen Niedergang feiern. Erst wenn es zu spät ist, wird ihnen dämmern, was mit ihnen passiert ist.«

»Ich hoffe, daß Sie sich irren«, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht irre ich mich«, sagte sie. »Wollen wir es hoffen.«

Ich schwieg.

Plötzlich sah sie mich zornig an. »Wie töricht ich zu dir gesprochen habe - der du doch nur ein Sklave bist!«

Sie wandte sich an die beiden Mädchen. Sie hatten unser Gespräch nicht verstehen können, weil sie kein Englisch konnten.

»Warum haben Sie sich so geäußert, Herrin?« fragte ich. »Ihre Methoden wären doch sicher wirkungsvoller, wenn ich sie nicht so genau kennen würde. Es kommt mir beinahe vor, als wollten Sie mich warnen.«

Ohne mich anzuschauen, sagte sie leise: »Auf Gor würden wir nicht einmal unsere Sklaven so zerstören, wie die Männer der Erde zerstört werden.«

Dann wandte sie sich an die beiden Mädchen, die mich mit schnellen Schritten von meiner Herrin fortführten.

## 5

»Gieß ein, Jason«, sagte Lady Gina.

»Ja, Herrin«, erwiderte ich. Ich verließ die Reihe der knienden Sklaven und näherte mich mit dem Weingefäß, das Tela mir gegeben hatte, dem Tisch. Hinter dem Tisch saß Lola und spielte die freie Frau. Seitlich hatte sich Lady Gina niedergelassen, die Peitsche in der Hand.

Unterwürfig näherte ich mich dem Tisch und kniete vor Lola nieder.

»Wein, Herrin?« fragte ich.

»Ja, Sklave«, erwiderte sie.

»Du siehst hübsch aus heute abend, Jason«, sagte Lady Gina.

»Vielen Dank, Herrin.«

Meiner Schätzung nach befand ich mich seit fünf oder sechs Wochen in den Sklavengehegen. Der schwere Eisen-

kragen, den ich am Anfang getragen hatte, war durch ein leichteres Metallband mit weißem Emaillebesatz ersetzt worden. Darauf befand sich eine Inschrift, die ich nicht lesen konnte, die man mir aber vorgelesen hatte: »Bringt mich zur Bestrafung zurück ins Haus des Andronicus.« Ich wußte nicht, wo sich das Haus des Andronicus befand. Einmal hatte man mich geschlagen, weil ich danach zu fragen wagte, was einem Kragen nicht zustand.

Hinter mir gab es Bewegung unter den anderen männlichen Sklaven, die wie ich kurze Seidentuniken trugen. Es gefiel ihnen nicht, daß die Herrin sich lobend über mich ausgesprochen hatte.

»Schenk ein«, sagte Lady Gina jetzt.

»Du gießt zu schnell, Sklave«, bemerkte Lola.

Ich schaute zu Lady Gina hinüber. Auf keinen Fall goß ich den Wein zu schnell.

»Der Wille der Herrin ist allesentscheidend«, sagte Lady Gina.

»Verzeih mir, Herrin«, sagte ich zu Lola, die mich hochmütig musterte.

»Einen Hieb für den ungeschickten Sklaven!« rief Lola. Tela nahm eine Sklavenpeitsche von der Wand und versetzte mir von hinten einen Hieb über den Rücken.

Mein Blick fiel auf Lola. Wie hochmütig wirkte sie doch in ihrer Rolle als freie Frau! Sie war ein aufregendes Mädchen, doch hatte sie mich stets boshhaft behandelt. Oft hatte ich nächtelang Schmerzen verspürt vom Schlag ihrer Gerte. Im Gegensatz zu ihr war Tela stets sehr gelassen und sachlich geblieben; sie behandelte mich mit derselben Strenge und Verachtung, die sie allen anderen Sklaven entgegenbrachte. Ich wußte nicht, warum Lola mich so haßte. Sie schien mich auf das Höchste zu verachten und ließ keine Gelegenheit verstreichen, mich zu erniedrigen oder zu schlagen. Ich war allerdings nicht der einzige Sklave, den sie rücksichtslos und boshhaft behandelte. Sie war im Gehege nicht beliebt, weder bei den Sklaven noch bei den Wächtern.

»Er hat mich angeschaut!« rief Lola triumphierend und wandte sich an Lady Gina.

Sie hatte recht. Ich hatte sie angeschaut. Nach den Wochen im Sklavengehege fühlte ich ein gewisses Aufblühen meiner Sexualität. Vielleicht lag es am einfachen Essen, an der ständigen Körperbewegung und der Ausbildung. Natürlich versuchte ich dagegen anzugehen. Aber manchmal fand ich es doch recht sinnlos, immer wieder selbstquälerisch zu verharren. Was sollte das wirklich für einen Sinn haben. Was war so falsch daran, ein Mann zu sein?

»Zwanzig Streiche!« rief Lola.

Tela blickte zu Lady Gina hinüber.

»Einer genügt«, sagte Lady Gina.

Lola erbleichte.

»Vergiß nicht, Lola«, fuhr Lady Gina fort, »daß du nicht wirklich frei bist. Nimm dir nicht zu viel heraus!«

»Ja, Herrin«, antwortete Lola angstvoll. Es machte mir Freude, sie verängstigt zu sehen.

»Du kannst die Strafe vollstrecken!« befahl Lady Gina.

Tela schlug von hinten zu, und ich zuckte zusammen. Eine Frau vermochte die Peitsche allerdings nicht so energisch zu führen wie ein Mann.

»Nun gieß den Wein wieder in das Gefäß«, befahl Lady Gina, »und beginne die Übung von vorn.«

»Ja, Herrin.«

Und wieder goß ich Wein in den Kelch, der vor Lola stand.

»Du giebst zu langsam, Sklave«, sagte Lola.

»Verzeih mir, Herrin«, sagte ich. Aber sie forderte keinen neuen Peitschenhieb.

Als ich mich zurücklehnte, streckte Lola die Hand aus und stieß den Kelch um. »Ungeschickter Sklave!« rief sie entsetzt.

Ich war erschrocken.

Lola blickte zu Lady Gina hinüber. »Sieh doch, was er gemacht hat!« rief sie.

Ich musterte Lola in aufflackernder Wut.

»Verzeih mir, Herrin«, sagte ich hastig. »Ich wische das sofort auf.«

»Beeil dich, Sklave«, sagte Lola triumphierend. »Unterdessen will ich mir überlegen, wie deine Strafe aussehen soll.«

Zornbebend begab ich mich in eine Ecke und stellte dort das Weingefäß ab. Mit einigen Tüchern und Wasser kehrte ich zurück und wischte Tisch und Fußboden sauber. Anschließend kniete ich wieder vor Lola nieder.

»Welche Strafe soll ich dir zumessen?« sagte sie vor sich hin. »Ach ja! Du kehrst in deine Zelle zurück und ziehst dich aus. Laß dich in Zuchtketten legen. Abendessen und Nachtdecke fallen aus. Und sag den Wachen, sie sollen dir zwanzig Hiebe geben.« Sie machte eine Pause. »Mit der Schlange«, fügte sie hinzu.

Ich blickte sie ungläubig an. Die Hiebe der Schlange konnten tödlich sein. Verächtlich lächelte sie mich an.

»Fünf genügen«, sagte Lady Gina.

»Na schön, fünf«, sagte Lola.

Nackt und blutend lag ich in meiner Zelle. Ich konnte kaum einen Muskel röhren. Ich hatte fünf Hiebe der Schlange erhalten, geführt von einem Mann.

»Jason«, sagte jemand.

Ich arbeitete mich auf die Knie hoch und blickte nach links. Vor der Gitterwand meiner Zelle stand Lady Gina.

»Warum hast du nicht darauf hingewiesen, daß Lola den Wein verschüttet hat?« fragte sie.

»Du wußtest, daß sie es war?«

»Natürlich«, gab sie zurück. »Ihre kleine Hand war zwar schnell, aber für mein Auge nicht schnell genug. Außerdem hattest du deine Hände am Weingefäß und hättest den Kelch gar nicht berühren können.«

»Ich wollte nicht, daß du sie strafst«, sagte ich.

»Gut!« rief sie. »Wie ich sehe, lernst du dazu. Du wolltest sie für dich haben, die Chance, sie vielleicht später einmal selbst zu bestrafen! Gut! Du lernst allmählich, was es bedeutet, ein Mann zu sein.«

»Warum haßt Lola mich so?« fragte ich.

»Du unterscheidest dich sehr von den anderen Männern, die sie kennt. Sie findet dich abscheulich. Du weißt die Sklavin in ihr nicht zu beherrschen.«

»Sie ist eine Person, ein Mensch«, sagte ich. »Sie hat Gefühle.«

»Natürlich hat sie das«, bestätigte Lady Gina. »Sie hat die allesdurchdringenden, erregenden, umfassenden Gefühle einer Frau, die Sklavin ist. Hast du auf diese Gefühle in ihr reagiert?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Du bist eben ein Mann von der Erde«, sagte sie lächelnd.

»Ja! Solche Gefühle stehen ihr nicht zu! Sie sollte eine selbständige Person sein!«

»Frauen sind Sklaven«, sagte Lady Gina. »Sie sehnen sich nach ihren Herren. Das geht tiefer als deine Mythen und politischen Lügengespinste, so gut sie auch in die dir bekannten Gesellschaftsformen passen mögen.«

»Wie kannst du so sprechen?« fragte ich. »Du bist doch selbst eine Frau!«

»Sieh mich an, Jason«, erwiderte sie. »Bedenke meine Größe, meine Stärke, meine Strenge. Ich bin nicht so wie andere Frauen. Ich bin praktisch ein Mann, den eine Laune der Natur in einen Frauenkörper gesperrt hat. Das ist sehr schmerhaft, Jason. Vielleicht liegt da der Grund, warum ich Männer wie Frauen so sehr hasse.«

»Ich glaube eigentlich nicht, Herrin«, sagte ich, »daß du beide wirklich haßt.«

Sie musterte mich verwirrt. »Hüte deine Zunge!«

»Ja, Herrin«, gab ich zurück. »Und doch finde ich, daß du seltsamerweise eine Frau voller Weitsicht und Güte bist.«

»Vorsicht, Sklave!« warnte sie mich. »Ich scheine dich

wieder einmal verwirrt zu haben, Jason - das war nicht meine Absicht. Ich sollte wohl nicht so frei mit dir reden, wie ich es manchmal tue. Aus irgendeinem Grund scheine ich zuweilen zu vergessen, daß du nichts anderes bist als ein Erdenmann - und Sklave.«

Ich schwieg.

»Als Sklave bist du groß und kräftig, Jason«, fuhr sie fort. »Vielleicht vergesse ich deshalb manchmal, daß du als Erdenmann innerlich klein und schwach bist.«

»Es erfordert Mut, klein und schwach zu sein«, sagte ich zornig.

»Vielleicht. Ich weiß nichts davon. Ich bin weder klein noch schwach.«

Aufgebracht senkte ich den Kopf.

»Allerdings ist das ein interessanter Blickwinkel«, fuhr sie fort. »Vielleicht hat der Tor die Kraft, töricht zu handeln. Vielleicht bringt der Feigling den Mut auf, feige zu reagieren. Aber es ist schon traurig genug, Narr und Feigling zu sein, ohne aus diesen negativen Charakterzügen auch noch eine Tugend zu machen. Begreifst du nicht, daß du auf eine Moral der Schwäche getrimmt worden bist, auf eine Erfindung der Schwachen, die die Starken behindern und untergraben soll? Ach, ruh dich jetzt aus. Morgen wirst du von Sklavenhändlerinnen des Markts von Tima beschaut.«

»Was ist das - der Markt von Tima?« fragte ich.

»Das wirst du bald erfahren«, gab sie zurück. »Übrigens möchte ich dir zu deinen Goreanisch-Kenntnissen gratulieren. Du hast Sprachgefühl.«

»Danke, Herrin.«

»Und auch körperlich entwickelst du dich gut«, fuhr sie fort. »Die Übungen und die Ernährung schlagen an. Du hast zugenommen, wirst aber schlanker, denn wo du früher Fett hattest, sind jetzt Muskeln entstanden.«

»Danke, Herrin«, wiederholte ich. Sie hatte recht - Muskelgewebe war schwerer und kompakter als Fett.

»Du bist so groß wie viele Goreaner, Jason«, sagte sie.

»Sogar größer als viele Männer dieser Welt. Wirklich schade, daß du dich nur zum Sklaven eignest.«

»Ja, Herrin.«

»Leg dich jetzt schlafen, Jason.«

»Ja, Herrin.«

## 6

»Interessant«, sagte die Frau. »Vielversprechend.«

Unwillkürlich erschauderte ich, als die kühle Lederpeitsche langsam an meiner Flanke emporfuhr.

»Wir nennen ihn ›Jason‹«, erklärte Lady Gina, die sich im Hintergrund hielt.

Meine Hände waren in dem niedrigen, fackelerleuchteten Raum an einen Deckenring gefesselt. Auch meine Fußfesseln endeten in einem Ring dicht neben meinen Zehen. Ich war nackt.

»Ein netter Name«, sagte die Frau, »aber natürlich können wir den Tarsk nennen, wie wir wollen.«

»Natürlich«, sagte Lady Gina.

Ich bildete den Anfang einer Reihe von einundzwanzig männlichen Sklaven, die wie ich gefesselt waren und zur Schau standen. Fünf Frauen in Schleieren und schweren Roben begutachteten uns. Es waren Sklavenhändlerinnen.

»Mund auf«, sagte eine der Frauen zu mir.

Ich gehorchte.

Sie drückte mit dem Daumen gegen meinen oberen Gaumen. Die Gewänder und Schleier der Frauen waren aus kostbarer Seide und wiesen vorwiegend die Farben gelb und blau auf, die Farben der Sklavenhändler. Ein Ärmel des Gewandes rutschte zurück, und ich bemerkte am linken Arm der Frau ein schweres, metallbesetztes Armband aus schwarzem Leder. Sie hatte kluge dunkle Augen, ungezügelt, objektiv, abschätzend, gnadenlos. Ich bezweifelte nicht, daß sie in ihrem eigenen Gehege so rücksichtslos auftrat wie Lady Gina. Ich begegnete ihrem Blick nicht. Sie

machte mir angst - ähnlich wie Lady Gina, wenn sie sich ernst gab. Solche Frauen, das wußte ich, würden mich mit großer Strenge behandeln. Sie kannten keine Rücksicht mit Männern, die das Pech hatten, ihnen als Sklaven in die Hände zu fallen. Ausgiebig untersuchte sie meinen Mund, wobei sie mir den Kopf hin und her drehte. »Nicht schlecht«, sagte sie schließlich und trat zurück. »Kopf hoch«, befahl sie.

»Ja, Herrin«, antwortete ich und gehorchte.

Die Frauen untersuchten uns als das, was wir waren - Tiere und Sklaven.

»Der hier hat gute Schenkel«, sagte eine Frau weiter unten an der Reihe.

»Gut«, bemerkte eine andere.

»Wächter«, sagte die Frau, die mich untersucht hatte.

»Hier«, antwortete Lady Gina.

»Dieser Sklave«, sagte die Frau und deutete auf mich, »hat am linken Oberarm eine Narbe und ein Stück Metall in einem Zahn hinten links. So etwas habe ich bisher nur bei Kajirae von der Sklavenwelt erlebt.«

»Dies ist ein Männchen von der Sklavenwelt«, gab Lady Gina Auskunft.

»So etwas hatte ich mir gedacht«, meinte die Frau. »Aber wir zahlen deswegen nicht mehr für ihn.«

»Solche Fragen mußt du mit meinen Vorgesetzten erörtern«, sagte Lady Gina.

»Aber deine Vorgesetzten sind Männer«, erwiderte die Frau spöttisch.

»Ja.«

»Ich könnte eine Frau wie dich gebrauchen.«

»Ich habe hier meine Arbeit.«

»Wie du willst«, sagte die Frau. »Sind sie vital?« fragte sie.

»Ich glaube schon - obwohl wir sie natürlich in den Gehegen sehr eingeschränkt haben, um sie als Sklaven besser lenken zu können.«

»Eine schwierige Sache«, sagte die Frau, die mich unter-

sucht hatte. »Doch meine ich, daß eine intelligente Herrin das Problem stets zu ihrer Zufriedenheit lösen wird.«

»Der hier ist munter«, sagte eine der Frauen weiter unten und begann zu lachen. Sie nahm die Hand vom Körper eines Sklaven.

»Machen wir uns einen Spaß«, sagte die Frau, die mich untersucht hatte. »Laß eine Kajira kommen.«

Lady Gina begab sich zur Tür des langen, niedrigen Raums. »Prodicus!« rief sie. »Lola soll erscheinen!«

Gleich darauf trat Lola ein. Ich hatte sie noch nie so unterwürfig erlebt. Sie trug das Haar zurückgekämmt und hatte es mit einem weißen Band zusammengebunden. Sie war gewaschen und trug eine kurze ärmellose weiße Tunika. Lola eilte zu Lady Gina und kniete vor ihr nieder. Die Anwesenheit freier Frauen erschreckte sie. Zum erstenmal gewann ich einen unmittelbaren Eindruck von dem Abscheu und Haß, den die freien Frauen ihren versklavten Schwestern entgegenbringen.

»Eine hübsche kleine Sklavin«, sagte eine der Frauen.

Da erkannte ich, daß Lolas zurückhaltende Aufmachung mit der Anwesenheit der Sklavenhändlerinnen zu tun hatte. Das Haus des Andronicus, in dem ich Sklave war, wollte die Besucherinnen offenbar nicht kränken.

Als Lola den Kopf hob, wies Lady Gina auf die Frau, die mich untersucht hatte. Hastig kniete Lola vor ihr nieder.

»Wie wirst du genannt?« fragte die Frau.

»Lola, Herrin.«

»Steh auf und zieh dich aus, Lola«, befahl die Frau.

»Ja, Herrin«, antwortete Lola, stand auf und ließ die Tunika zu Boden gleiten.

»Lola«, sagte Lady Gina. »Du beginnst am anderen Ende der Reihe. Du sagst jedem Sklaven, daß du seine Sklavin bist. Du küßt ihn, sagst ihm, daß du ihn liebst, und sprichst, ihn als Herrn an. Dann küßt du ihn wieder.«

»Ja, Herrin«, sagte Lola bedrückt und lief ans andere Ende der Reihe.

Lady Gina folgte ihr. Dabei löste sie die Peitsche von dem Gürtel, eine Bewegung, die Lola nicht entging.

»Sei begehrlich, Lola«, forderte Lady Gina. »Das dürfte dir nicht schwerfallen«, fügte sie sarkastisch hinzu.

»Ja, Herrin«, sagte Lola und warf einen angstvollen Blick in die Runde.

Dann trat sie vor den ersten Sklaven hin, umarmte ihn und blickte zu ihm auf. »Ich bin deine Sklavin, Herr!« sagte sie und küßte ihn. »Ich liebe dich, Herr!« sagte sie und küßte ihn ein zweitesmal.

»Ausgezeichnet, Lola!« sagte Lady Gina. Zwei Sklavenhändlerinnen lachten. Eine machte mit einem Markierungsstift eine Eintragung auf einem Stück Papier, das sie auf einem Klemmbrett mitführte.

»Zum nächsten«, befahl Lady Gina.

Angstvoll-gehorsam beschäftigte sich Lola mit dem nächsten Sklaven. Für jede Sklavin war es beschämend, einen männlichen Sklaven zu berühren, und noch schlimmer kam es sie an, ihn als Herrn zu bezeichnen. Sklavinnen verachteten Sklaven. Sie sehen sich - sicher zu recht - als Besitz freier Männer und Frauen - Herren und Herrinnen.

Endlich stand Lola auch vor mir. In ihren Augen standen Tränen. Sie schien kaum sprechen zu können. »Er nicht, Herrin!« flehte sie.

»Du zögerst in der Ausübung deiner Pflichten, Lola!« rief Lady Gina.

Hastig legte Lola die Arme um mich. Und hielt mich abrupt, eine Sekunde lang, ganz fest. Dabei spürte ich, wie ihr Körper sich zuckend gegen den meinen bewegte. Ihre Wange lag an meiner Brust. »Interessant«, sagte eine der Sklavenhändlerinnen. Lola blickte zu mir auf.

»Weitermachen, Lola!« forderte Lady Gina.

»Mit einem so verachtenswerten Sklaven, Herrin?« fragte Lola.

»Weitermachen, Lola!«

»Ja, Herrin.« Wieder umarmte mich das Mädchen.

»Schaut euch die kleine Dirne an«, sagte eine Frau. »Sie ist erregt!« Lola war nackt, bis auf den Sklavenkragen. Barfuß stand sie auf den kalten Fliesen. »Ich bin deine Sklavin, Herr«, flüsterte sie mir zu. Ich spürte ihren Bauch und ihre Brüste. Sie war eine Frau, von der ein Mann auf der Erde nicht zu träumen gewagt hätte. Ich mußte ihr widerstehen! Dann aber drückte sich das heiße, sinnliche, nackte Geschöpf an mich. Ich spürte ihre Lippen auf den meinen, genoß den feuchten, zerschmelzenden, unbeschreiblichen Kuß der Sklavin, der unfreien Frau. »Ich liebe dich, Herr«, flüsterte sie.

»Aii!« rief eine der Frauen. In meiner Bestürzung stieß ich einen Schrei aus. Die Frauen lachten. »Der Bursche ist munter!« rief eine Sklavenhändlerin. »Bist du sicher, daß er von der Erde stammt?« fragte eine andere. »Glücklich die Herrin, die ihn einmal bekommt«, sagte eine dritte. Beschämmt schaute ich zu Boden. Die Frau mit dem Schreibstift lachte ebenfalls. Ich sah, wie sie sich eine Notiz machte.

»Begeben wir uns in einen bequemeren Raum«, sagte Lady Gina. »Dort können wir über die Sklaven sprechen.« Gefolgt von den meisten Sklavenhändlerinnen, verließ sie den Saal. Nur eine blieb noch kurz zurück und sah mich an. Es war die Frau die mich am gründlichsten untersucht hatte, die Frau, die unter ihrem seidenen Ärmel ein metallbesetztes Lederband trug.

»Kommst du auch, Lady Tima?« fragte eine Frau, die an der Tür stehengeblieben war.

»Ja«, antwortete die Frau und riß den Blick von mir los. Sie machte kehrt und verließ den Raum.

Ich saß allein in meiner Zelle, auf einer etwa fünf Fuß langen, schweren Bank vor einem kompakten, rechteckigen Tisch. Diese Dinge hatte man mir zur Verfügung gestellt.

Auf dem Boden lag Stroh und darauf eine Decke. Auf dem Tisch standen zwei Schalen - eine mit billigem Wein und eine mit Fleischbrocken; daneben lag gelbes Brot.

Man hatte mich begutachtet.

Der beschämende Gedanke erzürnte mich noch immer. Ich war keine Frau! Dann lächelte ich. Der Gedanke hätte dem Kopf eines Goreaners entspringen können. Ich brachte mir in Erinnerung, daß ich ein Mann von der Erde war. Wie beschämend mußte so etwas für eine Frau sein! Wie beklagenswert, daß solche Schönheiten zum Vergnügen ihrer Herren versklavt wurden.

Am liebsten hätte ich selbst so eine Frau besessen. Aber schon vertrieb ich diesen Gedanken wieder aus meinem Kopf.

Ich kaute ein Stück Fleisch und trank aus der flachen Tonschale, die den Wein enthielt.

Ich war ganz durcheinander. Heute war ich begutachtet und taxiert worden. Ich war überzeugt, daß ich nicht mehr lange im Gehege bleiben würde. Dabei wußte ich nicht einmal, wo diese Gehege überhaupt lagen. Gar nicht zu reden von der Stadt, in der ich gefangengehalten wurde. Neugier stand einem Sklaven nicht an, das hatte man mir wiederholt gesagt. Ich lächelte. Wie weit entfernt schien doch inzwischen die Erde mit ihren eitlen, kleinbürgerlichen Zügen! Irgendwie scherte es mich nicht, daß man mich nach Gor gebracht hatte. Ich verstand nicht, warum ich so empfand. Gewiß war meine Lage beschämend, und ich war alles andere als in Sicherheit. In so mancher Beziehung war Gor eine schreckliche Welt. Ich mußte an die Sleen denken. Ich hatte die Peitsche zu spüren bekommen. Trotzdem war ich im Grunde nicht unglücklich. Die Erde war ein vergiftetes, beflecktes Land gewesen. Die Luft, die die Menschen dort atmeten, die Nahrung, die sie zu sich nahmen, enthielt Gifte, die man erkannt hatte, aber erstaunlicherweise nicht entfernte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich unmöglich war, solche Dinge zu ändern. Was für eine un-

glaubliche Welt war doch die Erde! Begriff sie nicht, daß der Umweltverbrecher weitaus gefährlicher war als der einzeln agierende Verrückte oder Mörder, daß sein Verbrechen nicht isolierte, tragische Opfer traf, sondern Gemeinden, einen Planeten, ungeborene Generationen? War sein Profit wirklich so heilig? War es wirklich kostbarer als Menschenleben und die Zukunft? Die Menschen der Erde beglückwünschten sich zur Macht ihrer Demokratien, in denen angeblich das Volk herrschte. Aber wenn das wirklich zutraf, wie konnten dann so viele Entwicklungen auf dem Planeten offensichtlich gegen das Wohlergehen der Völker ablaufen? Wie war es möglich, daß die Welt für ihre Bewohner so bedrückend war, wenn sie wirklich darin die Könige waren? Vielleicht hatte man ihnen nur eingeredet, daß sie die führende Rolle spielen - und sie waren damit zufrieden? Wer aber waren die wahren Könige? Vielleicht gab es aber auch gar keine Könige, sondern nur den Wahnsinn der frei wirkenden Maschine.

Ich war hier gefangen und versklavt worden. Ich trug einen Stahlkragen. Und doch war ich nicht unzufrieden. Ich war gespannt, die Welt zu sehen, auf die ich gebracht worden war. Ich hoffte, daß man mich am Leben lassen würde, wenn ich meinen Herren oder Herrinnen gehorchte und ihnen zu Gefallen war.

Warum fühlte ich mich nicht elender? Ich beschäftigte mich mit der Frage. Infolge der Ernährung und der Bewegung, die mir im Gehege zuteil wurden, war ich gesünder und kräftiger als je zuvor. Vielleicht hatte dies mit meinen Gefühlen zu tun. Schlichte Rezepte wie Diät und viel Bewegung wirken oft Wunder - auch in bezug auf die eigene Einstellung. Und ich freute mich auf das Abenteuer einer neuen Welt, auch wenn es sich um eine Welt handeln mochte, in der ich nur Sklave war. Ich lachte.

Aufstehend umfaßte ich meine Sitzbank an einem ihrer Beine, hob sie mit einer Faust langsam empor, bis ich sie mit gestrecktem Arm hielt. Auf der Erde hätte ich so etwas nie

geschafft. Und es gelang mir nicht nur wegen der geringeren Schwerkraft dieses Planeten, auch meine neu erworbenen Kräfte hatten damit zu tun. Ich setzte mich wieder auf die Bank und schob ein weiteres Stück Fleisch in den Mund.

Der Grund, warum ich nicht unzufrieden war, lag in der Beschaffenheit Gors. Ich dachte an die Erde, an die engstirnige Gier und Eitelkeit, an die Selbstgefälligkeit, die dort herrschte, die bedrückten, zu zahlreichen Völkerscharen, an die weitverbreiteten Ängste, beispielsweise hinsichtlich der Energie, die doch nur dazu dienen sollte, eine teure und weitgehend überflüssige Technologie in Gang zu halten, und die gerechtfertigte Angst vor dem nuklearen Damoklesschwert. Die Erde kam mir vor wie eine kranke Welt voller Fallen, eine Welt, die die Natur kränkte, eine Welt, in der die Atemluft von Menschenhand mit gefährlichen Gasen angefüllt war. Auf Gor dagegen spürte ich eine Jugend und Weitläufigkeit, die in meiner alten Welt gefehlt hatten. Hier gab es Ehrgeiz, Frische und Hoffnung, ein Funkeln, das auf der Erde vielleicht zuletzt gespürt worden war, als der Parthenon noch neu war. Zweifellos gibt es auch auf Gor viele Dinge, die abscheulich sind, doch ich kann mich nicht dazu überwinden, sie abzulehnen. Gor ist zweifellos ungeduldig, grausam und herzlos, doch zugleich halte ich es für unschuldig. Es ähnelt dem Löwen, ungeduldig, grausam, herzlos und unschuldig. Es ist eben seine Natur. Gor ist eine Welt mit starken Muskeln, eine neue Welt, in der die Menschen die Köpfe zur Sonne erheben und lachen können, eine Welt, in der sie vernünftigerweise wieder zu langen Reisen aufbrechen möchten. Es war eine Welt, wie Homer sie vielleicht besungen hätte, ein Gesang über das Klirren von Männerstahl und die Süße des weindunklen Meeres.

Und in diese Welt sollte ich nun hinaus. Mein Verkauf an das Haus von Tima war besiegt.

Die Tür des Sklavenkastens, in dem ich befördert worden war, öffnete sich hinter mir. Hände griffen nach mir und zerrten mich rückwärts ins Freie. Vier Männer hielten mich. Prodigus, der Anführer des Transport-Trupps, stieß den Schlüssel in das Schloß meines Halskragens, öffnete ihn und befreite mich davon. Beinahe übergangslos ließ jemand einen anderen Stahlkragen um meinen Hals zuschnappen. Nun trug ich den Kragen des Hauses von Tima. Eine streng wirkende Frau in schwarzer Lederkleidung, geschmückt mit Lederarmbändern, unterzeichnete ein Stück Papier. Prodigus ließ das Papier in seiner Tunika verschwinden. Zwei Männer hoben mich hoch und setzten mich in kniender Stellung auf den harten Zementboden des großen Raumes. Der Deckel des Sklavenkastens wurde geschlossen, schwere Riegel zugeschoben. Prodigus machte den Tragsklaven ein Zeichen, die wieder die Stangen durch die Ringe steckten und nach kurzer Zeit, geführt von Prodigus, den Kasten tragend, durch eine Eisentür verschwanden.

Ich spürte die Peitsche der Frau unter dem Kinn und hob den Kopf.

»Sei gegrüßt, hübscher Sklave«, sagte sie.

»Sei gegrüßt, Herrin«, antwortete ich.

»Ich bin Tima. Ich bin hier die Herrin.«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

Sie wandte sich an die Männer, die sie umstanden, kräftige Burschen, die wohl geeignet schienen, in einem Sklavengehege für Ordnung zu sorgen.

»Peitscht ihn aus«, sagte sie. »Dann ist er zu säubern und in mein Gemach zu schicken.«

»Jawohl, Lady Tima.«

Ich wurde hochgehoben und aus dem Raum gezerrt.

»Knie hier nieder«, sagte der Mann und deutete auf eine dicke Metalltür, die einen dunklen Korridor abschloß.

»Wenn wir gegangen sind, machst du dich bemerkbar.«

»Ja, Herr«, antwortete ich bedrückt. Ich war erst wenige

Ehn im Haus von Tima, da peitschte man mich bereits durch. Dann hatte man mich in eine kleine, niedrige Zelle geführt, in der ich einige Ehn lang warten mußte. Anschließend brachte ein Mann mir eine Schale Wasser und eine zweite Schale mit Sklavenbrei. Obwohl ich nicht hungrig war, folgte ich seinem Befehl und aß. Als ich zu seiner Zufriedenheit gegessen hatte, führte er mich in einen warmen, feuchten Raum. Hier gab es in den Boden eingelassene Wasserbecken und Gefäße mit Heißwasser. Außerdem entdeckte ich Strigils, Handtücher und Badeöl. Mein Wächter nahm mir den Kragen ab und befahl mir, in ein Bad zu steigen. Das Wasser war unangenehm heiß, doch ich wagte keine Einwände zu erheben. Goreanische Herren kennen kein Pardon, wenn es um die Gefühle von Sklaven geht. Frisch von der Erde kommend, wußte ich nicht einmal, wie man richtig badete. Lachend erklärte er mir den Gebrauch der Strigils, die Waschungen, die Öle. Trotz meiner Angst empfand ich das langwierige Ritual des Badens als sehr angenehm - ein Vorgang, der bei den Goreanern sehr beliebt ist und sich in den öffentlichen Bädern oft zum gesellschaftlichen Ereignis auswächst. Jedenfalls wurde ich den Gestank der Gehege los. Anschließend durfte ich mich mit Parfüms und Ölen einreiben, die für gewisse männliche Sklaven zugelassen waren. Zuletzt erhielt ich eine weiße Seidentunika. »Knie nieder«, befahl der Mann. Ich gehorchte und bekam wieder den Kragen umgelegt. Wir verließen das Gemach. Es war ein langer Weg durch das Haus von Tima, bis wir schließlich den Eingang eines langen, dunklen Korridors erreichten. Und hier kniete ich nun vor der schweren Tür.

Mein Wächter machte kehrt und ließ mich allein. Zwei Männer, die weiter unten am Korridor Wache gestanden hatten, folgten ihm.

Bedrückt hob ich die Hand, um zu klopfen, ließ sie aber wieder sinken. Ich hatte Angst. Nach meinem Aufenthalt in der Zelle hatte ich unter der Kontrolle eines einzigen Man-

nes gestanden. Er hatte mir zu essen gegeben, mich herumkommandiert und die Vorbereitungen für das Kommende geleitet. Er hatte mir den Kragen genommen und später wieder umgelegt. Er war nicht bewaffnet gewesen; trotzdem hatte ich ihn gefürchtet und war gehorsam gewesen. Freie Männer waren meine Herren, so wie freie Frauen meine absoluten Herrinnen waren. Wie ich nun darüber nachdachte, erzürnte mich die Tatsache, daß man nur einen Mann geschickt hatte, wo sich zuvor vier oder fünf stämmige Männer um mich hatten kümmern müssen. Allerdings war ich ausgepeitscht worden - und anscheinend genügte das, um einen Erdenmann gefügig zu machen.

Meine Angst steigerte sich, denn ich hatte noch nicht an die Tür geklopft.

Ich bewegte vorsichtig den Knöchel dagegen. Aber der Laut war kaum zu hören. Zitternd senkte ich den Kopf.

Schwer atmend und mit pochendem Herzen hob ich zum zweitenmal die Hand und klopfte an die dicke Tür. Ich hoffte, daß niemand sich in dem Raum aufhielt.

»Wer da?« rief eine Frauenstimme.

»Ein ... ein Sklave«, stammelte ich.

Sie öffnete die Tür und blickte auf mich herab. In einer Hand hielt sie einige lange gelbe Papiere.

»Jason, nicht wahr?« fragte sie.

»Wenn es der Herrin gefällt.«

»Wird schon«, sagte sie und musterte mich. Ihr schien gar nicht aufzufallen, daß ich im Korridor allein war. Für sie war das offenbar nichts Außergewöhnliches. »Ich hatte das ja ganz vergessen«, sagte sie. »Du solltest heute abend in meine Gemächer geschickt werden, nicht wahr?«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Tritt ein«, sagte sie. »Zieh deine Tunika aus und kneide am Sofa nieder. Schließ hinter dir die Tür.«

»Ja, Herrin«, sagte ich. Sie trug goldene Sandalen und eine lange rote Robe mit einem hohen, verzierten Kragen, der von einer Silberspange zusammengehalten wurde.

Ich betrat den Raum und schloß die Tür hinter mir. Ich zog die Seidentunika aus, die man mir gegeben hatte, und legte sie zusammengefaltet auf den Boden. Dann kniete ich nackt auf dem Boden.

Sie kniete vor einem niedrigen Tisch und hatte mir den Rücken zugewandt. Sie beschäftigte sich mit den Papieren, die sie vor sich ausgebreitet hatte. In der rechten Hand hielt sie einen Schreibstift.

»Ich arbeite an den Einzelheiten für den Verkauf morgen abend«, sagte sie.

»Ja, Herrin«, erwiederte ich.

Sie arbeitete still und konzentriert. Zuweilen nahm sie ein Papier von dem Stapel und fügte ein anderes hinzu. Gelegentlich machte sie sich eine Notiz. Mehrere Ehn vergingen. Ich störte sie nicht. Sie arbeitete. Sie war Geschäftsfrau und trug eine große Verantwortung. Ich fragte mich, ob das eine oder andere Papier vielleicht mich betraf. Natürlich wagte ich nicht danach zu fragen. Ich hatte erfahren müssen, daß Neugier einem Kajirus nicht anstand. Sollte ich verkauft werden, würde man mir das mitteilen, wenn meine Herren oder Herrinnen es für richtig erachteten, vielleicht sogar erst im Augenblick des Verkaufs, wenn die Auktionsplakette an meinem Kragen befestigt wurde.

»Bringe mir Wein, Jason«, sagte sie geistesabwesend. »Wie eine Sklavin«, fügte sie hinzu.

»Ja, Herrin«, sagte ich verbittert.

»Höre ich da einen Unterton der Bitterkeit?« fragte sie, ohne sich umzuwenden.

»Nein, Herrin«, erwiederte ich.

»Gut«, sagte sie. »Du bist ein echter Erdenmann, geboren zum Sklaven einer Frau.«

»Ja, Herrin.« Ich holte Wein und schenkte ihr einen Trunk ein. Dann erinnerte ich mich an meine Lektionen, drückte mir den Kelch gegen den Bauch, hob ihn kurz an die Lippen und reichte ihn mit ausgestreckten Armen meiner Herrin.

»Ausgezeichnet, Jason«, sagte sie.

»Vielen Dank, Herrin«, erwiderte ich.

Sie trank einen Schluck Wein und musterte mich verächtlich. »Zurück an deinen Platz«, sagte sie.

»Ja, Herrin.«

Ich kniete wieder neben der Couch nieder. Sie drehte sich um, stellte den Weinkelch auf den Tisch und war gleich darauf wieder in ihre Arbeit versunken. Ich nehme an, sie vergaß meine Anwesenheit völlig.

Ich wurde ignoriert und vernachlässigt. Sie würde mich rufen, wenn sie mich brauchte.

Mein Blick fiel auf die breite, mit Pelzen bedeckte Couch. Ketten mit Metallreifen lagen darauf.

Endlich schob sie müde die Papiere zur Seite und legte den Stift aus der Hand. Sie stand auf, streckte sich und wandte sich zu mir um.

»Auf die Couch«, befahl sie. »In Rückenlage.«

»Ja, Herrin.«

Sie setzte sich auf den Rand der Couch und fesselte mir gelassen, als mache sie dies jeden Abend, Arme und Beine mit den Ketten, die sie festzog, bis ich mich kaum noch bewegen konnte.

»Erinnerst du dich an mich, Jason?« fragte sie schließlich.

»Ich glaube schon, Herrin«, erwiderte ich. »Du warst die Sklavenhändlerin, die mich im Haus des Andronicus gründlich untersucht hat, nicht wahr?«

»Du hast ein gutes Auge für Frauen, Jason«, sagte sie.

»Ich trug einen Schleier.«

»Vielen Dank, Herrin. Ja, Herrin.«

»Ich finde dich interessant, Jason«, fuhr Lady Tima fort. Sie ging zu einem Schrank, öffnete ihn und nahm eine Sklavenpeitsche heraus.

Ich spannte die Muskeln an.

»Als ich dich zum erstenmal sah«, sagte sie, »dachte ich mir beim Blick in deine Augen, daß es wahrhaft männliche Augen sein könnten. Dieser Gedanke kam mir, obwohl man

mich unterrichtet hatte, daß du von dem Planeten Erde stammst.«

Ich sagte nichts.

»Eine Sekunde lang dachte ich, du hättest die Art von Augen, unter deren Blick eine Frau das Gefühl hat, jeder Zug ihres Gesichts liege offen zutage, obwohl sie verschleiert ist. Sie fürchtet sogar, ihre Schönheit und ihre Bedürfnisse liegen wie bei einer Sklavin offen und wehrlos seinem Blick ausgeliefert, trotz der Roben, der umhüllenden Stoffschichten.«

Ich schwieg. Sie fuhr mir mit der zusammengerollten Peitsche sanft über den Körper, halb liebkosend, halb erkundend.

»Bitte schlage mich nicht«, sagte ich.

»Dann aber«, fuhr sie fort, »mußte ich feststellen, daß du kein Mann bist, sondern nur ein Sklave, der darüber hinaus abscheulich schwach ist.«

»Peitsche mich nicht aus, Herrin«, flehte ich.

Sie legte die Peitsche auf die Couch neben mich. »Sei unbesorgt, Jason, du bist es nicht wert, ausgepeitscht zu werden.«

Sie hob die Hände an den hohen Kragen und öffnete die Silberschnalle. Dann ließ sie die Robe von den Schultern gleiten. Sie war wunderschön.

»Ich werde nicht lange mit dir spielen, Jason«, sagte sie, »sondern dich möglichst bald wieder in deine Ketten schicken.«

»Was hast du mit mir vor?« fragte ich.

Sie lachte. Sie ging zum Weingefäß und goß den Kelch halb voll. Dann setzte sie sich wieder neben mich. Ich stemmte mich auf die Ellbogen hoch, so gut es ging, und beugte den Kopf zurück. Sie stützte meinen Kopf und setzte mir den Kelch an die Lippen. »Trink, hübscher Jason«, sagte sie, »das entspannt.« Sie neigte den Kelch und schüttete mir langsam den Wein in den Mund. Angstvoll trank ich. Dann verließ sie die Couch und stellte den Kelch auf einen

kleinen Tisch. Gleich darauf kehrte sie an meine Seite zurück.

Schon spürte ich die Wirkung des Weins. »Was hast du mit mir vor?« fragte ich.

»Ich will dich als das behandeln, was du bist - ein Mann der Erde, ein Schwächling, der Willkür einer freien Goreanerin ausgeliefert.«

Ich betrachtete sie angstvoll.

»Leg dich zurück, hübscher Jason«, sagte sie und schmiegte sich katzenhaft neben mich.

»Ich verstehe das nicht«, sagte ich. »Was willst du?«

»Dich besitzen«, flüsterte sie. »Dich zu meinem Vergnügen gebrauchen.«

Entsetzt blickte ich sie an.

Sie lächelte und schob mir die Peitsche zwischen die Zähne.

Dann reizte und vergewaltigte sie mich.

## 8

»Armer Sklave«, sagte das Mädchen. »Wie schlimm die Herrin dich mißbraucht hat!«

Ich hob den Kopf ein Stück von den flachen Steinen. Ich lag auf der Seite. Der Raum war dunkel. Man hatte mich an den Fußgelenken zusammengekettet, und die Kette lief anscheinend durch einen Ring am Boden. Ich war nackt. Ich trug meinen Kragen.

»Lieg still«, sagte das Mädchen.

»Ja, Herrin«, antwortete ich.

Ich spürte einen kühlen, feuchten Lappen an der Stirn.

»Ich bin keine Herrin«, sagte sie lachend. »Ich bin auch nur eine arme Sklavin.«

»Was ist passiert?« fragte ich. »Wie spät ist es? Wo bin ich?«

»Gestern abend«, antwortete sie, »wurdest du in das Gemach der Herrin geschickt.«

Ich schwieg.

»Ich wette, sie hat dir deutlich zu Bewußtsein gebracht, daß du ein Sklave bist.«

»Ja«, sagte ich, »in der Tat.«

Das Mädchen kühlte mir weiter die Stirn.

»Wie spät ist es?« fragte ich.

»Wir haben den frühen Abend des nächsten Tages.«

»Wie ist das möglich?« fragte ich.

»Als die Herrin mit dir fertig war«, sagte das Mädchen, »hat sie dir da die Ketten nicht abgenommen und dir eine Schale mit Essen ans Fußende der Couch gestellt?«

»Ja«, erwiederte ich. Ich hatte auf Hände und Knie niedergehen und ohne Zuhilfenahme der Hände essen müssen.

»Und hat sie dir dann nicht die Tunika unter den Kragen gestopft und dich angewiesen, die Wächter zu suchen, die dann schon wüßten, was mit dir zu geschehen habe? Und hat sie dich dann nicht fortgeschickt?«

»Ja - aber ich erinnere mich nicht, daß ich die Wächter gefunden habe.«

»Im Essen war ein Schlafmittel«, sagte sie.

»Wo bin ich?«

»In einem der Räume der Sklavenvorbereitung«, erwiederte sie. »In diesen Räumen werden Sklaven oft auf ihren Verkauf vorbereitet.«

»Soll ich denn bald verkauft werden?«

»Ich fürchte es, denn du bist nun mal hier.«

Verbittert richtete ich mich auf.

»Es tut mir ja so leid für dich«, fuhr sie fort, »verkauft zu werden ist eine ganz entsetzliche und erniedrigende Erfahrung, beinahe unbegreiflich!«

»Bist du denn schon verkauft worden?«

»Ja«, sagte sie, »oft.«

»Das tut mir leid.«

»Unwichtig«, sagte sie leise. »Ich bin nur eine Sklavin.«

Ich spürte, daß sie sich zurücklehnte. »Soll ich dir weiter die Stirn kühlen?« fragte sie.

»Nein. Aber du bist sehr nett zu mir.« Ich hörte, wie sie einen Lappen auswringt, hörte, wie Wasser in eine Schale tropfte. Dann stand sie auf und brachte Lappen und Wasser anscheinend in eine Ecke des Raumes. Gleich darauf war sie wieder bei mir.

»Hast du Durst?« fragte sie.

»Ja.«

Sie hielt mir eine Wasserflasche an die Lippen, und ich trank dankbar.

»Wie grausam man dich angekettet hat«, sagte sie. Im Sitzen mußte ich die Handgelenke in der Nähe meiner Füße halten, so knapp waren die Ketten berechnet.

»Hast du Hunger?« fragte sie.

»Ja.«

Sie brach Stücke von einem trockenen Brotlaib ab und fütterte mich.

»Möchtest du noch etwas trinken?«

»Ja.« Sie hielt mir wieder die Flasche an den Mund.

»Ich habe Fleisch für dich gestohlen«, flüsterte sie und steckte mir einige Stücke gekochtes Fleisch in den Mund.

»Du hättest ein solches Risiko nicht eingehen dürfen!«

»Iß«, drängte sie mich. »Das gibt Kraft.«

»Was würde man dir antun, wenn man erfuhr, daß du Fleisch gestohlen hast?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Vermutlich würde man mich nur auspeitschen. Vielleicht mir aber auch die Hände abhacken.«

»Warum begibst du dich in eine solche Gefahr - nur für mich?«

»Kommst du nicht von der Erde, Jason?«

»Ja, ich stamme von der Erde. Woher kennst du meinen Namen?«

»Ich habe gehört, daß du so genannt wurdest«, erwiderte sie. »Ist es nicht dein Taufname?«

»Doch«, sagte ich. »Kennst du die Erde?«

»Ja«, entgegnete sie sehn suchtsvoll.

»Wie heißt du?«

»Es ist ein schändlicher Name«, sagte sie. »Bitte zwinge mich nicht, ihn auszusprechen.«

»Bitte!«

»Darlene.«

»Das ist der Name eines Erdenmädchen!« sagte ich aufgeregt. Ich erzitterte unter der Last der Ketten.

»Ja.«

»Ein wunderschöner Name.«

»Er scheint die Lust der goreanischen Herren zu wecken«, sagte sie.

»Warum gab man dir einen solchen Namen?«

»Um klarzustellen, daß ich nichts anderes bin als Dirne und Sklavin«, antwortete sie.

»Wie grausam doch die Goreaner sind!« rief sie. Und fügte hastig hinzu: »Es tut mir leid. Verzeih mir.«

»Warum denn?«

»Ich wollte dich nicht kränken.«

»Ich verstehe nicht, was du damit meinst ...«

»Du bist doch Goreanerin, oder?«

»Nein.«

»Was denn dann?«

»Ein armes Erdenmädchen, weiter nichts.«

Ich war starr vor Überraschung. »Dein Goreanisch ist fehlerfrei!«

»Die Peitsche hat mich viel gelehrt.«

Überwältigt von Mitleid, brachte ich kein Wort heraus. Wie tragisch, sagte ich mir, als Mädchen von der Erde auf diese Welt verpflanzt zu werden, als Sklavin.

»Auf der Erde«, fuhr sie fort, »hieß ich Darlene. Dort war es allerdings mein eigener Name, kein Sklavenname, den mir mein Herr gegeben hatte.«

»Ich muß dich sehen«, sagte ich und zerrte an meinen Ketten.

»Iß, Jason«, forderte sie. »Es ist noch etwas Fleisch übrig.«

Ich schlängel das letzte Stück Fleisch hinunter, das mir ihre zarten Finger vorsichtig in den Mund schoben.

»Mit dem Diebstahl des Fleisches hast du viel riskiert«, stellte ich fest. »Für einen Mann, der nichts anderes als ein Sklave ist.«

»Unwichtig«, sagte sie. »Du bist ein Mann von meiner Welt.«

»Du bist ein mutiges Mädchen.«

»Eine elende Sklavin, weiter nichts«, widersprach sie.

»Ich muß dich sehen«, sagte ich. »Können wir hier nicht irgendwie Licht machen?«

»Wir haben eine kleine Lampe«, sagte sie. »Aber ich hätte Angst, sie anzuzünden.«

»Warum?«

»Du bist ein Mann von der Erde. Er würde mich auf das äußerste beschämen, wenn du mich, ein Mädchen von der Erde, hier so sähest.«

»Warum?«

»Ich trage nur die Fetzen und den Kragen einer Sklavin.«

»Mach die Lampe an«, sagte ich freundlich. »Bitte, Darlene.«

»Wenn ich es tue«, bat sie, »dann versuch mich bitte mit der Rücksicht eines Mannes von der Erde zu sehen.«

»Natürlich. Bitte, Darlene.«

»Ich mache die Lampe an«, sagte sie, stand auf und ging in eine Ecke.

Ich hörte Steine gegeneinanderklicken, vermutlich Feuersteine, und sah Funken fliegen. Mir stockte der Atem, als ich im kurzen Aufzucken des schwachen Lichts einen kurzen Eindruck von dem prächtigen knienden Mädchen gewann. Sie trug aufreizend kurze Sklavenfetzen aus braunem Reptilien-Tuch, an der Seite - vermutlich absichtlich - aufgerissen, gehalten durch einen einzelnen schmalen Gurt über der linken Schulter. Unter diesem dünnen braunen Tuch wogten kaum verborgen ihre süß gerundeten, schweren Brüste. Die

Funken hatten zugleich auch den engen schmalen Halskragen aufblitzen lassen. Sie war barfuß.

Wieder trafen die Steine aufeinander, und wieder sah ich sie, über einen Ballen Moos gebeugt, Zunder, den sie in Flammen zu setzen versuchte. Sie hatte dunkles Haar, kurz, aber voll, das ihr vor das Gesicht fiel. Wieder gewahrte ich die angenehmen Rundungen ihres Körpers, den Kragen, die nackten Füße.

Im nächsten Moment glimmte das Moos auf, und sie drückte einen Strohhalm hinein. Dieser Halm, an einem Ende brennend, entzündete den Docht einer kleinen Öllampe aus Ton. Darlene schüttelte den Strohhalm wieder aus, breitete mit den Fingern das Moos auseinander und drückte die dort entstehende winzige Flamme zu einer Reihe glühender Punkte auseinander, die schnell verlöschten. Sie nahm die Lampe auf und kam auf mich zu. Vor mir hockte sie sich nieder, stellte die Lampe seitlich ab und kauerte auf den Zehenspitzen. Im schwachen Lampenschein wurde ihre Schönheit offenbar, kaum verhüllt durch das zerfetzte Gewand, die Knie der nackten Beine eng zusammengepreßt.

Sie musterte mich in mitleiderregendem Protest.

Wie konnte ein Mann, der noch einen Tropfen Blut in den Adern hatte, der noch atmete, eine solche Frau mit Zurückhaltung anschauen?

Am liebsten hätte ich ihr die Knie auseinandergedrängt, hätte sie an den Haaren auf die Steine geworfen und sie besessen - erbarmungslos, vor Wonnen schreiend. Ich ballte die Fäuste. Ich war angekettet. Wie sehr beneidete ich in diesem Moment die Ungeheuer Gors, die solche Frauen zu ihrem Vergnügen halten!

»Verzeih mir«, sagte ich.

Sie fuhr erschauernd zurück. »Du schaust mich an wie ein Goreaner, den eine Frau als ihren Herrn ansieht, dem sie gehorchen muß.«

»Nein, nein!« widersprach ich. »Das stimmt nicht.«

»Vielleicht kann ich mich glücklich schätzen«, sagte sie lächelnd und entspannte sich, »daß du gefesselt bist.«

»Vielleicht.«

Sie lachte und blickte mich an. Dann berührte sie den Fetzen, den sie trug: »Es ist wohl schwierig«, sagte sie, »ein Mädchen zu respektieren, das den Sklavenfetzen trägt, die Ta-Teera.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Und nicht mal ein Mädchen, das in einem Sklavenkragen steckt?«

»Selbstverständlich nicht.«

Aber wie sollte man eine solche Frau anders behandeln, denn als Sklavin? Der Anblick einer so gekleideten Frau diente nicht gerade dazu, Respekt zu erwecken, sondern löste tiefere, primitivere Gefühle aus, wie Liebe, Begehrten und Lust und das Streben nach Dominanz und kompromißloser Vorherrschaft.

»Ich respektiere dich voll und ganz«, sagte ich.

»Eben noch«, sagte sie tadelnd, »hast du mich angesehen, als wäre ich eine Sklavin.«

»Verzeih mir«, sagte ich lächelnd.

»Ich verzeihe dir, wenn du mich wirklich respektierst.«

»Vielen Dank.« Ich war erleichtert, daß sie mir verziehen hatte: Einen Augenblick lang hatte ich sie angesehen, wie ein Mann eine Frau anblickt.

Sie lächelte. »Ich mag dich wirklich sehr«, fuhr sie fort. »Du bist seit Jahren der erste Mann, der mich freundlich behandelt, der im Umgang mit mir sanft und respektvoll ist.«

Ich zuckte lächelnd die Achseln.

»Außerdem bist du für mich seit Jahren der erste Mann von meiner Heimatwelt. Welche angenehmen Erinnerungen an die Männer der Erde weckst du in mir!«

»Dein Leben als Sklavin muß anstrengend sein«, sagte ich.

Sie lächelte. »Wir dienen und gehorchen«, sagte sie.

»Sicher hast du Herren gehabt, die sehr grob mit dir umgesprungen sind.«

»Bitte ein Mädchen nicht, von ihrer Sklaverei zu sprechen«, sagte sie und senkte den Kopf.

»Es tut mir leid.«

»Du ahnst ja nicht im entferntesten, was es bedeutet, auf einer Welt Sklavin zu sein, auf der es Männer wie die Goraner gibt. Sie sind überwältigend. Und zuweilen habe ich mich ihnen sogar hingeben müssen.«

Ich schaute sie an.

»Als Sklavin«, fuhr sie verbittert fort.

»Das tut mir sehr leid«, erwiderte ich und hätte am liebsten losgeschrien vor Freude über den Gedanken, daß die hübsche Darlene als Sklavin unterworfen war. Wie sehr beneidete ich den Burschen, der sie in den Armen gehalten hatte!

»Jason«, sagte sie leise.

»Ja?«

»Ach, es ist nichts.«

»Was ist los?« wollte ich wissen. »Du scheinst beunruhigt zu sein, sogar verängstigt.«

»Du weißt doch, was dies für ein Raum ist?«

»Ein Raum zur Vorbereitung der Sklaven - das hast du mir selbst gesagt.«

»Ja, und du weißt, was dein Aufenthalt in diesem Raum bedeutet?«

»Daß ich bald verkauft werden soll.«

»Ich fürchte es.«

»Wie soll ich denn verkauft werden?«

»Keine Ahnung. Ich kenne die Geheimnisse der Herren nicht.«

»Aber es wird sicher bald geschehen«, mutmaßte ich.

»Ich fürchte es«, sagte sie und ließ ein Schweigen eintreten. »Möchtest du denn verkauft werden?« fragte sie dann.

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich kann dir helfen zu fliehen«, flüsterte sie.

Ich erbebte in den Ketten. »Wie denn?« fragte ich. »Nein!« rief ich. »Das ist zu gefährlich.«

»Ich habe den Schlüssel zu deinen Ketten gestohlen«, sagte sie, »und auch den zu deinem Kragen. Ich habe Kleidung für dich gestohlen. Ich kann dir einen geheimen Ausgang zeigen.«

»Das ist ja, Wahnsinn!« sagte ich. »Wie könnte ein Sklave auf Gor entfliehen?«

»Möchtest du es versuchen, Jason?« fragte sie.

Plötzlich musterten wir uns stumm. Wir hörten zwei Männer näher kommen.

Gleich darauf erschienen vor dem Zellengitter zwei riesige Wächter mit nacktem Oberkörper und kahlrasiertem Schädel, bis auf einen Haarknoten hoch am Hinterkopf. Die Zellentür stand offen - zweifellos hatte die Sklavin sie offengelassen.

Das Mädchen duckte sich kniend zusammen, die Handflächen auf den Boden gepreßt, den Kopf tief gesenkt. Es erregte mich, sie in dieser Stellung zu sehen. Sie war eine Sklavin in der Gegenwart von Herren.

»Hast du den Sklaven gefüttert, Darlene?« fragte einer der Männer, der größere der beiden.

»Ja, Herren«, antwortete sie, ohne den Kopf zu heben.

»Dann verschwinde, Sklavin«, sagte er.

»Ja, Herren«, erwiederte sie und hob den Kopf nicht.

Die beiden Männer wandten sich ab und gingen den Korridor entlang.

Hastig hob das Mädchen den Kopf, drehte sich um und schaute mich an. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Lippen bebten. »Ich fürchte, wir haben nicht mehr viel Zeit«, flüsterte sie.

Ich nickte.

»Möchtest du es versuchen, Jason?« fragte sie.

»Das bringt doch bestimmt unglaubliche Gefahren für dich«, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Niemand weiß, daß ich die Schlüssel habe«, sagte sie. »Man wird nicht glauben, daß ich dich befreien könnte.«

»Aber wenn du nun gefangen würdest?« fragte ich.

»Ich bin Sklavin«, sagte sie. »Sicher würde man mich den Sleen zum Fraße vorwerfen.«

»Ich kann es nicht zulassen, daß du ein solches Risiko eingehst«, sagte ich.

»Man wird nicht wissen, daß ich es war. Man wird es nicht für möglich halten.«

»Glaubst du, es kann dir nichts geschehen?«

»Ja, es wird gutgehen. Die Gefahr liegt vielmehr bei dir.«

»Befreie mich«, forderte ich.

Sie stand auf und eilte in einen Winkel des Raums, in dem ein kleiner Vorrat Moos lag, Zunder zum Anzünden der Lampe. Sie nahm zwei Schlüssel aus dem Moos.

Ich ballte die Faust in den Fesseln.

Sie eilte zu mir und schob einen Schlüssel in das Eisenband an meinem rechten Fußgelenk. Das Schloß öffnete sich knackend. Mit demselben Schlüssel öffnete sie die Fesseln auf der anderen Seite und an den Händen.

Wir lauschten. Im Korridor war nichts zu hören. Ich rieb mir die Handgelenke.

Ich spürte, wie sie den anderen Schlüssel in das Schloß meines Sklavenkragens schob. Sie drehte den Schlüssel und öffnete den Doppelriegel.

»Mit dem Kragen kämst du nicht weit«, flüsterte sie lächelnd.

»Nein.«

Ich riß mir den Kragen herunter.

Sie nahm das Band und legte es vorsichtig und lautlos zur Seite, wo es von der Tür aus nicht gesehen werden konnte.

»Ich bin nackt«, bemerkte ich. »Wo sind die Sachen?«

Darlene ging wieder in die Ecke und griff nach einem zugeschnürten Sack. Der Faden war mit einem Wachsplättchen verschlossen, das einen Siegelabdruck trug. »Die Wächter haben gesagt, dies wäre etwas anzuziehen«, sagte sie. »Sie wußten nicht, daß ich in der Nähe war. Es dürfte also stimmen.«

Ich schaute sie an.

»Ich habe nicht gewagt, das Siegel zu erbrechen«, sagte sie. »Ich weiß doch erst seit eben, daß du überhaupt fliehen willst.«

»Was ist das für ein Siegel?« fragte ich.

»Das Siegel des Hauses des Andronicus.«

»Wann ist der Sack in dieses Haus gekommen?«

»Am Tag vor deiner Ankunft«, erwiderte sie. »Meinst du, er enthält gar keine Kleidung?«

Ich brach das Siegel auf und löste den Knoten. Dann riß ich den Sack auf. Enttäuschung überkam mich.

»Ist es denn keine Kleidung?« fragte sie mit zitternder Stimme.

»O doch.«

»Was stimmt denn nicht? Selbst wenn es sich um Sklavenkleidung handelt, kann sie dir doch draußen helfen.«

»Schau«, sagte ich.

»Oh!« rief sie bestürzt. »Das konnte ich nicht wissen!«

Niedergeschlagen nahm ich die Sachen aus dem Sack. Es war meine alte Kleidung, die ich getragen hatte, als Miß Beverly Henderson von goreanischen Sklavenhändlern entführt und ich ahnungslos in ihr Schicksal verstrickt wurde.

Zornig hielt ich mein altes Jackett in der Hand.

»Wie grausam sie sind!« sagte das Mädchen.

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Zweifellos wurden die Sachen hierhergeschickt, um bei deinem Verkauf verwendet zu werden - zur Belehrung und Unterhaltung der Käufer.«

»Da hast du bestimmt recht«, sagte ich und musterte sie niedergeschlagen.

»Das Siegel ist erbrochen«, stellte sie fest. »Was können wir tun?«

»Uns bleibt nichts anderes übrig, als weiterzumachen.«

»Das ist zu gefährlich«, sagte sie.

»Wir haben keine andere Wahl«, stellte ich fest. »Als ich

vorhin erwachte und dich fragte, wie spät es sei, sagtest du, es sei früher Abend.«

»Ja.«

»Das ist jetzt einige Zeit her. Ob es wohl inzwischen dunkel ist?«

»Ja«, antwortete sie zitternd.

»Vielleicht falle ich in der Dunkelheit mit den Sachen nicht sofort auf - vielleicht genügt die Zeit, mir passende, weniger auffällige Kleidung zu beschaffen.«

»Es ist alles meine Schuld«, sagte sie bedrückt.

»Sei unbesorgt«, sagte ich beruhigend, faßte sie an den Schultern und schaute ihr tief in die Augen.

»Ich will versuchen, mich zu fassen, Jason«, sagte sie.

Sanft senkte ich den Kopf, um sie zu küssen, aber Darlene wandte den Kopf ab. »Bitte nicht, Jason«, sagte sie. »Ich trage zwar den Kragen einer Sklavin, doch vergiß nicht, daß ich eine Frau von der Erde bin.«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Aber ich werde die Situation nicht ausnutzen.« Innerlich schalt ich mich. Wie aufdringlich ich gewesen war! Ich kannte sie doch kaum! Außerdem war ich nackt, und sie trug nichts außer der unmöglichen Ta-Teera und ihrem Sklavenkragen.

»Wenn nur die Männer Gors dir ähnlicher wären, Jason!« sagte sie dankbar. »Aber jetzt mußt du dich anziehen. Die Zeit wird knapp.«

»Wieso?«

»Vielleicht machen die Wächter bald wieder ihre Runde.«

»Aha«, sagte ich, holte die Kleidung aus dem Sack und begann, mein Unterzeug anzuziehen.

»Woher kommst du?« fragte ich.

»Ich verstehe deine Frage nicht«, sagte sie.

»Du kommst von der Erde«, sagte ich. »Es würde mich interessieren, aus welchem Land.« Es gibt in der goreanischen Sprache keinen Ausdruck für ›Land‹ im Sinne von Nation. Die Erdenmenschen sehen in den Städten Aspekte von Ländern. Die Menschen Gors stellen sich die Städte vor und

die Ländereien, die von ihnen beherrscht werden. Die entscheidende politische Einheit auf Gor ist die Stadt oder das Dorf, der Ort, an dem die Menschen und die Macht zusammenkommen. Natürlich kann es Bündnisse geben zwischen Städten und angrenzenden Gebieten, aber das ist hier doch etwas anderes. Auf der Erde werden solche Territorien eher im Sinne einer umschließenden Grenze gesehen, während die Vorstellung auf Gor eher radial bestimmt ist - eine Zone im Bereich des Radius, der von einem zentralen Mittelpunkt aus geschaffen wird. Geometrisch mögen beide Bilder identisch sein. Psychologisch aber gibt es da einen großen Unterschied. Die Goreaner denken eher in Einflußsphären als in eingebildeten Landkartenlinien, die nicht immer die aktuellen historischen Wirklichkeiten wiedergeben mögen. Gewisse positive Folgen dieser Denkungsart sind nicht zu erkennen. Zum Beispiel ist für einen durchschnittlichen Goreaner seine Ehre, die ihm viel bedeutet, nicht unbedingt mit der Ganzheit einer genau festgelegten Grenze verbunden. Solche Grenzen gibt es im allgemeinen auf Gor nicht, wenn auch über gewisse Dinge Einigkeit besteht - so zum Beispiel, daß der Einfluß der Stadt Ar im Norden traditionell nicht über den Vosk-Fluß hinausreicht. Als weitere Folge dieser Einstellung steigert sich das Ausmaß der Zugehörigkeit eines Bereichs mit der Nähe zu seiner Stadt oder seinem Dorf. Aus dieser Sicht heraus sind die meisten Kriege oder bewaffneten Auseinandersetzungen auf Gor ziemlich begrenzt und erfassen im allgemeinen nur wenige Städte und die dazugehörigen Dörfer und Gebiete - riesige politische Einheiten wie ganze Nationen können davon nicht betroffen sein. Hierzu sei noch angemerkt, daß Kriege auf Gor weitgehend von ziemlich kleinen Gruppen Berufssoldaten ausgefochten werden, so daß auf dem Schlachtfeld selten mehr als einige tausend ausgebildete Männer zusammenkommen, die einer eigenen Kaste angehören. Ein totaler Krieg mit der Mobilisierung von Millionen und der sich daraus ergebenden Tötung ganzer Völkerscharen ist auf Gor

selbst in der Theorie nicht vorstellbar. Die Goreaner, oft wegen ihrer Grausamkeit gescholten, würden solche Ungeheuerlichkeiten undenkbar finden. Soweit es auf Gor Grausamkeiten gibt, sind sie zielgerichtet, beispielsweise bei dem Versuch, einen Jüngling durch strenges Regiment und Entbehrungen zum Manne werden zu lassen oder einer Frau beizubringen, daß sie Sklavin ist. Die Erklärung für die politischen Grundarrangements und Auffassungen liegt meiner Meinung nach in der Einrichtung des Heimsteins. Der Heimstein bildet für den Goreaner den absoluten Mittelpunkt. Wegen des Heimsteins sehen die Goreaner ein Territorium gewissermaßen mehr von innen heraus, als von außen. Der Heimstein liegt in der Mitte und bestimmt den Wirkungskreis. Ohne Kreis kann es einen Punkt geben, doch keinen Kreis ohne Mittelpunkt. Aber ich will hier nicht von Heimsteinen sprechen. Wenn Sie einen haben, brauche ich dazu nichts zu sagen. Wenn Sie diese Einrichtung nicht kennen - wie könnten Sie verstehen, was ich sagen wollte?

»Ich komme von einem Ort namens England«, sagte das Mädchen.

Dieser Satz war typisch für die goreanische Sprache - die sie ja auch benutzte.

Ich hatte inzwischen Hose und Hemd angezogen und hakte meinen Gürtel zu. »Ich spreche Englisch«, sagte ich in dieser Sprache. »Ich wurde in Amerika geboren. Wir können uns auf englisch verständigen. Großartig!«

Sie senkte den Blick. »Ich bin nur eine Sklavin«, sagte sie auf goreanisch. »Sprechen wir nur Goreanisch. Ich habe Angst, etwas anderes zu sprechen als die Sprache meiner Herren.«

Ich trat vor sie hin und berührte zärtlich ihr Gesicht.

»Du brauchst keine Angst zu haben. Es ist niemand hier außer mir. Sprich Englisch mit mir!«

Schüchtern sah sie mich an. »Es war viel Zeit vergangen, seit ich in dieser Sprache mich geäußert habe«, sagte sie stockend auf englisch.

»Ich glaube dir!« erwiderte ich lachend. »Allerdings hätte ich angenommen, du würdest dich knapper ausdrücken, etwa: ›Ich habe schon lange nicht mehr Englisch gesprochen‹«

Sie lächelte. »Da siehst du, wie lange es her ist!«

»Dein Goreanisch ist perfekt.«

»Ist mein Englisch wirklich so schlecht, Jason?«

»Nein, sogar ziemlich gut. Präzise. Aber ich bringe den Akzent nicht unter.«

»Es gibt in England viele Dialekte«, sagte sie.

»Das stimmt«, erwiderte ich lächelnd, »aber dein Akzent klingt gar nicht englisch.«

»Schade«, sagte sie lächelnd. »Ich bin wohl schon zu lange auf Gor.«

Ich setzte mich und begann, Schuhe und Strümpfe anzuziehen. »Das ist es«, sagte ich. »Dein Englisch hat einen goreanischen Unterton.«

Sie senkte den Kopf. »Ich habe meine Muttersprache seit Jahren nicht mehr sprechen dürfen.«

Ich stand auf. »Ich bin fertig. Zeig mir den Ausgang.«

»Bitte«, sagte sie. »Willst du dieses Kleidungsstück nicht auch anlegen?« Sie hielt mir die Krawatte hin, die ich auf dem Boden hatte liegen lassen.

»Ich glaube kaum, daß ich eine Krawatte brauche.«

»Es ist lange her, seit ich einen Erdenmann darin gesehen habe.«

»Na schön.«

Sie kam auf mich zu und reichte mir den Schlip. Ich blickte ihr in die Augen. Dann klappte ich meinen Hemdkragen hoch. »Möchtest du ihn binden?« fragte ich.

»Ich weiß nicht, wie das geht, Jason.«

»Na schön«, sagte ich, nahm die Krawatte und band sie mit sicheren Bewegungen. Dann schlug ich den Hemdkragen wieder um und rückte den Schlip zurecht.

»Wie gut du aussiehst!« sagte sie.

Ihre Worte gefielen mir.

»Dein Bein!« sagte ich plötzlich. »Du trägst ja gar kein Brandzeichen!«

»Nein«, sagte sie und fuhr ärgerlich fort: »Nein, und auf dem rechten Bein auch nicht.« Ohne es zu merken, hatte ich mich vorgebeugt, um auch ihren anderen Oberschenkel in Augenschein zu nehmen.

»Bist du enttäuscht?«

»Nein, nein! Nur überrascht. Die Sklavinnen, die ich bisher auf Gor gesehen habe, trugen das Zeichen.«

»Also, ich nicht«, sagte sie.

»Das sehe ich selbst.«

Unwillkürlich versuchte sie ihre kurze Tunika über den Beinen zusammenzuraffen.

»Ich wollte dich nicht kränken. Bitte entschuldige!«

»Vielleicht trage ich ein Zeichen am linken Unterbauch«, sagte sie forsch. »Das gibt es manchmal. Möchtest du dich überzeugen?«

»Nein, natürlich nicht!«

Zornig riß sie sich die Ta-Teera an der linken Hüfte weiter auf und hielt den Stoff auseinander. »Na, gibt es dort ein Zeichen?«

»Nein, nein!«

Am liebsten hätte ich sie in die Arme genommen, die rechte Hand in den Stoffriß geschoben, sie halb in die Höhe gehoben und gegen die Wand gedrückt, bis sie weinend meine Aufmerksamkeit erflehte, die ich ihr dann am Fuße der Wand hätte zukommen lassen - als Sklavin.

»Bitte verzeih mir«, bat ich. »Entschuldige bitte!«

Sie sah mich an. »Ich verzeihe dir«, sagte sie. »Ich hätte nicht zornig werden dürfen. Ich bin nur so empfindlich, weil meine Schönheit, da ich nun mal schön bin, den Blicken meiner Herren so frei ausgesetzt ist.«

»Ich versteh«, sagte ich. »Und du bist wirklich wunderschön.«

»Vielen Dank, Jason«, sagte sie. »Sehr freundlich von dir.«

»Aber immerhin trägst du ja noch ein Kleidungsstück«, fuhr ich fort.

»In der Ta-Teera kommt man sich manchmal nackter vor als nackt«, sagte sie verbittert.

Wie sehr beneidete ich die brutalen Goreaner, denen eine solche Frau auf ein Fingerschnipsen hin gehorchen mußte!

»Ich bin nicht gebrandmarkt worden«, fuhr sie fort, »weil meine Herren der Ansicht waren, ein solches Zeichen würde meine Schönheit beeinträchtigen.«

»Aha«, sagte ich und wandte mich um. »Die Jacke aber brauche ich nicht.«

»Bitte - für mich, Jason!«

Sie war so hübsch!

»Na schön«, sagte ich und zog die Jacke an.

»Und jetzt den Mantel«, sagte sie.

»Der Mantel ist nun aber wirklich überflüssig!«

»O bitte, bitte, Jason!« rief sie.

»Na schön.« Ich zog den Mantel an.

»Wie gut du aussiehst!« sagte sie. »Es ist lange her, daß ich einen so schick gekleideten Mann meiner Heimat gesehen habe.«

»Ich komme mir vor wie ein Dummkopf«, sagte ich. »Die Kleidung paßt so gar nicht in diese Welt. Sie wirkt irgendwie hinderlich und fehl am Platze, beinahe primitiv und barbarisch im Vergleich zur fließenden Schlichtheit goreanischer Gewänder.«

»Nein, nein«, sagte sie, »die Sachen sind perfekt!«

»Wenn du es sagst«, meinte ich lächelnd.

»Es ist wirklich sehr nett von dir«, sagte sie, »dich so für mich anzuziehen - ein Mann meiner geliebten Heimat. Du bereitest mir damit eine große Freude.«

»Ach, es war nichts«, antwortete ich. »Aber jetzt solltest du mir vielleicht den Geheimausgang zeigen.«

»Beeil dich«, sagte sie und huschte vor mir aus der Zellentür, die noch immer offenstand.

»Langsam«, sagte ich. »Vielleicht gibt es Wächter im Flur.«

»Nein«, widersprach sie. »Noch machen sie ihre neue Runde nicht - aber bald ist es soweit. Wir müssen uns beeilen.«

Eiligen Schrittes folgte ich dem Mädchen aus der Zelle. Den offenen Sklavenkragen und die Ketten ließ ich geöffnet hinter mir auf dem Boden liegen. Mit klopfendem Herzen folgte ich dem Mädchen durch die schwach erleuchteten Korridore. Zum Glück stießen wir auf keine Wächter. Sie kannte sich hier aus. Einmal hörten wir aus der Ferne einen Gongschlag.

»Was war das?« fragte ich.

»Das Signal für die neue Runde der Wächter«, antwortete Darlene. »Beeilung!«

Wie mutig sie war! Sie riskierte viel für einen Mann aus ihrer Heimat.

Was für ein edelmütiges, selbstloses Mädchen!

Vor einer großen, dicken Tür blieb sie stehen. Atemlos wandte sie sich zu mir um.

»Ist das die Tür?« fragte ich.

»Ja.«

Ich nahm sie in die Arme. »Du mußt mich begleiten!« forderte ich. »Ich kann dich hier nicht zurücklassen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht!« sagte sie. »Laß mich hier! Flieh!«

»Du mußt mich begleiten!«

»Ich bin doch nur eine halbnackte Sklavin«, sagte sie, »in Ta-Teera und Kragen. Man würde mich sofort wieder aufgreifen. Geh!«

»Bitte!« sagte ich, »begleite mich!«

»Kennst du die Strafe, die auf Flucht steht?« fragte sie.

»Nein.«

»Ich habe schon einmal zu fliehen versucht. Diesmal könnte man mir die Füße abschlagen.«

Ich erschauderte.

»Bitte beeil dich«, sagte sie. »Die Gefahr wächst mit jedem Moment, den wir vertrödeln.«

»Du bist das beste und mutigste Mädchen, das ich je kennengelernt habe«, sagte ich.

»Beeil dich!« flüsterte sie.

Wieder wollte ich sie küssen, doch wie schon einmal wandte sie den Kopf ab.

Ich öffnete die Tür und schaute durch den Spalt. Auf der anderen Seite war es dunkel.

»Ich wünsche dir alles Gute, Jason«, sagte sie.

»Ich dir auch. Ich werde dich nie vergessen.« Und schon trat ich über die Schwelle.

Augenblicklich wurden meine Arme ergriffen und brutal festgehalten. Hinter mir hörte ich ein Frauenlachen.

»Fackeln anzünden!« meldete sich die Stimme einer anderen Frau. Ich erkannte die meiner Herrin, Lady Tima.

Fackeln loderten auf. Ich befand mich auf einer halbrunden Bühne in einer Art Amphitheater. Zwei muskulöse Burschen hielten links und rechts meine Arme fest, Wächter, die ich nicht zum erstenmal zu Gesicht bekam. Lachen wurde laut, Frauenlachen, das von allen Seiten herabbrandete und mich einhüllte. Ich stand bald voll im Scheinwerferlicht. Ich vermochte nicht zu erkennen, wer sich in den Sitzreihen befand - sie schienen mit kostbar gekleideten, verschleierten Frauen besetzt zu sein. Ich versuchte mich zu befreien - aber sinnlos. Es wurde laut gelacht.

Ich beobachtete, wie das Mädchen, von dem ich angenommen hatte, daß es Darlene heiße, sich mit Hilfe eines Schlüssels den Sklavenkragen abnahm. Sie gab das Metallband samt Schlüssel an einen Diener weiter, einen unersetzen Kerl mit einem Messer im Gürtel. Im Austausch reichte er ihr ein weites weißes Gewand, das sie umlegte und mit einer Schnalle am Hals festmachte. Sie bekam außerdem eine Peitsche gereicht, die sie kurz ausschüttelte.

Ich blickte in die Zuschauerreihen und mußte an die Worte des massigen Mannes von der Erde denken: »Ich

glaube, ich kenne da einen kleinen Markt, wo man Interesse an dir hat.«

Ich ächzte.

Im nächsten Moment fuhr mir die Peitsche der Lady Tima unter das Kinn. Sie trug knappe schwarze Lederkleidung.

»Willkommen auf dem Markt von Tima«, sagte sie.

Ich starre sie entsetzt an.

Sie gab ein Zeichen, und auf einer Seite schlug ein Helfer mit einem Hammer gegen einen Gong. Es war der Laut, den ich schon in den Korridoren gehört hatte. Nun wußte ich, was der Schlag bedeutete.

»Der Verkauf möge beginnen«, sagte Lady Tima.

Das Mädchen, das ich als »Darlene« gekannt hatte, trat vor. Sie deutete mit der Peitsche auf mich. »Hier haben wir einen Mann der Erde«, sagte sie. »Ich bin bereit, mir das erste Gebot anzuhören.«

»Vier Kupfer-Tarsks!« hörte ich eine Frau rufen.

Ich sollte versteigert werden.

## 9

»Ich habe ein Gebot auf vier Tarsks!« rief das Mädchen in dem weißen Gewand. Darunter trug sie die schändliche Ta-Teera, in der sie das Erdenmädchen gespielt hatte.

»Fünf!« vernahm ich.

»Er steht vor euch in der barbarischen Gewandung seiner Heimatwelt!« rief Lady Tima und deutete mit der Peitsche auf mich. »Wie häßlich diese Sachen sind, wie beengend!«

Es gab Gelächter. In der Tat wirkte meine Kleidung bei den Goreanern, die schlichte, weite, wallende Stoffe bevorzugten, ausgesprochen starr, einschnürend, phantasielos und unsinnig. Schämten sich die Erdenmenschen ihrer Körper wirklich so sehr, wie die Kleidung vermuten ließ?

Ich versuchte mich zu befreien, aber die beiden Sklaven-

helfer waren zu kräftig für mich; sie umklammerten meine Arme und hielten mich fest.

»Ein Silber-Tarsk!« rief eine Frau. »Wir wollen ihn sehen!«

»Ein Silber-Tarsk!« rief das weißgekleidete Mädchen, das die Erdensklavin gespielt hatte. Sie freute sich sehr über dieses Angebot.

Lady Tima wandte sich lächelnd an einen stämmigen Mann, der auf ihr Geheiß eine große flache Bronzeschale an der Seite der Plattform aufstellte. Darin befanden sich zahlreiche Holzstücke. Er hielt eine Fackel an das Holz, das anscheinend mit Öl getränkt worden war und sofort aufflammte. Ich wußte nicht, wozu das Feuer gut sein sollte.

»Wir sind nun bereit, nicht wahr«, bemerkte Lady Tima, »ihm die Kleidung abzunehmen?«

Zustimmendes Geschrei kam von den Rängen.

Lady Tima nickte den beiden Männern zu, die mich festhielten. Sie verlagerten ihren Griff an meine Handgelenke. Sofort begann der stämmige Bursche, mir mit dem Messer Mantel und Jacke vom Leib zu schneiden und in die Schale mit brennendem Holz zu werfen!

»Mehr! Wir wollen mehr von ihm sehen!« rief eine Frau.

»Zuerst aber«, rief Lady Tima, »möchte ich euch, meinen hübschen und großzügigen Kundinnen, dafür danken, daß ihr bei dem Spaß, den wir uns mit diesem armen Sklaven erlaubt haben, so nett mitgemacht habt. Ihr habt euch still verhalten. Er vermeinte einen Fluchtversuch zu machen, unterstützt durch eine Frau aus seiner eigenen Welt, eine Rolle, die von der lieblichen Lady Tendite gespielt wurde.« Sie deutete auf das Mädchen im weißen Gewand, das mir die Sklavin vorgespielt hatte, das in Wirklichkeit aber frei war, Tendite, eine Lady von Gor.

»Statt dessen«, fuhr Lady Tima fort, »sieht er sich hier nun im Mittelpunkt einer Auktion.« Es wurde laut gelacht. »Das Haus von Tima dankt euch.« Viele Frauen applaudierten. Tima hatte es geschickt angefangen. Das Publikum war bei guter Laune.

Plötzlich wurde der Zorn in mir übermächtig.

Ich begann mich heftig zu wehren. Zu meiner Überraschung vermochte ich mich beinahe zu befreien - gegen den Griff der beiden muskulösen Männer. Ich glaube, sie waren selber sehr überrascht, denn sie wurden ein wenig zur Seite geschleudert. Aber schon hatten sie mich wieder fest gepackt. Zornig schaute ich ins Publikum hinaus. Hätte sich nur ein einziger Wächter um mich gekümmert, wäre ich bestimmt losgekommen, davon war ich überzeugt. Ich hatte gar nicht gewußt, daß ich so kräftig war.

Die Frauen im Publikum und die Ladies Tima und Tendite schienen gleichermaßen überrascht zu sein.

Sie blickten sich an.

»Ist er nicht zahm?« fragte eine Frau in der zweiten Reihe.

Zu meinem Erstaunen schienen mehrere Frauen beunruhigt zu sein. Ich sah zwei Wächter mit Speeren am Ende eines Tribünenganges Aufstellung nehmen. Von dort konnten sie schnell zur Bühne herabeilen, sollte das nötig werden.

Obwohl ich heftig atmete, war ich erfreut, was ich mir allerdings nicht anmerken ließ. Die vielen Bewegungen und die knappe Ernährung auf Gor hatten mir beachtliche körperliche Fortschritte gebracht, von denen ich auf der Erde nur hätte träumen können.

»Viele von euch besitzen Tharlarions!« rief Lady Tendite frohgemut in die Menge. »Die sind viel stärker als er. Und vielleicht auch klüger!«

Hier und dort wurde unsicher gelacht.

»Wer will schon einen dummen Sklaven?« rief eine Frau.

»Lady Tendite scherzt«, schaltete sich Lady Tima hastig ein. »Der Sklave ist hochintelligent. Das Haus von Tima bürgt dafür.«

»Ja!« sagte Lady Tendite. »Es war nur ein Scherz. Der Sklave ist intelligent.«

»Vielleicht zu intelligent!« rief eine Frau.

»Seht euch seine Augen an!« rief eine andere. »Er sieht nicht aus wie ein Sklave.«

»Vielleicht ist er ein Herr«, sagte eine andere Frau mit zitternder Stimme.

»Würdest du uns fürs Boudoir einen Sklavenherrn verkaufen?« fragte eine andere. Mehrere Frauen schnappten nach Luft, so kühn erschien ihnen der Gedanke. Ich war überrascht. In der Reaktion der Frauen war etwas ganz klar geworden, ein Ausdruck der Erregung, der aufgeregts-besorgten Wonne. War es das, was sie haben wollten - einen dominanten Herrn für ihr Boudoir? Aber wenn das so wäre, mußten sie auch wissen, daß sie in ihrem eigenen Boudoir nur Sklavinnen sein würden.

Ich mußte mich irren.

»Nein, nein, nein, nein!« rief Lady Tima lachend. »Nein!« Sie schien amüsiert zu sein, doch spürte ich, daß sie nicht erfreut war über die Wendung, die die Auktion genommen hatte. »Seine Intelligenz, die beträchtlich ist, ist die eines Erdenmannes. Er ist darauf trainiert, seine Fähigkeiten auf die Vorausahnung der Wünsche von Frauen zu verwenden und ihnen zu gehorchen und zu dienen. Die Intelligenz von Erdenmännern steht den Frauen zu Gebote. Sie tun, was Frauen ihnen sagen.«

»Gibt es denn keine Herren unter ihnen?« fragte eine Frau. »Sind es Seidensklaven?«

»So hat man mir berichtet«, antwortete Lady Tima. »Sie alle sind Seidensklaven der Frauen.«

Das konnte nicht stimmen, sagte ich mir. Auch auf der Erde hatte ich kräftige, selbständige Männer gekannt. Doch stimmte es, daß viele Männer von maskuliner Ausprägung Frauen gegenüber gehorsam waren. Man hatte sie gelehrt, daß sie keine richtigen Männer seien, wenn sie den Wünschen der Frauen nicht nachkämen. Auf Gor sind es natürlich die Frauen, die gehorchen, wenn sie versklavt worden sind.

»Nein!« rief ich. »Nein! Es muß auch auf der Erde richtige Männer geben!«

Im gleichen Augenblick traf mich die Peitsche der Lady

Tendite an der Wange; sie hatte mit dem Stiel zugeschlagen, ohne die Schnüre loszulassen.

»O Jason!« rief Lady Tima mitleidig. »Hast du ohne Erlaubnis gesprochen?«

Wieder versuchte ich wütend die Männer abzuschütteln, die mich festhielten - aber wieder vergeblich.

»Das ist kein Seidensklave«, sagte jemand.

»Schickt ihn in die Steinbrüche!«

»Kettet ihn auf einer Ruderbank fest!« rief eine Frau, »Präsentiert den nächsten Sklaven zum Verkauf!«

»Wartet! Wartet!« rief Lady Tima.

Es wurde still im Publikum.

»Haben wir euch wirklich hinters Licht geführt, meine Damen?« fragte sie lachend.

Die Zuschauerinnen blieben stumm.

Lady Tima wandte sich zu mir um: »Du hast gut gespielt, Jason«, sagte sie. »Du hast geschickt so getan, als wärst du nur unvollkommen gezähmt.« Ich schaute sie an, im Griff der Männer.

Wieder wandte sie sich an die Menge. »Verzeiht mir, meine Damen!« rief sie lachend. »Ich habe mir da leider einen schlechten Scherz erlaubt. Ich hatte geglaubt, ihr alle wüßtet, daß die Erdenmänner nur Sklaven sind - als dieser Sklave dann meinem Befehl gehorchte und sich wehrte, dachte ich, ihr würdet die Falschheit seines Handelns durchschauen. Ich muß aber erkennen, daß ihr mit den Männern der Erde nicht wirklich vertraut seid in eurer Angst, einige von ihnen könnten doch richtige Männer sein. Ist er kein guter Schauspieler?« Sie baute sich vor mir auf und schlug sich mit der Hand an die linke Schulter, als applaudiere sie mir zu meiner Leistung.

»Ist er denn zahm?« fragte eine Frau in der vierten Reihe.

»Er ist durchaus zahm«, erwiderte Lady Tima. »Ich habe ihn schon auf meiner eigenen Liegestatt benutzt.«

Ich senkte den Kopf. Nur zu gut erinnerte ich mich an das beschämende Erlebnis.

»Garantierst du seine Zahmheit?« fragte jemand.

»O ja«, erwiederte Lady Tima. »Das Haus von Tima gibt diese Garantie.«

»Beweise uns, daß er zahm ist!« rief eine Frau.

»Das werden wir tun«, sagte Lady Tima lächelnd und wandte sich zu mir um. Sie sprach leise weiter; ihre Worte waren im Publikum nicht zu hören: »Du hast deinen Spaß gehabt, Jason«, sagte sie. »Du hast den wilden Mann gespielt - aber jetzt wird es Zeit, daran zu denken, was du wirklich bist, ein Schwächling von der Erde.«

Ich blickte sie zornig an.

»Es gibt im Haus von Tima zahlreiche Sleen«, fuhr sie fort. »Vielleicht sollte man dich ihnen zum Fraße vorwerfen.«

»Nein!« rief ich und senkte erschrocken den Kopf. Nur zu gut erinnerte ich mich an die bedrohlichen, krummen Reißzähne, die langen, geschmeidigen Körper, die spitzen Krallen, an die explosive Kraft, Wendigkeit und Schnelligkeit dieser Wesen.

»Schau mich an, Jason!« befahl sie.

Ich hob den Kopf und begegnete ihrem Blick. Sie - und alle anderen, die auf dieser Welt zu den Herren gehörten — hatten die absolute Macht über mich. Sie waren alles, ich war nichts. Ich war Sklave.

»Was bist du, Jason?« fragte sie.

»Sklave.«

»Ihr braucht ihn nicht mehr festzuhalten«, sagte Lady Tima zu den beiden Männern. Sie ließen mich los. Reglos blieb ich auf der Plattform stehen. Man hatte mir zu Bewußtsein gebracht, daß ich gehorchen mußte.

Lady Tendite machte sich nun daran, mir die anderen Kleidungsstücke vom Leib zu schneiden. »Reg dich nicht auf, Jason«, sagte sie dabei liebenswürdig. »Du erinnerst dich sicher an mich - an Darlene, die kleine Sklavin von der Erde?«

»Ich hatte dir vertraut«, sagte ich verbittert.

»Wie töricht von dir!«

»Ja.«

»Ich hatte nicht angenommen, ich würde dich hinters Licht führen können.«

»Warum? Hattest du Angst, dein Englisch würde nicht ausreichen?«

»Mein Englisch ist ausgezeichnet!« sagte sie gekränkt.

Und damit hatte sie recht - es klang vielleicht ein wenig zu formell und präzise und war zu wenig umgangssprachlich, doch es hatte mich getäuscht.

»Die Sprache war es nicht«, fuhr sie fort, »aber hast du ernsthaft angenommen, eine echte Sklavin würde es wagen, sich auch nur in Gedanken mit einer solchen Fluchthilfe zu beschäftigen?«

Ich schwieg.

»Kennst du die Strafe, die auf dieses Verbrechen steht?« fuhr sie fort. »Die kleinen Dirnen wissen doch genau, was ihr Kragen bedeutet.«

Lady Tendite hatte mir die Krawatte abgenommen. »Jetzt zieh das Hemd aus, das deine Brust bedeckt«, befahl sie.

Ich sah sie an.

»Schnell!« fauchte sie.

Ich zog das gewöhnliche weiße T-Shirt über den Kopf.

Einige der Frauen auf der Tribüne lachten, als sie sahen, wie schnell ich Lady Tendite gehorchte. Sie trat vor mich hin und streckte die Hand aus. Ich gab ihr das T-Shirt, und sie warf das Kleidungsstück ins Feuer.

»Seht ihr«, rief sie in die Menge, »wie breit seine Schultern sind! Wie schmal seine Hüfte, wie flach sein Bauch!«

»Eins fünf!« rief eine Frau. »Ich kann ihn bei den Stallkämpfen gebrauchen.«

»Stallkämpfe?« rief Lady Tendite lachend. »Das ist doch wohl ein Scherz!«

»Bist du sicher, daß er zahm ist?« fragte eine andere Frau.

»Ihr habt selbst gesehen, mit welcher Schnelligkeit er meinem Befehl gehorchte und sich das Hemd auszog.«

»Ein Silber-Tarsk, sechs Kupfer-Tarsks!« rief jemand.

»Zieh Schuhe und Strümpfe aus!« befahl sie. »Dann knei nieder!«

»Ja, Herrin«, sagte ich und ging auf ein Knie nieder.

»Dies ist kein gewöhnlicher Arbeitssklave«, pries Lady Tendite mich an, »sondern ein wertvoller und hochintelligenter Seidensklave. Außerdem ein Sklave von der Erde - man braucht keine Angst zu haben, allein mit ihm zu sein. Er ist ein Erdenmännchen. Er wird euch stets ein netter, unterwürfiger Sklave sein.«

»Tendite«, sagte Lady Tima leise zu mir, »ist noch nicht sehr erfahren beim Anpreisen unserer Waren. Ich bilde sie erst aus.«

Ich antwortete nicht.

»Sind ihre Englischkenntnisse gut?« fragte sie.

»Ja, Herrin«, antwortete ich leise, während ich mich mit dem anderen Schuh beschäftigte. »Aber mit ihrer Leistung bist du nicht zufrieden?« fuhr ich fort.

»Ist sie nicht wunderschön?« fragte Lady Tima.

»Ja.«

»Ich werde mir schon wiederholen, was sie mich an Lohn kostet«, fuhr Lady Tima fort, »obwohl sie noch viel lernen muß. Und es wird die Zeit kommen, da sie sich bei der Sklavenauktion so geschickt anstellt wie jede andere Sklavenhändlerin.«

Ich schwieg.

»Ich werde mindestens vier Tarsks für dich bekommen«, sagte Lady Tima, und ich vermutete, daß sie Silber-Tarsks meinte. Das war ein hoher Preis. So manche schöne Frau wechselte für nur einen oder zwei Silber-Tarsks den Besitzer.

»Das Gebot steht bei eins sechzehn«, sagte Lady Tendite.

»Ihr vornehmen Käuferinnen, ihr werdet doch jetzt sicher realistischer bieten - bei einem solch prächtigen Besitz!«

»Warum geht der Preis nicht hoch?« fragte ich Lady Tima.

»Sie haben Angst vor dir.«

»Ich verstehe.«

»Aber ich werde ihnen klarmachen, daß sie nichts zu befürchten haben.«

Ich musterte sie angstvoll.

»Einen neuen Sklaven auf die Bühne!« rief eine Frau.

Bekümmert wandte sich Lady Tendite an ihre Herrin.

»Ich muß das Bieten abschließen«, sagte sie. Sie wußte, daß sie den Verkauf nicht gut geleitet hatte. Sie war sehr enttäuscht.

»Darf ich weitermachen?« fragte Lady Tima.

»Aber gewiß«, antwortete Lady Tendite dankbar.

»Wir wollen einen neuen Sklaven sehen!« rief eine Frau.

Unvermittelt knallte Lady Tima mit der Peitsche, was mich zusammenfahren ließ. Sofort wurde es still auf den Rängen.

»Aufstehen!« befahl Lady Tima. »Ausziehen! Niederknien! Beine breit!«

Überrascht, verängstigt, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich tat, kniete ich vor den Käufern.

»Kriech zu Lady Tendite!« befahl Lady Tima. »Bitte um deinen Sklavenkragen!«

Entsetzt gehorchte ich. Hinter mir knallte erneut die Peitsche.

»Bitte leg mir den Kragen um, Herrin«, bat ich.

»Lauter!« forderte Lady Tima.

Ich wiederholte die Bitte.

»Auf Händen und Knien bleiben, den Kopf gesenkt halten!« kam die Anordnung.

Ein Sklavenkragen wurde gebracht, der mit anderen Utensilien am hinteren Ende der Plattform bereitgelegen hatte. Ich spürte, wie mir das Metall um den Hals gelegt und geschlossen wurde. Ich erschauderte.

Lady Tima warf die Kleidung, die ich mir zuletzt vom Leib gerissen hatte, in die Feuerschale. Goreanischer Applaus erklang von der Tribüne.

Mit der Peitsche deutete meine Peinigerin auf die Schuhe

und Strümpfe, die auf der Plattform lagen. »Die bringst du nacheinander zum Feuer und wirfst sie hinein!«

Und wieder ertönte die Peitsche.

Und während ich ihrer Aufforderung nachkam, belebte sich das Bieten. Immer lauter und drängender wurden die Stimmen.

»Fünf Tarsks!« vernahm ich schließlich, als das letzte Stück meiner Kleidung in Flammen aufging.

»Steh auf, Jason!« befahl Lady Tima.

Ich gehorchte.

»Hier ist der Sklave«, wandte sich Lady Tima an ihr Publikum. »Ihr habt gesehen, wie er nackt vor einer Frau kniete und den Sklavenkragen erbat. Hat eure hübsche Auktionsleiterin, Lady Tendite, ihn gut auf den Verkauf vorbereitet?«

»Sechs Tarsks!« rief jemand.

Lady Tendite wurde mit Applaus bedacht. Verbittert erkannte ich, wie raffiniert man mich dazu gebracht hatte, mich als Mann von der Erde zu kleiden. Lady Tendite hatte gute Arbeit geleistet und mich zum Narren gemacht. Welch gelungener Scherz für die Goreanerinnen! Ich hatte zu fliehen gehofft. Dabei stand ich nun nackt hier auf der Plattform und wurde verkauft.

»Sieben Tarsks!« rief jemand. »Sieben - fünf!« steigerte sich das Angebot.

Wie dumm von mir, nicht zu erkennen, daß sie keine Sklavín sein konnte - eine echte Sklavín hätte nicht gewagt, sich so zu benehmen. Außerdem haben die Sklavinnen für männliche Sklaven nichts übrig; ihre Sorge gilt den freien Männern, ihren Herren.

»Sieben - sieben!« wurde geboten. »Sieben - acht!« »Zeig dich ihnen wie im Raum der Vorbereitung«, wandte sich Lady Tima an Lady Tendite.

»Wie ...?«

»Ich weiß, was ich tue«, sagte Lady Tima lächelnd zu ihr.

»Aber ich finde es beschämend, mich vor freien Frauen so zu präsentieren.«

»Es sind nur Frauen hier, dieser Sklave und unsere Leute«, erwiderte Lady Tima. »Gehorche - oder möchtest du nicht länger für mich arbeiten?«

Lady Tendite lächelte. Sie warf das weiße Gewand wie ein Cape über die Schultern und bot sich den Blicken der Frauen in der Ta-Teera dar. Sie war aufregend schön.

Den Zuschauerinnen schien es im ersten Moment den Atem zu verschlagen. Dann begannen sie sich begeistert gegen die Schultern zu schlagen.

»Wie schön sie ist!« hauchte mehr als eine Frau.

Und ich begriff, wie klug die Frau war, die das Haus von Tima leitete. Die Frauen auf der Tribüne identifizierten sich mit Lady Tendite. Obwohl die andere dort vor ihnen stand, waren sie es, die in ihrer Phantasie die schändliche Ta-Teera trugen und jetzt auch noch den Sklavenkragen umgelegt bekamen.

So stand sie nun vor mir, das Sklavenmädchen. Es gab lauten Beifall.

»Meinen Glückwunsch an die hervorragende Schauspielerin Lady Tendite!« rief Lady Tima.

»Liebkose den Sklaven!« forderte Lady Tima ihre Angestellte auf.

Lady Tendite trat vor mich hin. Sie blickte mir in die Augen. Sie war von exquisiter Schönheit. Ihre Brüste, kaum verhüllt vom dünnen, knappen Stoff der Ta-Teera, waren aufregend gerundet.

»Bitte berühre mich nicht!« flehte ich.

Sie trug einen Stahlkragen.

»Bitte!« flehte ich. Dann schrie ich vor Kummer und Scham.

»Zehn Tarsks!« rief jemand. Und das war erst der Anfang.

»Wie hübsch er sich an seinem Steigbügel ausmacht, Lady Florence«, sagte die verschleierte Frau, die in der Sänfte lag.

»Wenn erst sein Haar länger ist und von einem weißen Band zusammengehalten wird und wenn er dann noch eine Seidentunika trägt, wird er sich noch wesentlich besser ausmachen, Lady Melpomene«, erwiederte Lady Florence.

»Wie ich sehe, hast du ihn nicht mehr angekettet«, bemerkte Lady Melpomene.

»Ich habe schnell gemerkt, daß das nicht erforderlich ist«, erwiederte Lady Florence.

Ich hielt den Kopf gesenkt.

»Ich beneide dich um einen so hübschen Sklaven«, sagte Lady Melpomene.

»Nett von dir, daß du nicht verbittert bist«, bemerkte Lady Florence mit scharfer Stimme. Ich hielt die Zügel ihres Tharlaron. Es war kein großes Tier. Der Steigbügel befand sich neben meiner rechten Schulter.

»Hast du ihn schon branden lassen?« erkundigte sich Lady Melpomene.

»Nein. Ich ziehe bei meinen Sklaven einen blanken Schenkel vor.«

»Interessant«, stellte Lady Melpomene fest. »Taugt er etwas auf der Liege?« setzte sie hinzu.

»Ich benutze ihn, wenn es mir gefällt«, sagte Lady Florence.

»Natürlich«, erwiederte Lady Melpomene.

»Nur schade, daß deine Mittel in letzter Zeit so begrenzt zu sein scheinen«, fuhr Lady Florence fort, »sonst hättest du mich überbieten können.«

»Meine finanziellen Verhältnisse sind bestens geordnet«, erwiederte Lady Melpomene.

»Es geht das Gerücht, daß du dem Bankrott nahe bist.«

»Solche Gerüchte sind bösartig und falsch!« fauchte Lady Melpomene.

»Das dachte ich mir doch gleich«, erwiderte Lady Florence freundlich. »Bedauerlich, daß sie überall zu hören sind.«

»Der Sklave hat mich nicht genügend interessiert, um sechzehn Tarsks zu bieten«, sagte Lady Melpomene.

»Natürlich«, bemerkte Lady Florence.

»Warst du längere Zeit in Ar zum Einkaufen?« fragte Lady Melpomene.

»Etwa vier Tage«, erwiderte die andere. »Wir verließen unser Haus in Vonda vor einem Monat und zogen in meine Villa.«

Die Villa der Lady Florence aus Vonda lag etwa vierzig Pasangs südwestlich von Vonda. Vonda war eine der vier Städte der Salerianischen Konföderation. Die anderen Städte dieses Bundes waren Ti, Port Olni und Lara. Diese Städte haben eine gemeinsame Lage - nämlich am Olni-Fluß, der in den Vosk mündet. Ti liegt von diesem Zusammenfluß am weitesten entfernt, weiter flußabwärts stößt man auf Olni; diese beiden Städte fanden sich als erste zu dem Bündnis zusammen, das ursprünglich der Abwehr von Flußpiraten und dem Schutz der Bootsverbindung ins Binnenland diente; später kamen Vonda und Lara hinzu, wobei Lara am Zusammenfluß von Olni und Vosk liegt. Auf dem Olni-Fluß gibt es praktisch keine Flußpiraten mehr. Der Bündnisschwur und die Festlegung der einfachen Regeln, die damit zusammenhängen, wurden auf der Wiese von Salerius geleistet und unterschrieben - am Nordufer des Olni gelegen, zwischen Port Olni und Vonda. Aus diesem Umstand leitet das Bündnis seinen Namen als Salerianische Konföderation her. Die wichtigste Stadt im Bündnis ist Ti - es ist die Gemeinde mit der zahlreichsten Bevölkerung; hier konzentriert sich auch die Leitung des Bündnisses. Der Verwalter der Konföderation ist ein Mann namens Ebullius Gaius Cassius aus der Kriegerkaste. Er ist zugleich Administrator der Stadt und des Staates Ti. Die Salerianische Konföderation kennt man auch unter der Bezeichnung ›Die vier Städte von Saleria‹. Der Begriff ›Saleria‹ wird übrigens im

weitesten Sinne so verstanden, daß er das von der Konföderation beherrschte Gebiet betrifft. Ti, Port Olni und Vonda liegen am Nordufer des Olni - Lara befindet sich zwischen dem Olni und dem Vosk am Zusammenfluß. Es gilt strategisch als ungemein wichtig. Wenn es wollte, könnte es verhindern, daß Schiffe aus dem Olni zu den Voskhäfen durchkommen. Der Überlandtransport ist wie beinahe überall auf Gor zeitaufwendig und teuer, außerdem oft sehr gefährlich. Interessanterweise war die Veränderung der Piraten des Olni weitgehend auf den Beitritt Laras in den Bund zurückzuführen - diese Stadt vermochte den Übeltätern den Fluchtweg in den Vosk abzuschneiden. Was als Abwehrbund gegen die Piraten begonnen hatte, entwickelte sich allmählich zu einer spürbaren politischen Kraft im östlichen Teil des bekannten Gor. Dabei waren auf diesem Planeten Eifersüchteleien und Streitereien zwischen Städten eher die Regel. So bildete diese Liga, aus einem gemeinsamen Grundinteresse geboren, die Grundlage für die später sehr mächtige Salerianische Konföderation. Es hieß, viele goreanischen Städte schauten voller Unbehagen auf die vier Riesen am Olni. Angeblich machte man sich sogar in Ar Gedanken über die Salerianische Konföderation.

»Von meiner Villa reisten wir in mein Haus in Venna weiter«, sagte Lady Florence leichthin.

»Ich besitze ebenfalls ein Haus in Venna«, äußerte Lady Melpomene.

»Angesichts des Zustands deiner Finanzen hatte ich nicht angenommen, daß du es halten konntest«, bemerkte Lady Florence. Venna ist ein kleiner, exklusiver Erholungsort zweihundert Pasangs nördlich von Ar. Bekannt ist er für seine Bäder und Tharlarion-Rennen.

»Reist du oft nach Ar, um einzukaufen?« fragte Lady Melpomene.

»Zweimal im Jahr«, erwiderte Lady Florence.

»Ich komme viermal im Jahr«, sagte Lady Melpomene.

»Ich verstehe«, äußerte Lady Florence liebenswürdig.

»Ich kann es mir leisten.«

»Dann möchte ich dich nicht vom Einkaufen abhalten.«

»Ich würde nicht zu lange in Ar bleiben«, meinte Lady Melpomene.

»Ich glaube nicht, daß es Ärger gibt.«

»In den Bädern von Vonda wurde gemunkelt, daß Ar angreifen wird«, sagte Lady Melpomene. »Südlich des Olni hat es bereits erste Scharmützel gegeben.«

»Männer sind Barbaren«, stellte Lady Florence fest. »Immer müssen sie kämpfen.«

»Wenn es zu Feindseligkeiten kommt«, sagte Lady Melpomene, »ist es nicht angebracht, wenn eine Frau aus Vonda in dieser Stadt erwischt wird.«

»Ich glaube nicht, daß es Ärger gibt.«

»Meinetwegen kannst du den Stahlkragen riskieren - ich verlasse Ar heute abend noch.«

»Wir reisen morgen früh ab.«

»Ausgezeichnet!« sagte Lady Melpomene. »Vielleicht sehen wir uns dann in Venna.«

»Vielleicht.«

»Und vielleicht wirst du mir gestatten, deinen Sklaven zu genießen.«

»Vielleicht - für eine Gebühr«, erwiderte Lady Florence mit eisiger Stimme.

»Eine Gebühr?« fragte Lady Melpomene.

»Sechzehn Tarsks!« sagte Lady Florence. »Der jämmerliche Preis für den Sklaven, den du dir nicht leisten kannst.«

Sechzehn Tarsks waren tatsächlich ein hoher Preis für einen männlichen Seidensklaven. Im allgemeinen wurden vier bis sechs Silber-Tarsks bezahlt.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte Lady Melpomene.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte Lady Florence.

Dann klatschte Lady Melpomene in die Hände. »Weiter!« rie sie den Sklaven zu, die die Stangen der Sänfte auf den

Schultern trugen. Gleich darauf war der kleine Trupp verschwunden.

»Was für eine abscheuliche Frau!« sagte Lady Florence. »Wie falsch sie ist! Wie sehr ich sie verachte! Ihr Vermögen ist dahin. Sie besitzt kaum noch einen Tarsk. Wenn sie wirklich noch ein Haus in Venna unterhält, verliert sie es bestimmt bald. Wie kühn von ihr, überhaupt mit mir zu sprechen! Vermutlich ist sie in Ar, um das Haus in Venna zu beleihen oder zu verkaufen, wenn es ihr wirklich noch gehört. Sogar die Sklaven und die Sänfte waren gemietet! Mich täuscht sie nicht! Wie sehr ich sie hasse! Hast du gesehen, wie reizend sie getan hat? Dabei haßt sie mich ebenfalls. Unsere Familien sind seit Generationen verfeindet.«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Sie hat sogar gegen mich gebeten«, fuhr Lady Florence fort. »Hätte eine Freundin das getan?«

»Ich weiß es nicht, Herrin.«

»Und sie hatte die Nerven, dich ausleihen zu wollen! Dich teile ich nur mit Frauen, die mir gefallen.«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Hier entlang, Jason«, sagte sie. »Ich will im Laden des Publius Schleiernadeln kaufen. Dann möchte ich in die Straße des Zentral-Zylinders, um mir bei Philebus Seide vorlegen zu lassen.«

»Ja, Herrin.« Ich setzte mich in der angegebenen Richtung in Bewegung und führte dabei den Sattel-Tharlarion an den Zügeln. Solche kleinen Tiere werden allgemein mit Zügeln gelenkt, die riesigen Kampf-Tharlarions dagegen mit Rufen und Speerhieben gegen Kopf und Hals. Zug-Tharlarions stehen im Geschirr und werden durch Männer oder Jungen gelenkt, die neben ihnen hergehen, oder mit Zügeln und Peitschen.

Wir kamen an einer Frau von Ar vorbei, die von ihrem Seidensklaven gefolgt wurde. Er musterte mich. Vermutlich fragte er sich, wieviel ich gekostet hatte.

Dann begegnete uns eine Sklavin, eine kurzbeinige

Schönheit in einem grauen Fetzen. Im Vorbeigehen spuckte sie die Kerne einer Larmafrucht gegen die Wand.

»Beachte sie nicht, Jason«, befahl Lady Florence.

»Ja, Herrin«, sagte ich. Aber ich wünschte, ich hätte das Mädchen in die Finger bekommen können.

Die Sonne stand hoch, und die Mittagsstunde war bereits vorbei. Wir standen vor dem Laden des Philebus, der sich auf turische Seide spezialisiert hatte. Das Geschäft liegt an der großen Straße des Zentralzylinders, die gut vierhundert Fuß breit ist, eine Auffahrtsstraße für Triumphzüge, überschattet vom Zentralzylinder Ars, der das Ende bildet. Zu beiden Seiten der Prachtstraße erheben sich reihenweise Bäume, und zahlreiche Brunnen plätschern. Es ist eine sehr schöne und eindrucksvolle Straße. Sie erfreute meinen Blick. Wegen der hohen Mieten haben die Läden an dieser Straße natürlich ungemein hohe Preise.

Vorn am Laden des Philebus befanden sich Sklavenringe; an einem dieser Ringe war eine Sklavin festgemacht. Neben ihr ein Stück weiter, hockte ein Seidensklave, ebenfalls gefesselt.

Meine Herrin betrat den schattigen Laden.

»Sie hat dich nicht angekettet«, sagte der Seidensklave zu mir.

»Nein.«

»Was hast du gekostet?« wollte er wissen.

»Sechzehn Tarsks.«

»Das ist nicht viel.«

»Silber.«

»Lügner!«

Ich zuckte die Achseln.

Ich führte den Tharlarion an eine sandgedeckte, sonnige Stelle in der Nähe des Ladens und wickelte die Zügel zweimal um einen Ring.

Dann betrachtete ich den Tharlarion. Eine durchsichtige Membrane schob sich von unten vor das Auge, als ein breitflügeliges Insekt über das Lid kroch. Lady Florence besaß

zahlreiche Tharlariens; ihre Ställe gehörten zu den größten und besten in Vonda.

Ich kehrte vor den Laden des Philebus zurück.

»Lügner!« wiederholte der männliche Sklave, der an der Mauer hockte. Vermutlich ärgerte es ihn, daß ich nicht angekettet worden war.

Vor dem Laden lehnte ich mich an die Wand. Die meisten goreanischen Läden haben keine Schaufenster. Viele sind zur Straße hin offen oder besitzen Verkaufstheken ins Freie hinaus. Nachts werden die Verkaufsräume vergittert oder mit Läden verschlossen. Läden, in denen kostbare Dinge verkauft werden, betritt man durch eine schmale Tür, woraufhin man dann nicht selten auf einen offenen Innenhof stößt, gesäumt von Baldachinen, unter denen die Waren zum Verkauf stehen. Auch Philebus besaß einen solchen Innenhof.

Gelassen betrachtete ich die Passanten. Es herrschte kein lebhafter Verkehr, doch gab es genügend zu sehen. Ab und zu wurden Sänften vorbeigetragen. Leichte, zweirädrige Wagen fuhren über die breite Straße, gezogen von Tharlariens. Ich bemerkte auch mehr als einen Boskwagen, gezogen von den riesigen, zottigen Bosks mit ihren gefährlich aussehenden Hörnern. Ihre Hufe waren poliert, Perlen schnüre hingen von den Hörnern herab. Einer dieser Wagen besaß eine blaugelbe Leinenabdeckung und war mit breiten Ledergurten zugeschnallt. Aus dem Inneren hörte ich das Lachen von Sklavinnen. Ein Mann schritt hinter dem Wagen her; unter dem Arm trug er eine Peitsche.

Mein Blick fiel auf die Sklavin am Laden; sie schaute mich an. Sie trug eine leichte graue Tunika. Ich betrachtete ihre hübschen Beine.

»Ich bin für freie Männer da!« sagte sie ärgerlich. »Nicht für deinesgleichen!«

»Und gibst du dich deinen Herren wonnig hin, Sklavin?« fragte ich.

Sie wandte den Kopf ab und biß sich auf die Unterlippe.

Ich betrachtete sie. Es hätte mich nicht gestört, ihr Sklavenherr zu sein.

Ich begab mich zum Brunnen, der nur wenige Meter entfernt war, stützte mich auf Hände und Knie und trank aus der unteren Schale, die für Sklaven und Tiere bestimmt war. Dann kehrte ich zum Laden des Philebus zurück, um weiter auf meine Herrin zu warten.

Vom Himmel tönten Trommeln herab, und ich hob den Kopf. Eine Schwadron der Tarnkavallerie Ars rauschte vorüber, die Flügelschläge entsprachen dem Trommelrhythmus. Es mußten etwa vierzig Vögel und Reiter sein. Für eine Patrouille kam mir die Formation ziemlich groß vor.

Ich betrachtete die Roben der freien Frauen, die auf der Straße vorbeikamen, die Wagen, die Scharen der Passanten, die immer dichter wurden, die Sänften der reichen Männer, zuweilen gefolgt von hübschen Sklavinnen in kurzen Tuniken.

Meine Herrin ließ sich Zeit. Vermutlich würde ich einige Pakete zu tragen haben.

Dann sah ich eine Kaiila vorbeigaloppieren. Es war ein hochmütiges, vornehm aussehendes, seidiges Tier mit langen Hauern. Ich hatte von diesen Geschöpfen schon gehört, doch hier sah ich eine Kaiila zum erstenmal: sie war gelb und hatte langes, fließendes Haar. Der Reiter saß in einem hohen purpurnen Sattel, in dessen zahlreichen Scheiden Messer steckten. Er trug eine lange schwarze Lanze. Neben seinem Helm baumelte ein zur Seite geschlagenes Metallnetz. Er war schlitzäugig. Vermutlich gehörte er zu den Wagenvölkern, wahrscheinlich zu den Tuchuks. Die bunten Narben seines Gesichts formten die primitiven Symbole dieses fernen, wilden Reitervolkes.

»Sklave«, ertönte eine Frauenstimme.

Ich kniete sofort nieder und senkte den Kopf. Vor mir erblickte ich die Sandalen und das Gewand einer freien Frau.

»Wo befindet sich der Laden des Silberschmieds Tabron?« fragte sie.

»Das ist mir nicht bekannt, Herrin«, erwiderte ich. »Ich stamme nicht aus dieser Stadt. Verzeih, Herrin.«

»Dummes Untier«, sagte sie.

»Ja, Herrin.« Doch schon war sie weitergegangen.

Ich stand auf und lehnte mich wieder an die Wand des Ladens von Philebus. Ich spürte den harten Stahlkragen an der Kehle. Er war weiß emailliert, und in der weißen Fläche befanden sich winzige kursive Buchstaben, die - so hatte man mir übersetzt - auf goreanisch verkündeten: »Ich bin Eigentum der Lady Florence aus Vonda.« Das Schloß im Nacken besaß eine doppelte Verriegelung, die allerdings mit einem Schlüssel zu öffnen war. Ich trug keine Sandalen. Die Tunika, die meine Herrin mir gegeben hatte, war aus weißer Seide.

Unwillkürlich richtete ich mich etwas auf, als ich einen prasselnden Rhythmus vernahm. Und schon marschierte in Viererreihen eine Soldatenkolonne an mir vorbei; ich zählte mit und kam auf zweihundert Mann. Sie trugen scharlachrote Tuniken und rote Kappen mit gelben Quasten. Über runden Schildern hingen auf der linken Schulter Stahlhelme, darunter Kurzschwerter in der Scheide. An der rechten Schulter trugen die Soldaten einen Speer mit langer Bronzespitze; am Schaft waren leichte Bündel befestigt. Die Füße steckten in schweren Sandalen mit dicken Sohlen, Fußwerk, das sich ähnlich wie Stiefel bis zu den Waden hochzog. Diese Sandalen erzeugten scharfe, knallende Laute auf dem Kopfsteinpflaster. Ich vermutete, daß die Männer die Stadt verließen. Der goreanische Infanterist marschiert meistens mit leichtem Gepäck. An den Hauptstraßen gibt es in regelmäßigen Abständen befestigte Militärdepots. In der Tat gehörte es zu den scheinbaren Ungereimtheiten auf Gor, wie gut erhalten und schnurgerade manche Straßen verlaufen, auch wenn sie paradoxerweise durch wenig bevölkerte Landstriche führen. Eine Erklärung dafür bekommt man erst, wenn man sich anhand einer Karte vergegenwärtigt, daß die meisten dieser Straßen unmittelbar zu Grenzen füh-

ren, daß es sich somit, genau genommen, um Transportwege für das Militär handelt. Noch klarer wird das Bild, wenn man erkennt, daß die Versorgungsdepots in der Regel vierzig Pasangs voneinander entfernt sind. Vierzig Pasangs - das ist der durchschnittliche Tagesmarsch eines goreanischen Infanteristen. Ich fragte mich, warum die Truppen die Stadt verließen. Normalerweise hätte man erwarten können, daß die Soldaten am frühen Morgen aufbrachen, um noch einen vollen Tagesmarsch absolvieren zu können. Ich schaute den Kämpfern nach. Sie wurden von zwei Offizieren geführt, ebenfalls zu Fuß. Zwei weitere Offiziere, vermutlich Subalterne, bewegten sich links und rechts von der Kolonne. Die Männer waren im Gleichschritt marschiert, und das verfehlte seine dramatische Wirkung nicht. Man spürte, daß es sich nicht um eine beliebige Ansammlung von Männern handelte, sondern um eine Einheit. Hinter den beiden Offizieren, einen oder zwei Schritte vor dem rechten Mann der ersten Reihe, schritt der Standartenträger aus - die Fahne zeigte die Abbildung eines silbernen Tarn. Solche Standarten sind zuweilen mehr als hundert Jahre alt. Der goreanische Kämpfer ist vorwiegend Berufssoldat und gehört der Kriegerkaste an. In Anbetracht der grausamen Auslese, die bei seinen Vorfahren geherrscht hat, war er gewissermaßen für seinen Beruf geboren. Speer und Krieg liegen ihm im Blut.

Die Kolonne war verschwunden. Sobald Soldaten die Hauptstraße verlassen, kann man sie mit Bosk- oder Tharlarion-Wagen versorgen. Außerdem ist ein Nachschub durch die Luft, mit Tarns, möglich. Man sollte vielleicht noch erwähnen, daß sich solche Einheiten, die in der Regel ziemlich klein sind, durchaus auch vom wildreichen goreanischen Land ernähren können. Außerdem lassen sich in bestimmten Gebieten die Dörfer zu Abgaben zwingen, um die Versorgung sicherzustellen. Beweglichkeit und Überraschungsschläge bestimmen die goreanischen Strategien - sie ziehen den Überfall der langen Belagerung oder dem of-

fenen Konflikt größerer Truppenverbände in weiträumigen Gebieten vor. So wäre es sehr ungewöhnlich, wenn eine goreanische Stadt mehr als fünftausend Kämpfer gleichzeitig im Sold hätte.

Unbehaglich faßte ich mir an den Sklavenkragen. Ich hatte dem Gespräch zwischen meiner Herrin und Melpomene entnommen, daß es zwischen Ar und der Salerianischen Konföderation gewisse Unstimmigkeiten gab. Lady Melpomene wollte Ar noch heute abend verlassen. Lady Florence hätte beispielsweise durch die Aufschrift meines Kragens als Bürgerin Vondas identifiziert werden können, eine der Städte der Konföderation. Sollte es zu offenen Feindseligkeiten kommen, mochte sich das sehr nachteilig für sie auswirken - vielleicht würde man uns beide von ein und derselben Plattform verkaufen. Ich fragte mich, wie sie sich in einem Sklavenkragen machen würde. Wie sie nackt aussah, wußte ich natürlich, denn ich war ihr Seidensklave. Jedenfalls mochte meiner Herrin zu raten sein, Ar so schnell wie möglich zu verlassen und sich in ihr Haus im Urlaubsort Venna zu begeben. Meine Unruhe nahm zu. Je eher wir die Mauern Ars hinter uns ließen, desto besser schien es mir, Meine Sorge galt natürlich nicht nur meiner Herrin, sondern auch mir selbst. Goreanische Männer haben wenig Geduld mit Seidensklaven.

Etwa fünfzig Meter entfernt wurde eine weitere Sänfte vorbeigetragen, gefolgt von etlichen hübschen Sklavinnen, die daran festgekettet waren.

Mein Blick fiel auf das Mädchen, das vor dem Laden des Philebus am Boden festgemacht war. Zu meiner Überraschung, die ich mir natürlich nicht anmerken ließ, hatte sie mich angeschaut. Sie wandte den Kopf ab. Sie schien meinen Blick zu spüren, denn sie setzte sich unwillkürlich aufrecht hin, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Mein Gedanke wanderte von den Mädchen hinter der Sänfte zu der Sklavin vor mir. Was für eine herrliche Welt, auf der den Männern solche Frauen zur Verfügung standen!

»Ich bin durstig«, sagte sie.

»Dann knei nieder.«

»Niemals!«

Ich wandte mich ab.

»Ich knei ja schon«, sagte sie.

Ich schaute sie an. Sie kniete.

»Sklavin!« sagte der männliche Seidensklave, der am nächsten Ring festgemacht war.

Irgendwie hatte ich gewußt, daß das Mädchen mir gehorchen würde. Sie kniete vor mir. Sie hatte mir gehorcht.

Dennoch bemerkte ich ein wütendes Funkeln in ihren Augen. »Ich bin sehr durstig«, sagte sie.

»Na und?«

»Ich habe Durst und bin angekettet. Würdest du mir bitte Wasser vom Brunnen holen?«

»Dafür mußt du mich bezahlen.«

Der Sklave neben ihr stieß einen empörten Schrei aus.

»Du mußt mich bezahlen, verstehst du?«

»Ja«, antwortete sie.

Ich ging zum Brunnen und schöpfte mit zusammengelegten Händen Wasser aus der unteren Schale. Ich brachte ihr den Trank. Kniend, die Hände vor dem Körper gefesselt, trank sie in tiefen Zügen. Anschließend legte ich ihr die Hände um den Kopf. Erschrocken blickte sie zu mir auf. »Ich kenne den Griff solcher Hände«, sagte sie leise. »Du bist kein Seidensklave.«

»Ich«, sagte der Seidensklave am nächsten Ring, »hätte dir das Wasser umsonst geholt, wenn ich frei gewesen wäre.«

»Ich kenne deine Sorte«, sagte das Mädchen. »Ihr verlangt nichts, erwartet aber viel.« Ich drängte das Mädchen gegen die Mauer zurück und küßte ihr den Hals. »Da ist mir ein Mann lieber«, japste das Mädchen, »der das Kommando übernimmt und sich von einem Mädchen holt, was er will.« Keuchend drehte sie den Kopf zur Seite. »Nimm mich - Herr!«

»Halt!« rief der Seidensklave. »Ich werde alles erzählen!«

»Oh!« stöhnte das Mädchen in meinen Armen, »O Herr! Wie rücksichtslos du bist, Herr!« Und sie küßte mich immer wieder.

Schließlich stand ich auf und ließ sie zu meinen Füßen liegen. Ich atmete schwer.

»Warte nur, bis deine Herrin kommt«, sagte der Seidensklave. »Ich werde ihr alles verraten.«

Das Mädchen kniete halb und lehnte selig den Kopf an die Mauer.

Ich drehte mich um. Etwa zwanzig Meter entfernt hatten zwei Sänften nebeneinander angehalten, die in entgegengesetzte Richtungen unterwegs waren. Die Männer darin unterhielten sich. Auch diesen Sänften folgten mehrere angebundene Mädchen in kurzen Tuniken und hübschen Schmuckbändern.

»Ja, ich werde alles erzählen!« wiederholte der Sklave.

Eines der Mädchen schaute mich an. Sie war klein und exquisit und hatte schlanke Beine. Das kurze, weite Seiden gewand war an der linken Hüfte hochgerutscht.

Ihr Anblick ging mir durch und durch, und ich erschauerte. Ich hatte ja keine Ahnung gehabt, daß sie so wunderschön sein konnte!

Sie blickte mich an.

Langsam, zitternd, mit klopfendem Herzen ging ich zu ihr.

»Komm zurück!« rief der Seidensklave. »Bleib an der Mauer. Ich werde alles verraten! Alles!«

Ich näherte mich dem Mädchen. Die Herren bemerkten mich nicht, denn sie unterhielten sich angeregt. Auch Bedienstete sprachen miteinander in der Nähe der Sänfte. Sie beachteten mich nicht.

Dann stand ich vor ihr. Ihre Augen musterten mich entsetzt. Sie wich zurück, so weit es ihre Fesseln erlaubten.

»Ich hatte nie gedacht, daß ich dich wiedersehen würde«, sagte ich.

Sie schwieg.

Ich betrachtete ihren schlanken Hals mit dem Sklavenkragen, die Rundungen ihres entzückenden Körpers in der weiten, kurzen Seide, die Anmut und Ebenmäßigkeit ihrer Züge, die Lieblichkeit ihrer empfindlichen, verwundbaren Augen, die Pracht des dunklen Haars, das länger gewachsen war und von einem Seidenband zusammengehalten wurde.

Objektiv gesehen war sie nicht schöner als viele tausend andere Mädchen — für mich aber war sie die aufregendste Frau, die ich je gesehen hatte.

»Freust du dich nicht, mich zu sehen?« fragte ich erstaunt.

»Du hast das Mädchen vergewaltigt«, sagte sie zornig.

»Genau genommen nicht«, gab ich zurück. »Sie bezahlte für einen Schluck Wasser, den ich ihr gebracht habe.«

»Ungeheuer!« rief sie.

»Du bist sehr schön«, sagte ich und trat dicht vor sie hin. Und ich log nicht. Dabei war sie hilflos gefesselt. Die Sklaverei ist dazu angetan, einer Frau ihre Verkrampfungen zu nehmen.

»Wenn du mir gehörtest, würde ich dich ebenfalls hinter meiner Sänfte zur Schau stellen«, sagte ich.

»Ungeheuer!« sagte sie lächelnd.

»Du trägst ein weißes Band.«

»Du auch.«

»Ich bin aber kein weißer Seidensklave«, sagte ich.

»Das Band soll nur zu meiner Tunika passen«, erwiderte sie. »Ich bin im Grunde auch keine weiße Sklavin.«

»Möchtest du lieber Englisch sprechen? Wäre das leichter für dich?«

Sie sah sich nervös um. Die anderen Mädchen beachteten uns nicht. »Nein«, antwortete sie auf goreanisch. Wie selbstverständlich hatten wir uns in der Sprache unserer Herren verständigt.

»Was ist mit dir geschehen?« fragte ich.

»Ich wurde im Haus des Andronicus ausgebildet«, sagte sie, »und in Vonda verkauft.«

»Ich ebenfalls«, sagte ich. »Mich erwarb die Sklavenhändlerin Tima, Inhaberin des Hauses von Tima. Ich wurde weiterverkauft - ebenfalls in Vonda.«

»Wir sind Sklaven, weiter nichts«, sagte sie.

Ich erkannte, daß man sie dazu ausgebildet hatte, Männern Wonnen zu bereiten. Sie war wunderschön. Sie würde ihre Aufgabe gut erfüllen, und das freute mich. Ich beneidete den faulen Kerl in der Sänfte, der sie besaß.

»Du da!« rief eine Stimme. »Was machst du?«

Hastig trat ich von dem Mädchen zurück und drehte mich um. Einer der Diener winkte mich ärgerlich mit seiner Peitsche fort. Dann wandte er sich wieder seinen Kollegen zu.

»Wer ist dein Herr?« rief ich dem Mädchen zu.

Sie schaute mich angstvoll an. Starr stand sie da und richtete den Blick auf die Rückseite der Sänfte.

»Ängstliche Sklavin!« sagte ich zornig. Sie hatte Angst zu sprechen.

»Wem gehörst du?« fragte ein blondes Mädchen, das an der Fessel die letzte Position einnahm.

»Meine Herrin ist Lady Florence aus Vonda«, antwortete ich.

»Du gehörst einer Frau? Du bist Seidensklave?«

»Ja. Wer ist dein Herr?« fragte ich.

»Vorsicht!« sagte sie. »Strabar kommt!«

»Stehenbleiben!« rief eine Stimme.

Ich drehte mich um. Der Diener mit der Peitsche blieb ein Dutzend Fuß von mir entfernt stehen. »Keine Bewegung!« befahl er.

Ich rührte mich nicht.

Er wandte sich an die Mädchen. »Wer von euch Dirnen hat es gewagt, mit dem Sklaven zu sprechen?«

Die Mädchen schwiegen.

»Die hier, nicht wahr?« fragte er grinsend und berührte mit der Peitsche das kleinwüchsige, exquisite dunkelhaarige

Mädchen, mit dem ich gesprochen hatte. Sie erschauderte.

»Ja, sie habe ich belästigt«, sagte ich. »Wenn jemand daran Schuld trägt, dann ich, nicht sie.«

»Kühner Sklave!« sagte er lächelnd.

»Wir sind beide von der Welt, die Erde heißt«, sagte ich.  
»Wir kannten uns dort.«

»Sie durfte nicht mit dir sprechen.«

»Das wußte ich nicht. Es tut mir leid, Herr.«

Er musterte mich. Ich bemerkte, daß die beiden Männer in den Sänften auf mich aufmerksam geworden waren, und das machte mich nervös. Schon drehten sich die Sklaven und trugen ihre Sänften näher heran. Auf eine Geste der Herren wurden die Lasten abgesetzt; die Tragsklaven, die nicht angekettet waren, stellten sich seitlich auf. Einige Passanten blieben stehen, um die Szene zu verfolgen.

»Wer ist dein Herr?« fragte der Mann aus der Sänfte, hinter der das dunkelhaarige Mädchen angebunden war.

Ich kniete nieder. Er war eindeutig Sklavenherr. »Lady Florence aus Vonda ist meine Herrin, Herr«, sagte ich.

Er bedeutete mir mit einer Handbewegung aufzustehen. Aus einem winzigen Kasten, der am Inneren der Sänfte festgemacht war, zog er ein rundes Glas mit einem perlensetzten Haltestab. Durch das Glas musterte er das Mädchen, mit dem ich gesprochen hatte. »Kanntest du das Mädchen aus deiner Heimat?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»War sie dort frei?«

»Ja, Herr.«

»Na, dann schau sie dir jetzt an - sie ist eine Sklavin.«

»Ja, Herr.«

Plötzlich schnappte das Mädchen nach Luft und wich in ihrer Kette zurück. Angstvoll sah sie mich an. Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen und schüttelte den Kopf, um die Vision zu vertreiben, die mich plötzlich befallen hatte. In einem Sekundenbruchteil hatte ich sie nicht voller Bewunde-

rung und Vergnügen angesehen, sondern wie ein absoluter Herrscher, der seine Sklavin mustert.

»Hast du diesen Blick gesehen?« fragte der Mann aus der Sänfte, dem das dunkelhaarige Mädchen gehörte, seinen Freund.

»Ja«, sagte der andere.

Ich errötete vor Scham. Nur einen Moment lang hatte ich das Mädchen als Sklavin gesehen. Wie beschämmt und gekränkt mußte sie sein! Aber natürlich war sie Sklavin, nichts anderes als Sklavin!

»Granus, Turus«, sagte der Mann in der Sänfte, dem die Dunkelhaarige zu gehören schien.

Ich schaute auf das Mädchen, doch sie wollte sich meinem Blick nicht stellen.

Ich hörte neben mir ein Ächzen und fuhr herum. Eine Faust traf mich an der Schläfe. Und schon empfing ich Tritte und weitere Hiebe in die Seite. Keuchend wich ich zurück. Zwei Tragsklaven stürzten sich schlagend und tretend auf mich. Ich rollte mich unter einem hervor und sprang blutüberströmt auf die Füße.

»Granus hat ihm einen kräftigen Schlag versetzt«, sagte jemand.

»Habe ich gesehen«, antwortete ein anderer. »Und er ist schon wieder auf den Beinen«, bemerkte ein dritter.

»Interessant.«

»Ein kräftiger Bursche.«

Ich wischte mir Blut von der Schläfe. Unsicher stand ich da.

Der Mann in der Sänfte zeigte mit seinem runden Glas auf mich.

Der erste der beiden Tragsklaven rückte wieder vor; er hatte die mächtigen Fäuste zu hammerähnlichen Waffen geballt. »Wenn ich dich das nächstmal treffe«, sagte er, »bleib unten. Das genügt dann für die Herren.« Ich schnappte nach Luft.

Und wieder stürzte er sich auf mich. Ich versuchte mich zu wehren. Seine linke Faust traf meinen Magen und ließ mich zusammenklappen, woraufhin dann die rechte Faust gegen meine linke Gesichtshälfte schmetterte. Ich kippte zur Seite, verlor den Halt, glitt zu Boden. Halb kniete, halb hockte ich auf dem Pflaster.

Der Sklave wandte sich von mir ab.

»Seht!« rief jemand. »Er ist schon wieder aufgestanden!«

Torkelnd stand ich da.

Der Tragsklave, von dem ich vermutete, daß er Granus hieß, drehte sich überrascht zu mir um. Er wechselte einen Blick mit dem anderen Sklaven.

»Lauf!« sagte der Diener, der Mann mit der Peitsche, der dicht neben mir stand. »Flieh!«

Niemand versperrte meinen Fluchtweg. »Nein«, sagte ich. »Nein.«

»Ein Kampf ist im Gange!« rief eine aufgeregte Stimme.

Wieder deutete der Mann in der Sänfte auf mich.

Und wieder stapfte der großgewachsene Sklave auf mich zu. Noch zweimal schlug er brutal zu, dann hatte ich ihn zurückstolpernd gepackt, hielt ihn fest und versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, versuchte zu verhindern, daß er für seine vernichtenden Schläge wieder Raum bekam. Ich hörte ihn ächzen. Meine Arme verkrampten sich um ihn. Ich begann ihn nach hinten zu biegen. Mein Blut färbte auf ihn und seine Tunika ab. »Nein!« stöhnte er. Plötzlich sah ich, daß er Angst hatte. Immer weiter zwangte ich ihn zurück - bis mir plötzlich entsetzt aufging, was ich da machte.

»Halt!« rief der Mann mit der Peitsche.

Ich ließ den Sklaven fallen. Sein Rückgrat war nicht gebrochen. Ich kannte mich mit dem Kämpfen nicht aus, doch hatte ich zu meinem eigenen Entsetzen Kräfte in mir entdecken müssen, die ich nicht verstand. Ich mußte daran zurückdenken, wie ich im Hause des Andronicus die Zellenbank angehoben hatte. Die Übungen, die ich dort hatte

absolvieren müssen, waren von mir fortgesetzt worden, ohne daß ich damit eine Absicht verband.

»Bist du Kampfsklave?« fragte jemand.

»Nein«, sagte ich.

Der Mann mit der Peitsche wandte sich dem Mann in der Sänfte zu. »Interessant«, sagte dieser.

»Genug?« fragte der Mann mit der Peitsche.

»Ja«, antwortete der vornehme Herr. Ich erkannte, daß er das Leben seines Sklaven nicht riskieren wollte.

Der Mann in der Sänfte hob erneut den perlenbesetzten Stab mit dem runden Glas - und schon nahmen die Sklaven wieder ihre Plätze ein. Der Mann mit der Peitsche kehrte zu den anderen Dienstboten neben der Sänfte zurück. Gleich darauf setzten sich beide Sänften in unterschiedlichen Richtungen in Bewegung. Blutüberströmt stand ich auf der Straße.

Die Menschenmenge verließ sich.

In aufwallendem Zorn lief ich plötzlich los, schob mich hinter die blonde Sklavin, die mit mir gesprochen hatte, und legte ihr die Hand in den Nacken.

Erschrocken japste sie auf.

»Wer ist dein Herr?« fragte ich.

»Wir dürfen nicht sprechen«, erwiderte sie. »Oh!« schrie sie auf, als ich den Griff verstärkte.

»Wer ist dein Herr?« fragte ich und hielt mit ihr Schritt.

»Oneander aus Ar«, sagte sie, »aus der Kaste der Kaufleute. Er hat in Vonda Geschäfte.«

»Oneander aus Ar?« wiederholte ich.

»Ja.«

»Ja - was?« Meine Hand verkrampfte sich.

»Ja - Herr.« Ich ließ sie los, und sie stolperte weiter, wobei sie mir noch einen erschrockenen Blick zuwarf.

Ich lächelte vor mich hin. Nun wußte ich, wem das dunkelhaarige Mädchen gehörte, das aufregendste, schönste, begehrenswerteste Geschöpf, das ich jemals gesehen hatte. Oneander aus Ar war ihr Herr, ein Kaufmann, der offenbar

in Vonda Geschäfte hatte. Vermutlich hatte er sie dort erstanden.

Meine Gedanken verweilten bei dem exquisiten dunkelhaarigen Mädchen. Ich hatte nicht erwartet, sie jemals wiederzusehen. Welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Ihre Schönheit war überwältigend.

Die Sänfte entfernte sich immer weiter. Ich wandte mich um und kehrte zum Laden des Philebus zurück.

»Jason! Jason!« rief Florence zornig. »Wo hast du gesteckt?«

Hastig kniete ich vor ihr nieder und senkte den Kopf.

»Ein Stück die Straße runter, Herrin«, erwiderte ich.

»Schau dich an!« rief sie. »Du hast gerauft!«

Ich warf einen kurzen Blick auf den Seidensklaven, der mich angrinste. Er mußte Lady Florence alles erzählt haben.

»Keinen Moment kann ich dich allein lassen!« fuhr meine Herrin fort. »Ich weiß nicht, was ich mit dir machen soll. Du hast nicht auf mich gewartet. Du hast dich an diesem armen Mädchen vergangen. Du hast eine fremde Sklavin bedrängt, die an einer Sänfte angebunden war. Du hast gekämpft. Deine Tunika ist befleckt und zerrissen. Das geht wirklich zu weit!«

»Ja, Herrin.«

»Glaubst du etwa, du bist eine Arbeits- oder Tragsklave?« fragte sie.

»Nein, Herrin.«

»Ich bin eine Lady«, betonte sie. »Und du bist der Seiden-Sklave einer Lady. Glaube nur nicht, daß du nicht bestraft wirst. Ich werde dich zwei Tage lang in Strafketten legen lassen.«

»Ja, Herrin.«

Mein Blick war auf den anderen Seidensklaven gerichtet, der mich anlächelte. Ich hätte ihn windelweich schlagen mögen.

»Jetzt bring den Tharlarion, Jason«, befahl Lady Florence.

»Ja, Herrin.«

Kurze Zeit später hatte ich den Tharlarion losgebunden und vor den Laden geführt. Ich half meiner Herrin in den Sitz, der sich an der Seite des Tharlarionrückens befand. Obwohl das Gebilde Steigbügel hat, ist es kein Sattel, wie man ihn von der Erde kennt, auch nicht für den Damensitz. Der Tharlarionsattel ähnelt mehr einem Sitz mit Fußbügeln. Von Gurten festgehalten, befindet er sich auf Höhe des Rückens und ist gepolstert.

»Philebus!« rief meine Herrin.

Begleitet von einem Diener, erschien ein Mann im Eingang des Ladens. Er hatte eine Halbglatze und wirkte gutmütig. Ich reichte der Lady Florence die Tharlarionzügel.

Philebus schien nervös zu sein. Sein Diener trat vor mich hin und reichte mir mehrere Pakete. Gereizt schaute er mich an. »Danke, Herr«, sagte ich.

»Ich wünsche dir alles Gute, Lady Florence«, sagte der Ladenbesitzer.

»Und ich dir, Philebus«, antwortete sie. Philebus stammte aus Turia und lebte und arbeitete seit Jahren in Ar.

Lady Florence trieb den Tharlarion an und lenkte ihn auf die Straße hinaus. Ich folgte ihr mit den Paketen.

»Jason«, sagte sie.

»Ja, Herrin?«

»Wir verlassen Ar nicht erst morgen, sondern heute abend schon.«

»Warum, Herrin?«

»Ich habe mit Philebus gesprochen. Er rät mir, der Stadt bald den Rücken zu kehren. Ich fürchte, es könnte zwischen Ar und der Salerianischen Konföderation Ärger geben.«

Ich nickte. Solche Gerüchte waren mir auch zu Ohren gekommen. Und ich hatte Truppenbewegungen beobachtet.

»Wir verlassen die Stadt innerhalb der nächsten Ahn. Durch das große Tor.«

»Ja, Herrin.«

Mit hochgereckten Armen war ich an den Deckenring gefesselt. Mein Körper zuckte unter dem zweiten Schlag der Schlangenpeitsche. Anwesend waren zwei Wächter, von denen einer die Peitsche führte, und Lady Florence.

Blut strömte mir über den Rücken.

»Halt!« sagte Lady Florence und trat dicht neben mich. »Begreifst du, warum du ausgepeitscht wirst, Jason?« fragte sie.

»Ich habe den Unwillen meiner Herrin erregt«, sagte ich.

»Lange habe ich nachgedacht über die Ereignisse von gestern abend«, fuhr sie fort. »Ich konnte nicht gut schlafen.«

»Das tut mir leid, Herrin.«

»Genau besehen mißfällt es mir nicht unbedingt, daß du mich in die Arme genommen hast.« Ihre Stimme klang leise. Die anderen, die ein Stück entfernt standen, konnten nichts hören.

»Ich hatte den Eindruck, meine Herrin hätte mir befohlen, sie zu umarmen«, sagte ich. »Anscheinend war das ein Irrturm.«

»Es geht darum, *wie* du mich in die Arme nahmst. Immerhin bin ich eine Lady. Dein Griff war viel zu fest.«

»Du wolltest einem Mann vorschreiben, wie er dich nimmt?«

»Mich nimmt?« fragte sie zornig. »Ich bin eine freie Frau!«

»Ja, Herrin.«

»Und doch waren mir deine Hände nicht völlig unangenehm«, fuhr sie fort.

»Meine Herrin sollte Sklavin sein«, sagte ich.

»Peitscht ihn!« rief sie aufgebracht und trat zurück. Drei-mal traf die Schlange meinen Rücken.

Ich stand noch immer auf eigenen Beinen und war bemüht, den Halt nicht zu verlieren. Ich konnte kaum noch etwas sehen. »Er ist kräftig, Lady Florence«, sagte der Mann mit der Peitsche, ein untersetzter, muskulöser Mann na-

mens Kenneth, ein freier Mann, der Erste Stallwart der Lady. Ich stand noch auf eigenen Beinen. Im Haus des Andronicus hatte ich einmal fünf Hiebe der Schlange empfangen; nach dem zweiten Streich hatte ich bereits hilflos weinend in den Fesseln gehangen.

»Meinst du immer noch, deine Herrin sollte Sklavin sein?« fragte sie.

»Ja, Herrin«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen.

»Warum?«

»Weil du aufregend und wunderschön bist.«

»Schmeichelei!« rief sie lachend.

Ich sagte nichts.

»Aber ich bin aufregend und schön - als freie Frau.«

»Das stimmt schon, Herrin«, gab ich zurück. »Aber die Anziehung und Schönheit einer freien Frau ist nichts im Vergleich zu der einer Sklavin.«

»Scheusal!« rief sie lachend. Aber sie begriff wohl, daß ich recht hatte.

»Soll er noch weitere Peitschenhiebe empfangen, Herrin?« fragte Kenneth.

»Nein, Herrin!« sagte ich.

»Bitte mich wegen deiner Aufdringlichkeit um Verzeihung.«

»Ich bitte um Vergebung«, sagte ich.

»Gut denn«, sagte sie. »Ich verzeihe dir.« Dann wandte sie sich an Kenneth. »Noch fünf Hiebe.«

Ich sah sie an.

»Ich habe dir verziehen, Jason« sagte sie. »Aber du verstehst sicher, daß du dennoch bestraft werden mußt.«

»Ja, Herrin.«

Wieder tat die Peitsche fünfmal ihr Werk.

»Er steht noch immer«, sagte der Mann im Hintergrund. Meine Fesseln wurden durchgeschnitten, und ich hockte unter dem Ring. Ich brach nicht zusammen. Mir war übel. Ich sah das Blut unter mir. Ich spürte mein Blut und meinen Schweiß.

»Du bist stark, Jason«, sagte meine Herrin leise. »Sehr stark. Das gefällt mir. Du gefällst mir«, fügte sie leise hinzu. Es machte Frauen nichts aus, so mit ihren Seidensklaven zu sprechen, die für sie nur eine Art Haustier waren. »Bringt ihn ins Gehege zurück!« befahl sie laut. »Er soll dann später zu essen bekommen. Morgen wird er Besorgungen für mich machen. Und morgen abend schickst du ihn in meine Gemächer.«

»Jawohl, Lady Florence«, antwortete Kenneth.

Mit wehender Robe verließ Lady Florence den Raum.

»Hast du jemals gekämpft?« fragte Kenneth und hob mich mit Hilfe des anderen vom Boden hoch.

»Nein«, erwiederte ich. »Nein.«

## 12

Ich kniete in der kühlen Tiefe des Ladens von Turbus Veminius, eines Parfumherstellers in Venna. In dieser Stadt gibt es viele kleine und vornehme Läden für die wohlhabende Kundschaft, die die Bäder und die Hotels der Umgebung frequentiert. Ich, Sklave, ohne Begleitung einer freien Person, mußte warten, bis alle freien Kunden bedient waren. Aus dem langen Raum hinter der Theke wehten zahlreich Parfumdüfte herbei. An Arbeitsbänken standen Parfumhersteller, die von Turbus ausgebildet wurden, und maßen und rührten und vermischten. Obwohl man normalerweise in eine Kaste hineingeboren wird, darf man das dazugehörige Handwerk oft erst ausüben, wenn man eine bestimmte Lehrzeit absolviert hat. Diese Regelung gewährleistet die Qualität der Kastenprodukte. Es ist auch möglich, wenn es auch selten praktiziert wird, daß Kastenmitglieder spezifische Arbeiten nicht durchführen dürfen, sondern sich auf Handreichungen beschränken müssen. So kann es vorkommen, daß ein Metallarbeiter Eisen nicht bearbeiten darf, es allerdings bemalen, transportieren oder verkaufen könn-

te. Das schränkt natürlich die allgemeinen, durch Geburt verliehenen Kastenrechte wie die Unterstützung in Not und Kastenzuflucht nicht ein. Die Frauen einer Kaste sind normalerweise in die Arbeit nicht eingespannt - so arbeitet zum Beispiel eine Frau aus der Kaste der Metallarbeiter üblicherweise nicht am Blasebalg, ebensowenig ist eine Frau aus der Kaste der Hausbauer auf einer Festungsbaustelle zu finden. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet die Kaste der Ärzte, in der die Frauen oft selbständig arbeiten. Für die Goreaner ist die Kastenzugehörigkeit meistens eine Sache der Geburt; sie hat im allgemeinen nicht mit einem bestimmten Leistungsniveau zu tun. Das Wohl und Wehe der Kaste geht in der Regel über den Ehrgeiz des einzelnen. Das Wohl einer größeren Anzahl von Individuen, so argumentieren die Goreaner, ist wichtiger als der Vorteil einer kleineren Gruppe.

»Vielen Dank, Lady Teela«, sagte Turbus Veminius, der Besitzer des Ladens, nahm Münzen entgegen und reichte einer vornehm gekleideten Frau ein Fläschchen. Sie ging. Der Parfumhersteller wandte sich einer anderen Kundin zu.

Für den Goreaner hat die Kaste eine Bedeutung, die für jemanden schwer erklärbar ist, in dessen eigener Heimat Kastenstrukturen unbekannt sind. So kann man in beinah jeder Stadt davon ausgehen, daß hier Kastenbrüder wohnen, auf die man sich verlassen kann. Zum Beispiel hat die Mildtätigkeit fast ausschließlich mit Kastenrechten zu tun. Einer der Gründe, warum es auf Gor so wenig Gesetzlose gibt, liegt zweifellos in dem Umstand, daß der Geächtete durch sein Tun Kastenrechte aufgibt. Die Sklaven besitzen natürlich von vornherein keinerlei Kastenrechte. Sie stehen außerhalb der gesellschaftlichen Strukturen. Es heißt auf Gor, daß nur die Sklaven, Gesetzlosen und Priesterkönige die im fernen Sardar-Gebirge leben und angeblich die Herrscher Gors sind - keine Kastenzugehörigkeit besitzen. Dies ist natürlich nur eine Binsenwahrheit. Zum Beispiel gibt es Individuen, die die Kastenzugehörigkeit verloren haben

oder ausgestoßen wurden; andere sind außerhalb einer Kaste geboren worden; dann wieder gibt es Tätigkeiten, die traditionsgemäß nichts mit einer Kaste zu tun haben, beispielsweise die Gärtnerei, der Dienst im Haushalt und das Herdentreiben; und tatsächlich gibt es auf Gor ganze Kulturen und Völkerscharen, denen Kasten fremd sind. In ähnlicher Weise sind die Grenzen zwischen den Kasten zuweilen ungenau bestimmt, ebenso die Beziehungen zwischen Kasten und Unter-Kasten. So halten sich Sklavenhändler zuweilen für Mitglieder der Kaufmannskaste, manchmal allerdings auch für eine getrennte Gruppe. Sie haben eigene Farben, Blau und Gelb, während die Kaufleute sich mit Weiß und Gold schmücken. Es soll nicht verschwiegen sein, daß es Methoden gibt, die Kaste zu wechseln oder seinen Status zu verbessern, doch nutzt der Goreaner so etwas selten aus. Den meistens ist der Gedanke, die Kaste zu wechseln, fremd. Sie sind im allgemeinen viel zu stolz auf ihre Kaste, die viel zusehr ein Teil ihres Lebens ist, als daß sie sich jemals davon lösen könnten. Jeder weiß, daß die Kasten, jedenfalls die meisten, nützliche, läbliche, nötige Funktionen erfüllen. So verschwendet der Lederarbeiter keine Zeit darauf, den Metallarbeiter zu beneiden, oder der Metallarbeiter den Lederarbeiter oder beide die Tuchwirker, und so weiter. Alle brauchen Sandalen und Geldbörsen und Kleidung und metallenes Werkzeug. Allerdings hält jeder die eigene Kaste für etwas Besonderes, für etwas, das den anderen vielleicht ein wenig vorzuziehen wäre. Dieser Kastenstolz bringt es mit sich, daß die meisten Goreaner mit ihren Kasten äußerst zufrieden sind. Ich bin sicher, daß die Kastenstruktur viel zur Stabilität der goreanischen Gesellschaft beiträgt. Unter anderem mindert sie das Chaos des Wettbewerbs im sozialen und wirtschaftlichen Bereich und verhindert die Polarisierung von Intelligenz und Ehrgeiz auf eine kleine Anzahl begehrter Prestigeberufe. Wenn man von den Ergebnissen großer Kaissa-Turniere ausgeht - wohlgemerkt: Amateurturniere, an denen keine Mitglie-

der der Spielerkaste teilnehmen -, dann gibt es kluge Männer in den meisten Kasten.

»Ist das Parfum für Lady Kita aus Bazi fertig?« rief Turbus Veminius nach hinten.

»Nein!« antwortete eine Stimme.

»Laß dir Zeit«, rief Turbus Veminius. »Das Parfüm muß vollkommen sein!«

Turbus Veminius wandte sich daraufhin streng an Lady Kita, eine kleine zierliche brauhäutige Frau, die einen dünnen gelben Schleier trug, wie er in Bazi gebräuchlich war. Sie trat einen Schritt zurück. »Wann sollte dein Parfüm fertig sein, Lady Kita?« fragte sie. Die beiden großen, dunkelhäutigen Wächter, die mit verschränkten Armen hinter ihr standen, schienen ihn nicht im geringsten zu stören.

»Zur fünfzehnten Ahn«, antwortete sie schüchtern.

»Wir haben jetzt die vierzehnte Ahn«, murkte er und warf einen vielsagenden Blick auf die Wasseruhr, die rechts von ihm auf der Theke stand.

»Ich bin zu früh gekommen«, sagte sie.

»Offensichtlich. Sei zur fünfzehnten Ahn wieder zur Stelle.«

»Jawohl, Turbus«, sagte sie, machte kehrt und eilte mit ihren Wächtern hinaus.

Turbus Veminius schaute ihr nach. Wie viele Parfumhersteller und Kosmetiker, behandelte er seine Kundinnen beinahe wie Sklavinnen. Er war berühmt für den Ausspruch: »Es sind doch alles nur Sklavinnen.« Obwohl sie barsch und autoritär behandelt wurden, strömten die Frauen von hoher Kaste nur so in seinen Laden - ich verstand das nicht. Natürlich gehörte er zu den führenden Parfumherstellern Ars und hatte Preise, die nur für die Vermögendsten der Vermögenden erschwinglich waren. Außerdem gab es in seinem Laden kein Sklavenparfum zu kaufen.

»Wird das Parfüm der Lady Kita aus Bazi zur fünfzehnten Ahn fertig sein?« rief Turbus nach hinten.

»Ich weiß es nicht«, antwortete die Stimme.

»Kein Grund zur Eile!« rief er. »Wenn es nicht fertig ist, wird sie warten oder morgen wiederkommen müssen. Die Ware muß vollkommen sein.«

»Ja, Turbus.«

Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, einer freien Frau zu sagen, sie müsse warten oder morgen wiederkommen, und zu wissen, daß sie gehorchen werde.

Ich kniete auf den Kacheln. Draußen war es heiß, im Laden jedoch angenehm kühl. Ich genoß die Parfumdüfte, die durch den Laden wehten; viele davon wurden hinten im Laden aus Signaturrezepten verschnitten. Signaturrezepte sind einzigartig und geheim. Sie sind das Ergebnis der Beratungen und Versuche eines Parfumherstellers, die Folge des Bemühens, für eine bestimmte Frau das vollkommene Duftmittel zu schaffen, möglicherweise sogar auf eine Tageszeit und Stimmung bezogen. Eine reiche Frau kann bis zu fünfzehn Signaturrezepte ihr eigen nennen, alle verschieden. Sie tragen diesen Namen nicht nur, weil sie auf eine Frau zugeschnitten sind, sondern weil das Rezept zugleich die Signatur des Herstellers trägt, worin die Auffassung zum Ausdruck kommt, daß er dieses Parfüm für wert erachtet, den Namen seines Hauses zu tragen. Die Rezepte werden interessanterweise in den Tresoren der Parfumhersteller aufbewahrt. Zutaten und Herstellung bleiben das Geheimnis des Meisters. Natürlich gibt es auch Parfüms eines bestimmten Hauses, die von mehr als einer Frau erworben werden können. Diese Parfüms werden in Erweiterung des Begriffs manchmal auch Signaturrezepte genannt, weil sie ja in bezug auf den Hersteller einzigartig sein sollen. Darunter gibt es jede Menge Standardparfums, deren Herstellung allgemein bekannt ist, und dann natürlich den weiten Bereich der Sklavenparfums.

Turbus Veminius war nun mit der Kundin fertig und sah mich an. Ich senkte den Kopf. Da er mich nicht zu sich rief, mußte ich weiter warten.

Von draußen drang die Stimme eines Brotverkäufers her-

ein. Ich hob den Blick. Turbus Veminius beachtete mich schon nicht mehr.

»Ist das Parfüm der Lady Kita aus Bazi bereit?« rief er nach hinten und blickte auf die Wasseruhr.

»Ja«, antwortete eine Stimme. »Du mußt es nur noch testen.«

Daraufhin verließ Turbus die Theke und verschwand im hinteren Bereich des Ladens.

Es ist auf Gor nicht ungewöhnlich, daß die Waren, die in einem Laden verkauft werden, auch im gleichen Haus hergestellt worden sind. Sehr oft ist dies im Handwerk der Fall und gilt beispielsweise für Glas- und Metallwaren, Gold- und Silbergeräte, Teppiche und Matten, Sandalen und Schmuck. Der Verkäufer hat somit einen unmittelbaren Einfluß auf die Qualität seiner Ware. Es gibt natürlich auch viele Läden, die sich auf den Verkauf ausländischer Güter spezialisiert haben, wenn man es einmal so ausdrücken will. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Gor und der Erde besteht darin, daß es auf Gor kaum Läden mit einem breitgefächerten Angebot gibt. So muß man in der Regel von einem Geschäft zum anderen wandern und sich seinen Einkauf zusammensuchen. In mancher Beziehung ist das vielleicht nicht so angenehm, aber man hat wenigstens die Gewähr, daß der Ladenbesitzer seine Ware kennt und die Quantität seines Einkommens unmittelbar mit der Qualität seiner Produkte zusammenhängt. Ein breiteres Angebot findet man im wesentlichen auf Bazaren und Märkten, wo sich auf engstem Raum zahlreiche Verkaufsstände drängen.

Turbus Veminius war noch nicht wieder in den Verkaufsraum zurückgekehrt.

Zur Seite blickend, machte ich zwei große Männer in braunen Tuniken aus, die im Ladeneingang innehielten. Sie machten nicht den Eindruck, als könnten sie sich für die Waren des Turbus Veminius interessieren. Sie schauten mich an, dann wieder nach hinten in den Laden. Schließlich warfen sie sich gegenseitig einen kurzen Blick zu, ehe sie

wieder mich fixierten. Zuletzt machten sie kehrt und verließen den Laden. Ich wußte nicht, was sie wollten. Ich hatte sie heute schon zweimal gesehen, als ich mit einem anderen Auftrag für meine Herrin unterwegs war. Ließ Lady Florence mich beobachten? Dabei war ich doch ein fügsamer und eingeschüchterter Sklave, der die Peitsche kennengelernt hatte.

Turbus Veminius kehrte zurück. In der Hand hielt er eine kleine Parfumampulle. Er stellte sie seitlich in einen Schrank. Zweifellos befand sich darin das Parfüm für die kleine brauhäutige Kita aus Bazi. Wieder blickte er auf die Wasseruhr. Es war fünf vor der fünfzehnten Ahn. Die goreanische Mittagsstunde ist die zehnte Ahn. Die Schatten draußen waren lang geworden an diesem warmen Sommernachmittag.

Ich veränderte die Stellung, um ein wenig aus der Tür schauen zu können. Keine Spur von den beiden braungekleideten Männern. Sie machten mich irgendwie nervös.

Die Hände waren mir auf dem Rücken gefesselt. Manchmal werden Sklaven gefesselt losgeschickt, um Einkäufe zu erledigen. An einem Lederband hing mir ein kleiner Sack um den Hals. Darin befanden sich ein Zettel und Münzen. Den Zettel konnte ich natürlich nicht lesen, da ich die goreanische Schrift nicht beherrschte.

Turbus Veminius beschäftigte sich nun damit, Parfumfläschchen zurechtzurücken. Ich begann mir Sorgen zu machen. Heute abend sollte ich die Gemächer meiner Herrin aufsuchen. Sie würde sich bestimmt nicht erfreut zeigen, wenn ich zu spät erschien. Ich hatte wenig Lust, erneut durchgepeitscht zu werden.

»Darf ich sprechen, Herr?« fragte ich.

Turbus Veminius sah mich an. »Komm näher, Sklave!« sagte er barsch.

Ich eilte zu ihm und senkte den Kopf. Er nahm mir das Lederband mit dem Beutel ab.

»Du bist Jason«, fragte er, »der Sklave der Lady Florence

aus Vonda?« Er blickte auf den Zettel, den er aus dem Beutel genommen hatte.

»Ja, Herr.«

»Das Parfüm war bereits gestern fertig«, sagte er und ging zu einem der Schränke. Aus dem Beutel nahm er die Münzen. Es waren fünf Silber-Tarsks. Er legte sie in eine Schublade, schrieb etwas auf den Zettel und tat das Papier und die Ampulle in den Beutel. Wieder neigte ich den Kopf, und er streifte mir das Band über.

»Sieh dich mit dem Parfüm vor«, sagte er. »Es ist teuer. Es ist ein Signaturparfum.«

»Ja, Herr.«

»Ist deine Herrin schön?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»Würde sie sich in einem Sklavenkragen gut machen?«

»Ich bin nur ein armer Sklave«, antwortete ich. »Wie könnte ich mir dazu eine Meinung bilden?«

Er musterte mich streng.

»Ja, Herr«, sagte ich. »Sie würde sich in einem Kragen gut machen.«

»Ich finde es schade, daß eine schöne Frau ihre Zeit mit einem Seidensklaven vertut«, meinte er. »Sie sollte im Kragen zu den Füßen eines echten Mannes liegen.«

Ich schwieg.

»Lauf!« rief er plötzlich. »Lauf, Sklave!«

Ich hastete aus dem Laden.

Auf der Straße stieß ich sofort mit zwei Männern zusammen. »Verzeiht, ihr Herren«, sagte ich, doch schon wurden meine Arme festgehalten. »Ich wollte euch nicht berühren«, sagte ich. Ich wurde die Straße entlanggezerrt. Die Schatten waren schon sehr lang. Der warme Nachmittag ging dem Ende entgegen. Nur noch wenige Passanten waren unterwegs. Die Männer, die mich festhielten, waren die beiden Burschen in den braunen Tuniken, die ich zuvor schon bemerkte hatte.

»Tut mir leid, ihr Herren«, sagte ich. »Schlagt mich und

laßt mich gehen, bitte.« Jetzt erst bemerkte ich, daß sie mich zu einer Gasse zerrten. Meine nackten Füße scharrten über das Pflaster. Meine Hände versuchten die Fessel zu sprengen, die ich schon den ganzen Tag trug. Ein vorbeigehender Bäcker blickte uns erstaunt nach. »Was wollt ihr von mir?« fragte ich. »Ich bin Jason, Sklave der Lady Florence aus Vonda. Ihr könnt es unmöglich auf mich abgesehen haben. Seht euch den Kragen an! Ruft einen Wächter!« Ich wurde durch die Gasse gestoßen. Etwa fünfzig Meter weiter stand ein Tharlarian-Wagen mit hohen Seitenbrettern und einer Leinenplane. Brutal drückte man mich gegen eine Wand und schlug mir die Beine unter dem Körper fort. Die beiden waren es offenbar gewöhnt, mit Sklaven umzugehen.

»Wer seid ihr?« fragte ich. Einer der Männer zog eine Sklavenhaube aus seinem Gewand und streifte sie mir über den Kopf. Schon wurde mir das knebelnde Mundstück zwischen die Zähne geschoben und mit einem Gurt hinten im Nacken verankert. Einer der Männer warf mich auf die Ladefläche des Wagens, zerrte mir die Haube über die Augen und fesselte mir die Beine. Dann wurde ich in einen Sklavenkäfig geschoben, dessen Tür hinter mir zuknallte.

»Plane herunter«, sagte einer der Männer.

Gleich darauf spürte ich die Bewegung des eisenbereiften Wagens auf dem Pflaster.

Ich bäumte mich eine Weile in den Fesseln auf, vermochte aber nichts auszurichten. Widerstand war sinnlos.

## 13

»Ah, Jason«, sagte die Frau. »Du bist wach.«

Ich versuchte mich zu bewegen, war aber noch ziemlich eng gefesselt. Als der Tharlarian-Wagen vor einem Haus in Venna eintraf, hatte man mich aus dem Sklavenkäfig geholt und mir die Sklavenhaube abgenommen. Im Hof hockend,

hatte ich einen Schluck Wasser trinken müssen, in den ein rötliches Pulver gemengt worden war. Kurz darauf hatte ich das Bewußtsein verloren.

Ich schloß die Augen. Die Frau hatte ich nur sehr verschwommen wahrgenommen.

»Ich weiß, du bist wach«, sagte sie.

Wieder öffnete ich die Augen und bewegte Arme und Beine, die aber recht wirksam gefesselt waren. Mit dem Gesicht nach oben lag ich auf einer großen runden Lagerstatt mit weichen Fellen. Ich war an Händen und Füßen angekettet.

»Kennst du mich?« fragte sie.

Ich erkannte sie, hielt es aber für ratsam, dies zu leugnen. Obwohl sie verschleiert gewesen war, als ich sie in Ar gesehen hatte, fiel es mir nicht schwer, die Augen, die Wangenknochen und die Stimme zu identifizieren.

»Nein, Herrin«, sagte ich.

»Ich bin Lady Melpomene aus Vonda«, sagte sie.

»Ja, Herrin.«

Sie stand neben der Liege und blickte auf mich herab. »Deine Herrin«, sagte sie schneidend, »hat in Ar behauptet, ich hätte für dich keine sechzehn Tarsks bieten können. Das ist unzutreffend. Ich fand nur, daß du keine sechzehn Tarsks wert bist.«

»Ja, Herrin.«

»Du bist ihr Lieblings-Seidensklave, nicht wahr?«

»Ich nehme es an.«

»Du hast dich von dem Tassa-Pulver schneller erholt als erwartet«, sagte sie. »Aber egal. Du kannst zuschauen, während ich mich vorbereite.« Sie kniete vor einem Schminktisch nieder und begann, sich das lange dunkle Haar zu bürsten.

Ich ließ den Blick durch das Zimmer wandern. Es war groß aber ziemlich schäbig. Die Vorhänge waren alt. Manche Wände wiesen Risse auf. Es schien niemand sauberzumachen.

Langsam und genüßlich kämmte sich Lady Melpomene das Haar mit einem Kamm aus Kailiauk-Horn. Sie trug ein langes, gelbes und beinah durchsichtiges Gewand. Ihre Füße waren bloß.

Der Boden war staubig. Ich hatte gerüchteweise gehört, sie habe ihre Sklaven verkaufen müssen - oder wenigstens die meisten. Meine Herrin sprach gelegentlich von ihr. Die Familien der beiden Frauen waren in Vonda seit langem verfeindet. Während die Familie meiner Herrin ihren Wohlstand mehren konnte, war die Familie der Lady Melpomene ins Unglück geraten. Die meisten Verwandten von Lady Melpomene hatten im Laufe der Jahre die Stadt verlassen. Sie war in Vonda geblieben und gebot über die jämmerlichen Reste eines einst beträchtlichen Vermögens.

Lady Melpomene legte den Kamm aus der Hand und tupfte hier und dort etwas Parfüm an.

»Mein Gespräch mit deiner Herrin in Ar hat mir ganz und gar nicht gefallen«, sagte sie. »Sie unterstellte, meine Vermögenslage sei bedenklich.«

»Vielleicht meinte sie das nicht böse«, sagte ich.

»Ich bin kein Dummkopf!« fauchte sie und setzte sich neben mich auf die Liege. »Du bist ein hübscher Sklave.«

»Vielen Dank, Herrin.«

Sie berührte mich. »Wie ich sehe, findest du mich attraktiv.« Sie beugte sich herab und ließ ihr Haar über mein Gesicht fallen. »Riechst du das Parfüm?«

»Ja, Herrin.«

»Es ist das deiner Herrin. Was hat es gekostet?«

»Fünf Silber-Tarsks«, antwortete ich. »Wie du vielleicht weißt, wurde es im Laden des Veminus gekauft.«

»Es gab einmal eine Zeit, da ich mir ebenfalls Parfüm zu fünf Tarsks hätte leisten können.«

»Dann stimmt es also, daß die Herrin in finanziellen Dingen vom Unglück verfolgt ist?«

»Ich habe Probleme gehabt, Jason«, sagte sie. »Das ist allgemein bekannt. Ich war in A, um den Verkauf dieses Hau-

ses auszuhandeln. Das ist mir gelungen, und ich ziehe morgen hier aus.«

»Die Herrin hat ihr Vermögen nun geordnet?«

»Nur zu einem geringen Teil«, sagte sie lächelnd. »Ich habe nach wie vor hohe Schulden.«

»Die Herrin besitzt ein Haus in Vonda. Vielleicht kann sie das ebenfalls verkaufen.«

»Ich könnte zehn Häuser verkaufen, ohne aus den Schulden herauszukommen, die ich in einem Dutzend Städte habe.«

»Was gedenkst du zu tun?«

»Morgen, wenn ich das Geld aus dem Verkauf dieses Hauses erhalte, werde ich alles zurückgewinnen, an einem einzigen Nachmittag. Ich werde wieder eine der reichsten Frauen Vondas sein.«

»Wie wäre das zu erreichen?«

»Ich weiß von sicheren Siegern bei den Tharlarion-Rennen.«

»Ist es klug, sein Kapital so aufs Spiel zu setzen?«

»Ich werde damit tun, was mir gefällt.«

»Ja, Herrin.«

»Von mir sind viele Wechsel in Umlauf«, sagte sie. »Ich muß etwas unternehmen.«

»Ja, Herrin.«

»Aber sei unbesorgt, Lady Melpomene aus Vonda wird siegen - und dann kommt vielleicht der Tag, da sie deine Herrin ruiniert und deinen Verkauf erzwingt. Vielleicht nehme ich dich dann für mich.« Sie berührte mich spielerisch, und ich bäumte mich auf.

»Sei unbesorgt, Jason, es passiert dir nichts.«

»Was hast du mit mir vor?«

»Bist du nicht Sklave genug, um das zu wissen?«

Zornig starrte ich sie an. Die Ketten machten mich wehrlos.

»Glabst du, du kannst mir widerstehen?«

»Nein«, antwortete ich. Sie war prächtig anzuschauen.

Sie bestieg mich.

»Mach mich los«, sagte ich. »Ich möchte dich in die Arme nehmen.«

»Ich bin doch kein Dummkopf!« erwiderte sie. »Ich lasse mich von keinem Mann zur Sklavin machen!«

»Aii!« rief ich.

»So nehme denn ich, Lady Melpomene, den Seidensklaven meiner Feindin, der abscheulichen Lady Florence aus Vonda!« rief sie.

Erschauernd blickte ich zu ihr auf.

»Das ist erst der Anfang!« rief sie.

## 14

»Die Stallsklaven sind zur Inspektion bereit, Lady Florence«, sagte Kenneth, der Sklavenaufseher der Herrin. Barus, sein Assistent, stand neben ihm.

Wir knieten auf dem sonnenhellen Hof zwischen den weitläufigen Stallgebäuden der Herrin. Wir waren umgeben von Scheunen, Geräten und Fütterungsschuppen. Die Gebäude waren vorwiegend gelb gestrichen und mit blauer Farbe abgesetzt. Diese Farben waren nicht nur Sklavenfarben, sondern wurden auch - ob absichtlich oder nicht - im Zusammenhang mit Haustieren eingesetzt.

Ich kniete ziemlich am Ende der Reihe. Die Herrin, die eine lange Tharlarion-Gerte in der Hand hielt, begann die Inspektion.

Als Lady Melpomene nach einer langen Nacht mit mir fertig war, hatte sie mir wieder einen Trank mit Tassa-Pulver einflößen lassen. Meinen anfänglichen Widerstand hatte sie mit einer Dolchspitze schnell überwunden.

»Aufrechter knien, Sklave!« sagte Lady Florence weiter unten an der Reihe.

Anscheinend waren die beiden Männer zurückgekehrt, die mich entführt hatten. Ich kam erst wieder zu mir, als ich

auf eine harte Oberfläche geworfen wurde. Eilige Schritte entfernten sich. Ich war in einem Sklavensack gefesselt. »Was geht hier vor?« fragte eine Stimme. »Halt!« Es war die Stimme Kenneths, des Oberaufsehers meiner Herrin, der Lady Florence aus Vonda. »Was ist los?« fragte eine Frauenstimme, die meiner Herrin. Dann band jemand den Sack auf. »Es ist Jason«, hatte Kenneth gesagt und mich herausgezogen. »Da ist ein Zettel am Kragen«, stellte er fest. Allerlei Männer und Frauen aus dem Haushalt, freie Männer und Frauen wie auch Sklaven, hatten sich um mich versammelt. Der Zettel wurde meiner Herrin überreicht. Zornbebend las sie den Text, knüllte das Papier zusammen und warf es fort. Mit blitzenden Augen sah sie mich an. »Schick ihn in die Ställe«, sagte sie.

»Ja, Lady Florence«, hatte Kenneth erwiderst.

»Habt ihr anderen denn nichts Besseres zu tun, als einen Stallsklaven anzustarren!« fauchte sie.

Hastig verließ sich die kleine Menge wieder. Lady Florence, Kenneth und ich blieben allein auf der Veranda zurück.

Kenneth löste meine Fußfesseln. Ich hob den Blick nicht.

Kenneth stand auf. »Lady Florence«, sagte er.

»Ja?«

»Wenn wir in deine Villa in Vonda zurückkehren, soll er dann im großen Stall arbeiten - und nicht in deinem Privatstall?« Lady Florence besaß mehr als tausend Tharlarion. Sie züchtete diese Tiere, und ihre Ställe gehörten zu den besten in der Umgebung Vondas.

»Er ist Stallsklave«, sagte sie zornig. »Setze ihn entsprechend ein.« Und sie entfernte sich mit wallenden Roben.

Ich hob den Kopf. Kenneth lachte leise vor sich hin.

»Herr?« fragte ich.

»Ja?«

»Dürfte ich erfahren, was auf dem Zettel stand?«

»Ich bin ebenfalls neugierig«, sagte er grinsend und hob den Zettel auf. »Meiner süßen Freundin und Landsmännin, Lady Florence aus Vonda«, las er vor. »Vielen Dank für

den Gebrauch deines niedlichen Seidensklaven Jason. Ich hatte großen Spaß mit ihm. Man kann schon verstehen, warum er dir soviel bedeutet. Auch vielen Dank für das nette Parfumgeschenk. Ich hatte es angelegt, während ich mit ihm meinen Freuden nachging. Noch einmal vielen Dank, süße und verständnisvolle und großzügige Freundin, für deine liebe Gabe. Ich wünsche dir alles Gute. Melpomene, Lady aus Vonda.««

Kenneth ließ den Zettel wieder fallen, ungefähr an die Stelle, an der er gelegen hatte. Dann zog er mich hoch und zerrte mich die Treppe hinab und nach rechts auf die Ställe zu.

An der Hausecke blieben wir stehen,  
»Schau«, sagte er.

Ich wandte den Kopf zurück. Lady Florence war wieder auf der Veranda erschienen. Sie sah sich um, entdeckte uns aber nicht, da wir schon ein gutes Stück entfernt waren und durch die Hausecke und einige Bäume verdeckt würden. Verstohlen bückte sie sich und hob den Zettel auf, der an meinem Kragen gesteckt hatte. Schließlich verschwand sie wieder im Haus.

»Sie ist eine Frau«, sagte Kenneth.

»Ja, Herr« erwiderte ich.

»Sie erträgt den Gedanken nicht, daß jemand die Nachricht finden könnte. Vielleicht will sie sie auch bei sich behalten, um sie immer wieder anzuschauen, um die Lady Melpomene noch mehr zu hassen.««

»Ja, Herr.««

»Hast du gesehen, wie verstohlen sie getan hat?««

»Ja, Herr.««

»Trotz ihres Reichtums und ihrer Freiheit ist sie eben nur eine Frau.««

»Ja, Herr.««

»Ist sie gut auf den Fellen?««

»Als Seidensklave war es meine Aufgabe, Freude zu schenken«, sagte ich, »nicht umgekehrt.««

»Natürlich!« sagte er. »Aber würde sie sich in einem Sklavenkragen gut machen?«

Ich war überrascht. »Darf ich auf eine solche Frage antworten?«

»Ja.«

»Ja«, entgegnete ich, »sie würde sich in einem Kragen sehr gut machen.«

»Das hatte ich mir gedacht«, sagte er grinsend.

»Wenn ich sprechen darf, Herr«, fuhr ich fort, »du scheinst dich zu freuen, daß ich jetzt in den Ställen arbeiten muß.«

»O ja«, erwiederte er. »Ich gehe davon aus, daß du mir und Barus einiges an Geld einbringst.«

»Wie das, Herr?«

»Kannst du kämpfen?«

»Nein.«

Er lachte. »Du bist ein großer und kräftiger Bursche. Außerdem scheinst du dich schnell bewegen zu können. Daß du intelligent bist, sieht man sofort. Das ist wichtig, wichtiger, als so mancher Dummkopf glaubt.«

»Ich verstehe nichts vom Kämpfen.«

»Möchtest du weiterleben?«

»Ja, Herr.«

»Dann wirst du tun, was man dir sagt!«

»Ja, Herr.«

»In den Ställen haben wir auch einige Kajirae, Stalldirnen, wie wir sie nennen. Über sie kann ich nach Belieben verfügen.«

Ich schaute ihn an und dachte an goreanische Kajirae. Unwillkürlich fuhr ich mir mit der Zunge über die Lippen.

Er lachte, wandte sich um und marschierte los. »Komm, Stallsklave«, sagte er.

»Ja, Herr«, antwortete ich und setzte mich in Bewegung.

Ich kniete am Ende der Reihe von Stallsklaven. Die Herrin ließ sich Zeit bei ihrer Inspektion. Kenneth und Barus folg-

ten ihr. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und sprach mit einem Sklaven oder stellte ihm Fragen über seinen Dienst und seine Leistungen. Sie konnte recht gründlich sein, meine Herrin, die hohe Lady Florence aus Vonda. Viele Sklaven hatten Angst vor ihr, vor ihren Forderungen und ihrer Gerte. Natürlich besaß sie die Macht über Leben und Tod. Inzwischen war sie nur noch wenige Sklaven von mir entfernt. Sie trug einen weiten beigefarbenen Rock, der ziemlich lang war, und schmale, hohe schwarze Lederstiefel; dazu eine beigegebene Bluse und passende zugegürzte Jacke, die Oberschenkellänge hatte; auf dem Kopf ruhte eine weite Kapuze, die mit Haken an der Jacke befestigt war, und das Gesicht verhüllte ein in der Farbe abgestimmter un durchsichtiger Schleier.

Fünf Sklaven trennten mich noch von meiner Herrin. Ich war der fünfunddreißigste in einer langen Reihe männlicher Sklaven. In kurzen braunen Tuniken knieten wir auf der weichen Erde. Die Sonne strahlte hell; die Luft war prikelnd frisch, wie man es auf Gor nicht anders kannte. Der strenge Geruch des Stallhofes und der Gebäude mit den strohgefüllten Boxen ist eigentlich ganz erträglich, hat man sich erst daran gewöhnt - ein Spektrum von Gerüchen nach Stroh, Heu, Leder und den Ausscheidungen unserer riesigen Zöglinge, vier verschiedenen Spezies von Zug-Tharlarions. Wir züchteten hier keine Sattel-Tharlarions im großen Stil; einige Exemplare dieser Gattung gab es lediglich in den Hausställen unserer Herrin, vierzig Pasangs südwestlich von Vonda. Diese Tiere sind in der Regel größer und wendiger als die normalen Sattel-Tharlarions - und wiederum kleiner als die Zug- oder Kriegs-Tharlarions.

Übrigens hatte ich vernommen - solche Geschichten verbreiten sich natürlich auch in den Ställen -, daß es der Lady Melpomene aus Vonda bei den Tharlarion-Rennen in Venna übel ergangen war. Anscheinend war es ihr nicht gelungen, das verlorene Vermögen zurückzugewinnen. Es hieß, sie habe ihre letzten finanziellen Reserven riskiert, die Erträge

aus dem Hausverkauf in Venna. Sie hatte geglaubt, sichere Tips zu bestimmten Tharlaron-Rennen zu haben. Leider hatten diese Informationen nicht gestimmt, wie es wohl bei solchen Rennen oft geschieht. Ihre Einsätze waren ausnahmslos verlorengegangen. Sie war ruiniert. Sie hatte im Schutze der Dunkelheit aus Venna fliehen müssen, um nicht in die Hände ihrer Gläubiger zu fallen. Bei Frauen kommen Gläubiger oft gleich mit Sklavenkragen und Ketten. Inzwischen wohnte sie in einer schäbigen Unterkunft in Vonda, wo sie als Bürgerin immerhin den Schutz des Heimsteins genießen konnte, zumindest gegenüber ausländischen Gläubigern. Der Lady Melpomene aus Vonda, verarmt, ruiniert, war wenig geblieben außer dem Namen ihrer Familie und der Vornehmheit ihrer Herkunft. Obwohl sie davon wissen mußte, erwähnte Lady Florence den Namen ihrer Feindin niemals, weder zu Hause, noch unterwegs. Vielleicht hatte sie die andere vergessen.

Meine Herrin war noch vier Sklaven von mir entfernt. Mit scharfen Fragen bedrängte sie einen meiner Leidensgenossen. Stammelnd und zuckend versuchte er ihr zu antworten.

Wir hatten in den letzten beiden Tagen schwer gearbeitet, um die Ställe und Tiere auf die Inspektion vorzubereiten. Ich wußte nicht, ob sie etwas zu bemängeln finden würde - mir wollte jedenfalls scheinen, als wäre der Besitz in ausgezeichnetem Zustand. Kenneth schien immerhin zufrieden zu sein - und sein Maßstab war sicher strenger als der unserer Herrin. Genau genommen war es ungewöhnlich, daß die Herrin solche Besichtigungen persönlich vornahm. Ich hatte auch den Eindruck, daß sie mehr Zeit auf die Sklaven verwandte, als man normalerweise erwarten durfte. Natürlich war sie die Herrin und konnte tun, was ihr beliebte.

Ich betrachtete das blankpolierte Leder ihrer Stiefel. Ihre Fesseln boten einen prächtigen Anblick. Dann bemerkte ich den tadelnden Blick Kenneths, und sofort wandte ich den Blick von meiner Herrin ab.

Ich lächelte vor mich hin. Kenneth wollte nicht, daß ich wegen ungehörlichen Betragens zwischen zwei Tharlarions in Stücke gerissen würde.

Neben der Reihe von zweiundvierzig Stallsklaven, mit der sich meine Herrin gerade beschäftigte, knieten nebeneinander fünf Kajirae, Stalldirnen. Zwei Blondinen und drei Brünette. Sie alle waren auf Gor geboren worden. Ihr Anblick erfreute mein Auge.

»Sklave!« rief Kenneth energisch.

»Ja, Herr!« antwortete ich zusammenzuckend.

Zornigen Blickes stand meine Herrin vor mir. Sie schlug sich mit der Gerte in die offene linke Hand. Es mißfiel ihr sichtlich, daß ich nicht bemerkt hatte, wie sie vor mir hintrat.

Ich drückte den Rücken durch. Starr blickte ich geradeaus. Unter dem beigefarbenen Rock war andeutungsweise die Linie ihrer Beine auszumachen. Den Blick hebend, erinnerte ich mich an die Kurve ihres Bauches, unter Rock, Bluse und Jacke verborgen. Ich sah die liebliche Rundung der Brüste unter dem Stoff und erinnerte mich an die schlanke Weichheit von Körper und Schultern, die Schönheit ihres Halses und Gesichts. Ich betrachtete sie ausgiebig. Sie war mir durch und durch bekannt, denn ich war ihr Seiden-sklaue gewesen.

Über dem Schleier machte ich das zornige Funkeln ihrer Augen aus. Dann aber nahm sie sich zusammen. Sie würde nichts sagen. Wie konnte sie in einer solchen Situation die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß nicht ich, sondern *sie* inspiziert worden war, als Frau - durch ein Wesen, das nur Sklave war.

»Ist dieser Sklave nicht neu in den Ställen?« fragte sie Kenneth.

»Ja, Lady Florence«, erwiederte dieser. »Allerdings ist er schon etwa fünf Wochen bei uns.«

»Wie heißt er?«

»Jason«, antwortete Kenneth.

»Er kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte sie leichthin.

»Vielleicht erinnerst du dich an ihn, Lady Florence. Er war einmal dein Seidensklave.«

»Ah!« rief sie, als erinnere sie sich plötzlich daran. »Bist du es wirklich, Jason?«

»Ja, Herrin«, antwortete ich.

Sie trat zwei oder drei Schritte zurück und schaute mich an. »Zu was für einem kräftigen Burschen hast du dich entwickelt!«

Ich schwieg.

»Dein Gesicht scheint rauher geworden zu sein. Und dort an der linken Wange hast du eine Narbe.«

Ich sagte nichts. Die Narbe stammte von einem Schnitt, den ich vor etwa vier Wochen erhalten hatte. Ich war unvorsichtig gewesen.

»Hin und wieder habe ich, ohne es zu wollen, Sklaven tuscheln hören«, fuhr sie fort. »Stimmt es, daß du der Champion der Ställe bist?«

Ich lächelte. In diesen Dingen war die Sklavin Taphris ihre Informantin. Kenneth hatte mir das mitgeteilt.

»Stimmt es?« hakte sie nach.

Ich blickte an der Reihe der Männer entlang. »Ja, Herrin«, antwortete ich.

»Er ist großartig, Lady Florence«, schaltete sich Kenneth begeistert ein. »Er ist ein echter Champion. Er hat bereits die Meister von fünf Ställen geschlagen - Kilomenes, Polistrates, Gordon, Dorts und Miles.«

»Ich bin gegen Gewalt«, sagte sie erschauernd.

»Selbstverständlich, Lady Florence«, erwiderte Kenneth. »Verzeih mir. Natürlich sind es nur Sklaven, die man gegeneinander kämpfen läßt.«

»Richtig«, sagte sie und fuhr in unschuldigem Ton fort: »Und wenn er Erfolg hat, wird er dann belohnt?«

»Ja«, entgegnete Kenneth. »Das macht sich beim Training bezahlt.«

»Und wie wird er belohnt?«

»Mit einer Zusatzration, ab und zu einem Stück Gebäck, manchmal sogar einer Schale mit billigem Wein.«

»Ich verstehe«, sagte sie.

Ich betrachtete die Reihe der Stallsklavinnen, die schräg vor uns auf dem weichen Boden knieten. Ich hatte sie alle mehr als einmal besessen. Kenneth war großzügig. Mein Liebling war die blonde Telitsia.

»Und«, fragte Lady Florence weiter, »erhält er gelegentlich auch einen Lohn anderer Art?«

»Natürlich, Lady Florence«, antwortete Kenneth.

»Und das wäre?«

»Sinnlose kleine Dinge, einfacher Schmuck, Dinge, die keinen Wert haben.«

Lady Florences Blick streifte die fünf Kajirae. »Das kann man wohl sagen«, bemerkte sie abschätzend.

»Wenn die Lady Florence etwas dagegen hat, werden ihm diese Vergünstigungen sofort gestrichen.«

»Warum sollte ich etwas dagegen haben?« fragte sie zornig. »Mir ist es gleich. Ob er nun kämpft oder nicht - du sorgst dafür, daß er bei der Arbeit seinen normalen Teil leistet. «

»Selbstverständlich, Lady Florence.«

Daraufhin wandte sich die Herrin ab und nahm sich den nächsten Sklaven in der Reihe vor, doch nach kurzem Blick ging sie weiter und war mit der Inspektion sehr schnell fertig.

»Möchte Lady Florence auch die Kajirae inspizieren?« fragte Kenneth.

Meine Herrin erstarrte sichtlich. »Ja«, sagte sie dann gepräßt.

Und schon stand sie vor den fünf Kajirae, die scheu den Kopf gesenkt hielten.

»Welches dieser Mädchen«, fragte sie, »ist der Liebling des Kampfsklaven Jason?«

»Telitsia, diese hier«, antwortete Kenneth ratlos.

Erschrocken schaute die blonde Telitsia zu ihrer Herrin auf.

»Verkauf sie«, befahl Lady Florence und wandte sich ab.

Der Trainingsbaum, etwa einen goreanischen Fuß im Quadrat messend, einen Meter tief in die holzgesäumte Grube versenkt, in der mit Holzboden ausgelegten, hohen Scheune zusätzlich befestigt, erbebte unter den Schlägen, die ihn trafen. An den Händen trug ich Übungsgeräte, Gunni genannt, die aus gekrümmten Bleigewichten bestanden, mehrere Pfund schwer. Die Griffe waren mit Tuch abgesichert. Mit diesen Geräten wird zweierlei erreicht. Erstens kräftigen sie die Muskeln an Schultern, Rücken und Armen und wecken unglaubliche Kräfte; zweitens kommt es einem vor, als könnten die Hände wie Hornissen fliegen, sobald die Gewichte fortgenommen werden. Ich hielt mich dicht an den Stamm.

Die Faust bewegt sich ungemein schnell und hat innerhalb der ersten sechs Zoll ihrer Bewegung die größte Wirkungskraft, dann stecken noch Arm und Rücken hinter dem Hieb. Darin ähnelt sie dem Pfeil, der unmittelbar nach Verlassen der Bogensehne die größte Schnelligkeit und Durchschlagskraft besitzt. Die konkave Oberfläche der Gunni sind dem Benutzer zugewendet, und die Griffe befinden sich in einer Vertiefung. Die Außenflächen der Gunni, die Aufprallfläche, ist leicht konvex gestaltet, was ein vorzeitiges Splittern des Stammes verhindert. Auf eine Weise komprimieren die Schläge das Holz des Stammes und verlängern sein Leben, bis er dann nach einigen letzten Stößen bricht. Trainingsbäume müssen immer wieder ausgewechselt werden. Es mag überraschend erscheinen, doch ein kräftiger, entschlossener Mann, der gegen die Zeit arbeitet, kann innerhalb weniger Ehn einen Trainingsstamm zum Brechen

bringen. Gewichtsmäßig ähneln die Gunni den Köpfen von Vorschlaghämtern. Man kann mit ihnen Wände durchbrechen oder Eisen biegen.

Ich hämmerte auf den Stamm los, beulte ihn ein, ließ ihn im Fundament und in den Stützen erbeben.

Gestern waren wir von unserer Herrin inspiziert worden. Nachdem sie mich beschaut hatte, war die Inspektion - so wollte mir scheinen - ziemlich schnell zu Ende gewesen. Die restlichen Sklaven in der Reihe hatte sie eher oberflächlich gemustert und sich die Kajirae kaum angesehen.

Immer wieder schlug ich gegen den Stamm. Dabei muß man auf das Gleichgewicht achten, was einem die Beweglichkeit verschafft und dem Gegner kaum eine Möglichkeit läßt, einen Fehlschritt oder eine vorübergehende Ungeschicklichkeit in der Verteilung des eigenen Gewichts auszunutzen; außerdem bekommen die eigenen Hiebe dadurch eine bessere Wirkung. Ich nahm die Füße selten weiter als zwanzig Zoll auseinander; zu Beginn des Trainings hatte ich eine Fußfessel getragen, jetzt gelang es mir auch ohne Gedächtnishilfe, ohne überhaupt darüber nachzudenken, einen vernünftigen Abstand zwischen den Füßen einzuhalten; dabei bewegte ich mich vorwiegend auf Zehenspitzen; dies mindert die Reibung und läßt schnelle Bewegungen zu. In der Kampfarena bohren sich die Zehen überdies in den weichen Sand und geben besseren Halt. Viele Sklavenkämpfe sind kaum mehr als blutige Schlägereien, die gern von freien Personen verfolgt werden. Kenneth und Barus dagegen, die sich auf Wetten einließen, nahmen solche Kämpfe ernst. Im Laufe der Jahre hatten sie viel Zeit und Überlegung auf das Training und die Entwicklung von Kampfsklaven verwendet. In der Folge waren die Ställe der Lady Florence, besonders in den letzten vier oder fünf Jahren, bei Stallkämpfen ungewöhnlich erfolgreich gewesen. Dies hatte Kenneth und Barus ein kleines Vermögen eingebracht. Die Angehörigen hoher goreanischer Kasten interessierten sich allerdings kaum für solche Dinge.

Der Stamm vor mir ächzte und begann zu knacken. Immer wieder hieb ich zu. Die Decke der hohen Scheune und die Wände hallten von den Schlägen auf das nachgebende Holz wider. Ich spürte, daß der Balken bald weichen würde, und erhöhte das Tempo meiner Schläge.

Es geschah zuweilen jeden vierten oder fünften Tag, daß ich eine Haube übergestülpt bekam und angekettet in einen Wagen geschafft wurde, gewöhnlich mit anderen Sklaven, die ebenfalls Kämpfer waren. Wenn ich dann wieder losgekettet wurde, befand ich mich meistens in einer niedrigen Grube, um die sich freie Personen versammelt hatten, die zumeist aus niederen Kasten stammten. In der Grube stand mir ein anderer Sklave gegenüber. Unsere Hände waren in Leder gewickelt, damit sie nicht so schnell brachen. Es durfte getreten werden, doch waren tödliche Umklammerungen verboten. Man kämpfte, bis der Gegner nicht mehr konnte - unterbrochen durch kurze Pausen, die den Kampf in die Länge zogen und in denen sich die Kämpfer ein wenig erfrischen konnten. Begleitet war der Kampf von lautem Gebrüll und lebhaftem Wetten. In unseren Ställen hatte ich die ersten sechs Kämpfe verloren, doch je mehr meine Erfahrung in der Arena zunahm, desto positiver machte sich mein Training bemerkbar, und mit der Zeit schlug ich mich ganz gut. Die letzten siebzehn Kämpfe hatte ich gewonnen - davon hatten fünf außerhalb unserer Ställe stattgefunden. In der Regel gehörte ich zu einer Mannschaft aus fünf Kämpfern, die sich gewichtmäßig unterschieden. Ich kämpfte in der schwersten Klasse. Auch unter den kleinen Männern gibt es ungewöhnlich gute Kämpfer, wenn sie auch nicht die Größe und das Gewicht mitbringen, um sich nachhaltig gegen größere Männer durchzusetzen, die etwa das gleiche Kampfgeschick besitzen.

Plötzlich spaltete sich der Stamm und brach splitternd vor den Gewichten in meinen Händen weg.

Ich warf den Kopf in den Nacken und atmete schnell tief durch.

Im gleichen Augenblick spürte ich es neben mir, das kleine blonde Weib in dem braunen Fetzen.

»Telitsia«, sagte ich.

Sie nahm mir eine der Gunni ab, die von der linken Faust. Das Gebilde war schwer. Sie trug es mit beiden Händen zu einem Regal an der Wand.

»Weiß Kenneth, daß du hier bist?« fragte ich.

Sie kehrte zurück und zog mir sanft das gekrümmte Gewicht von der rechten Faust.

»Weiß Kenneth, daß du hier bist?« wiederholte ich meine Frage.

Sie stellte das zweite Gewicht in das Regal. Dann wandte sie sich um und schaute mich an. Ich erwiderte den Blick. Sie begann zu zittern, senkte den Kopf und ging zu einem wassergefüllten Holzimer in der Ecke der Scheune. Sie senkte eine große Schöpfkelle hinein und brachte sie mir. Ich trank, gab ihr die Kelle zurück, die sie zum Eimer zurücktrug. Ihre kleinen, bloßen Füße wühlten die Sägespäne auf, die den Boden bedeckten. Sie brachte ein großes rauhes Handtuch und begann mich zart abzureiben. Ich war schweißnaß. Wir waren allein in der Scheune.

»Sprich, Frau!« forderte ich. ,

»Nein«, flüsterte sie.

Plötzlich hob sie den Kopf. »Heute nachmittag soll mich der Wagen abholen«, sagte sie. »Ich soll auf dem Markt verkauft werden.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Aber ich möchte nicht verkauft werden!« rief sie schluchzend.

»Du bist Sklavin. Deine Wünsche sind unwichtig.«

»Ich weiß«, flüsterte sie. Plötzlich warf sie das Handtuch zur Seite und blickte schluchzend zu mir auf. Sie bot einen wunderschönen Anblick. »Telitsia kniet zu deinen Füßen«, flüsterte sie mitleiderregend, »...Herr.«

Ich nahm sie in die Arme und trug sie in eine der leeren Boxen, wo ich sie sanft ins Stroh legte.

»Sei gegrüßt, Kenneth«, sagte Borto, der Fahrer des flachen Tharlarion-Wagens. »Wie ich sehe, ist die Sklavin bereit.«

»Sei gegrüßt, Borto«, antwortete Kenneth.

»Ich bringe dir Ersatz«, meldete Borto und deutete auf eine Gestalt in einem Sklavensack.

»Gut«, meinte Kenneth. »Wir haben ohnehin zu wenig Stalldirnen.«

Borto lächelte, zog einen Zettel aus seiner Tunika und reichte ihn Kenneth. Dieser las den Text und runzelte die Stirn.

»Aha«, sagte er und wandte sich an mich. »Setz sie auf den Wagen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

Telitsia blickte zu mir auf. In ihren Augen standen Tränen. Sie hob die Lippen den meinen entgegen. Ich küßte sie. Dann hob ich sie auf die Ladefläche des Wagens und sicherte sie dort ab, wie mir befohlen worden war.

Das andere Mädchen zappelte unruhig in ihrem Sklavensack.

»Weiß sie nicht, daß sie sich nicht rühren darf?« fragte Kenneth.

Borto lachte. »Anscheinend nicht«, sagte er.

»In der Nachricht steht nichts davon, daß sie keine Stallsklavin sei«, stellte Kenneth fest.

»Zweifellos muß sie noch etliches lernen.«

Kenneth überreichte Barus den Schlüssel zu Telitisias Kragen. Dieser Kragen würde ihr erst abgenommen werden, wenn ein Ersatz bereit war, vermutlich das Eisen irgendeines Sklavenhändlers.

»Holt die Neue aus dem Sack«, befahl Kenneth. »Wir wollen sie uns mal ansehen.«

Borto öffnete den Sack am unteren Ende, zog ihn ein Stück hoch und schob das Mädchen in eine kniende Stellung. Schließlich raffte er den Sack ganz fort.

»Ah!« rief Kenneth.

Ich war ebenfalls überrascht. Auf dem Wagen kniete Taphris, die Hände auf dem Rücken gefesselt. An ihrem Emaillekragen baumelten zwei kleine Schlüssel. Sie hatte zu den Leibsklavinnen der Lady Florence gehört.

»Anscheinend bist du bei der Herrin in Ungnade gefallen, Taphris«, sagte Kenneth.

»Mag sein.«

Kenneth nahm ihr die Schlüssel ab und entfernte den Emaillekragen, den er auf dem Wagen deponierte. Anschließend legte er ihr den Stallkragen um. »Du bist keine Haussklavin mehr«, sagte er und betrachtete sie von Kopf bis Fuß. »Wir haben kräftige Männer in den Ställen. Stell dich gerade hin, laß dich anschauen.«

»Ich nehme an, der Herr hat die Nachricht gelesen, die mich begleitet hat.«

Kenneth zog den Zettel aus seiner Tunika und studierte ihn erneut.

Sie warf den Kopf in den Nacken.

»Hier steht nicht, daß du keine Stalldirne bist«, bemerkte er.

»Herr!« protestierte sie.

»Na, bist du etwa keine Stalldirne?« fragte er.

Taphris warf mir einen kurzen Blick zu. »Doch, Herr«, antwortete sie. »Ich habe die Gunst meiner Herrin verscherzt. Ich bin nur noch eine einfache Stalldirne.«

Barus öffnete die Handfesseln des Mädchens mit dem zweiten Schlüssel, der am Emaillekragen gehangen hatte, und legte sie ebenfalls auf den Wagen.

»Ich muß zurück«, sagte Borto zu den beiden freien Männern. »Ich wünsche euch alles Gute.«

»Ich dir auch«, antworteten Kenneth und Barus.

Und schon hatte Borto den Wagen erstiegen und die beiden Zug-Tharlarion mit einem Peitschenknall in Bewegung gesetzt.

Ich blickte dem Wagen nach, der im weichen Sand des Stallhofs tiefe Spuren hinterließ. Auf dem Wagen saß mit

zuckenden Schultern Telitsia, eine Sklavin, die auf den Markt gebracht werden sollte.

»Barus«, sagte Kenneth zu Taphris, »wird dir dein Gehege zeigen und dich in deine Pflichten einweisen.« Mit festem Griff packte er ihr Haar. »Und dazu gehört, daß wir dir das Haar abschneiden. Barus?«

»Ja, Herr?«

»Sorge dafür, daß das neue Mädchen gut zu arbeiten hat«, sagte Kenneth.

»Der Süd-Stall müßte saubergemacht werden«, sagte Barus.

»Ausmisten und schrubben«, bestätigte Kenneth.

Barus grinste.

»Und dann müssen die Tanks in den Ställen sechs bis zehn mit Wasser aufgefüllt werden.«

»Ja«, sagte Barus, faßte Taphris am Arm und zerrte sie mit.

Das Wasser wird aus Brunnen geschöpft und mit Eimern in bestimmten Ställen in große Bottiche gefüllt. Die Eimer werden an breiten Jochhölzern getragen.

Ich beneidete die hübsche Taphris nicht.

Kenneth wandte sich an mich. »Du kannst nicht lesen«, stellte er fest.

»Nein, Herr«, erwiderte ich. »Nicht das Goreanische.« Die Sklaven werden absichtlich nicht im Lesen unterrichtet. So etwas steigert das Gefühl der Abhängigkeit, festigt die Kontrolle, die man über sie ausübt. Warum sollte außerdem ein Sklave lesen können?

»Ich glaube nicht, daß unsere kleine Freundin Taphris die Gunst der Herrin nicht mehr besitzt«, sagte Kenneth.

»Nein, Herr? Aber sie ist doch zu uns in die Ställe geschickt worden.«

»Sie soll auch erfahren, was es bedeutet, eine Stalldirne zu sein«, sagte Kenneth grimmig.

Ich lächelte.

»Dürfte ich fragen, was auf dem Zettel stand, der mit dem

Mädchen kam?« fragte ich. Ich vermute, daß Kenneth ihn mich hätte lesen lassen, wenn ich gekonnt hätte.

»Darin steht, daß sie keinen männlichen Sklaven zugeführt werden darf.«

»Interessant«, sagte ich.

»Außerdem wird angeordnet, daß sie sich unter bestimmten Umständen in gewissem Rahmen frei bewegen darf. Und sie soll einmal wöchentlich mit irgendeiner Aufgabe ins Haus der Herrin geschickt werden.«

»Was sind das für Umstände, unter denen sie sich halbwegs frei bewegen darf?« fragte ich.

»Umstände, die den Aufenthalt und die Umtriebe eines gewissen männlichen Sklaven betreffen.«

»Meine?«

»Ja«, sagte Kenneth grinsend.

Ich schwieg.

»Es sieht so aus«, stellte Kenneth fest, »als habe unsere hübsche Taphris in den Ställen eine Aufgabe.«

Ich antwortete nicht.

»Es will mir scheinen, als habe die Herrin ihren ehemaligen Seidensklaven noch nicht vergessen.«

Ich blieb stumm.

»Taphris ist eine Spionin«, fuhr Kenneth fort. »Sie wurde von der Herrin zu uns in die Ställe geschickt, um dich zu bespitzeln.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Nimm dich vor ihr in acht.«

»Das werde ich tun.«

## 16

Ich torkelte rückwärts und stürzte in den Sand. Ich spürte Blut am Mund.

Ächzend trat ich zu. Mit wirbelnden Fäusten stürzte er sich auf mich.

Ich hörte das Geschrei der Zuschauer von den Rängen. Ich ließ mich zur Seite rollen und wich dem Angreifer aus.

Unsicher kam ich wieder auf die Füße. Auch er war bereits wieder aufgesprungen. Keuchend versuchte ich ihn fortzustoßen. Er traf mich mit dem Kopf in den Unterleib und drängte mich ein Stück in Richtung Bande. Wieder senkte er den Kopf. Ich verschränkte die Hände, riß sie hoch und erwischte ihn unter dem Kinn. Er taumelte zurück. Ich spuckte Blut in den Sand. Wieder stürmte er auf mich los, packte mich und drängte mich gegen die niedrige Umrandung. »Kämpft! Kämpft!« schrien Stimmen. »Jason!« wurde ich angefeuert. »Kaibar!« brüllte es. »Jetzt hast du ihn!« tobte man. »Weg von der Bande!« kreischte Kenneth. In dem Augenblick preßte der Sklave Kaibar, der aus den Ställen Shandus kam, die Hände zusammen, hieb zur Seite und traf mich mit dem linken und dann dem rechten Ellenbogen. »Weg von der Mauer!« ertönte der Schrei. Ich ächzte und steckte zwei Hiebe in den Unterleib ein - die Fäuste meines Gegners bewegten sich wie Rammen. »Weg von der Bande!« Aber nicht er wurde dagegengedrückt, der Schweinehund, sondern ich. Keuchend klammerte ich mich an Kaibar fest; er versuchte mich abzuschütteln. »Keine Verzögerung im Kampf!« warnte der Schiedsrichter, der um uns herumtanzelte. Ich spürte den schneidenden Hieb seiner Peitsche. Schon ging er zwischen uns und drängte uns auseinander. Nun war ich wieder in der Mitte der Arena. Kaibar und ich sahen uns an. Wir waren beide blutüberströmt und erschöpft. Mit geballter Faust schlug er nach mir. Ich blockte die Bewegung ab. Er war kräftig. Der Arm tat mir weh. Es ist anstrengend, die Hiebe eines solchen Gegners nur zu parieren. Schultern und Arme taten mir weh. Ich vermochte kaum noch die Fäuste zu heben. Wieder taumelte Kaibar auf mich zu. Wieder klammerte ich mich an ihm fest.

Im nächsten Augenblick wurde gegen die Metallstange geschlagen.

»Hier!« rief Kenneth. Ich drehte mich um, folgte dem

Klang seiner Stimme und ließ mich wehrlos von ihm in die Box hinabziehen. Barus tauchte einen Schwamm in einen Eimer und benetzte meinen Kopf.

»Du machst dich großartig!« sagte Kenneth beruhigend.

Ich konnte ihm nicht mehr antworten. Barus wusch mir Blut und Sand ab. »Etwas zu trinken«, sagte Kenneth zu Taphris, die neben uns kniete.

Sie hielt Kenneth die Flasche hin. Darin befand sich mit reichlich Zucker versetztes Wasser, das er mir einflößte. Ich spuckte einen Handvoll in den Sand.

Barus rieb meinen Körper ab. Mit schwacher Bewegung schob ich ihn fort. An Schweiß und Wasser, so hoffte ich, würden die Schläge abgleiten, soweit sie in seitlichem Winkel auftrafen.

Dann trocknete er das Leder meiner Fäuste, damit es nur gut Halt fand, wenn es auf Fleisch traf.

Wieder ertönte das Zeichen, ein durchdringender, halblender Ton.

»Du hast ihn im Griff«, sagte Kenneth. »Mach ihn fertig!«

Ich wurde förmlich hochgestoßen und torkelte in die Mitte der Kampfgrube. Kenneth mußte den Verstand verloren haben. Allerdings hatte er schon viele hundert Kämpfe dieser Art mitgemacht.

Ich steckte den ersten Hieb ein und torkelte zur Seite. Im Aufrichten, stolpernd, hämmerte ich Kaibar die Faust in den Bauch. Er griff nach mir, doch ich schlug die Hände zur Seite und traf ihn links am Gesicht. Schwankend standen wir im Sand.

»Kämpft!« rief der Schiedsrichter. »Kämpft!« forderte die Menge, ein aufgeregtes, buntes Gemisch von Männern aus niedriger Kaste, in dem man aber hier und dort auch verschleierte freie Frauen ausmachen konnte. Auf besonders günstigen Plätzen saßen vereinzelt auch Angehörige hoher Kasten, erkennbar an den Farben und der Beschaffenheit ih-

rer Gewänder. Hinter einem Gitter drängten sich Sklavinnen, die dem jeweiligen Champion ihrer Ställe zujubelten.

»Kämpft!« forderte der Schiedsrichter. Seine Peitsche traf Kaibar.

Plötzlich war mir kalt. Ich erkannte, daß ich mich von Barus hätte abtrocknen lassen müssen. Ich bekam Angst vor Muskelkrämpfen. Schweiß und Wasser bildeten auf meiner heißen Haut eine klebrige Schicht, an der Kaibars Leder wohl eher festhaken würde.

»Kämpft!« wiederholte der Schiedsrichter und hieb nun nach mir.

Kaibar und ich torkelten wieder aufeinander los. Ich hatte bisher achtzehn Kampfperioden überstanden.

Und plötzlich wollte mir scheinen, als hätte ich wieder die Gunni an den Händen und stünde in der Trainingsscheune vor dem mächtigen Holzpfeiler. Wie aus der Ferne vernahm ich das Geschrei der Menge. Ich arbeitete gegen die Zeit. Wie eine Lawine prasselten Hiebe gegen den dröhnen Pfosten. Lachend, tobend, frohlockend, schrecklich - bis der Pfosten vor mir splitterte.

»Halt, halt!« rief Kenneth. Er lief zu mir und hielt mich fest. Blutüberströmt stand ich im Sand. Zu meinen Füßen, sandbedeckt, lag Kaibar. Er war bewußtlos.

»Ist er tot?« rief jemand.

»Nein!« gab der Schiedsrichter zurück.

Ich wurde in die Mitte des Rings gezerrt, und der Schiedsrichter und Kenneth hoben meine Arme in die Höhe. Ich hatte gesiegt.

Den Kopf zurücklegend, atmete ich tief ein. Meine Hände waren angeschwollen. Die blutigen Lederstreifen wurden mir von den Händen geschnitten.

»Ich werde einen Champion aufbieten, der deinen Jason besiegen kann!« brüllte Miles aus Vonda von der Bande.

»Dann bring ihn!« rief Kenneth. »Die Ställe der Lady Florence aus Vonda erwarten ihn!«

Ich hatte den Champion der Ställe des Miles aus Vonda schon vor zwei Wochen besiegt. Es war der Kampf gewesen, der meine führende Position bei den Ställen aus der Umgebung Vondas festigte. Nach diesem Kampf hatte ich als Champion festgestanden. Miles aus Vonda aber hatte diesen Sieg nicht verwunden. Dabei ging es nicht nur darum, daß sein eigener Champion besiegt worden war und er beim Wetten ziemlich viel Geld verloren hatte, sondern auch darum, daß er vor längerer Zeit einmal von Lady Florence abgewiesen worden war - wie etliche andere jüngere Herren der Gegend, die sich um eine Gefährtschaft bemüht hatten.

Halb zerrte, halb schob man mich inmitten einer Menschenmenge durch das Gittertor, das den Ring abschloß. Barus und Kenneth blieben neben mir, Taphris folgte nach. Dem Publikum würde sogleich ein neuer Kampf geboten werden. Zahlreiche Glückwünsche wurden geäußert, von freien Personen wie auch von Sklaven.

»Gut gemacht, Jason«, sagte Kenneth. »Gut gemacht.«

Aus dem Ring tönte der Glockenton der Metallstange. Ein neuer Kampf begann.

Wir gingen hinter der Tribüne entlang. Kenneth scheuchte die hartnäckigsten Bewunderer fort. In der Nähe des Tors zu dem Gehege, in dem die Kämpfer vorbereitet wurden, blieben wir stehen.

»Die Herrin!« sagte Kenneth.

Ich hob den Blick. Vor uns standen zwei verschleierte freie Frauen in prächtigen Gewändern.

Hastig kniete ich nieder. Eine dieser Frauen war meine Herrin.

»Meinen Glückwunsch, Jason«, sagte Lady Florence aus Vonda. »Du hast gut gekämpft.«

»Vielen Dank, Herrin!«, antwortete ich und blickte zu ihr auf. Mein Hals steckte in ihrem Sklavenkragen. Ich atmete noch immer schwer.

Trotz des Schleiers hätte ich sie mühelos erkannt - ihre

Augen, ihre Haltung, die Formen ihres Körpers. Zu meiner Überraschung erkannte ich auch die Frau neben ihr.

»Kenneth«, fuhr Lady Florence fort, »ich möchte dir meine liebe Freundin, Lady Melpomene aus Vonda, vorstellen.«

»Entzückt, Lady Melpomene«, sagte Kenneth und verbeugte sich.

»Jason«, sagte Lady Florence, »vielleicht erinnerst du dich an meine liebe Freundin, Lady Melpomene aus Vonda, meiner Heimatstadt.«

»Ja, Herrin«, erwiderte ich und senkte den Kopf.

»Wir haben unsere Differenzen beigelegt, Jason«, fuhr Lady Florence fort, »und sind jetzt ganz schnell die besten Freundinnen geworden.«

»Das freut mich zu hören, Herrin«, sagte ich.

»Lady Melpomene wird zwei oder drei Tage lang bei uns wohnen«, sagte Lady Florence. »In Kürze werden wir überdies weitere Hausgäste begrüßen können.«

»Ja, Herrin.«

»Du wirst dafür sorgen, daß das Grundstück und die Ställe in bestem Zustand sind, nicht wahr, Kenneth?«

»Selbstverständlich, Lady Florence«, erwiderte dieser.

»Und du läßt die Sklavendirnen an den Ketten, nicht wahr, damit unsere Gäste durch ihren Anblick nicht gestört werden.«

»Wie Lady Florence befiehlt.«

»Oh, Kenneth - wie macht sich denn das neue Mädchen, wie heißt es doch gleich?«

»Taphris«, sagte Kenneth.

»Ach ja! Stellt sie sich geschickt an?«

»Ja«, erwiderte Kenneth. »Sie hat die Anlagen zu einer hervorragenden Stalldirne.«

Taphris schnappte nach Luft und lief rot an.

»Lady Florence«, fuhr Kenneth fort, »ich wußte gar nicht, daß du dich für Stallkämpfe interessierst.«

»Das tue ich auch nicht«, erwiderte sie. »Nur hielten es

Lady Melpomene und ich für ganz amüsant, uns einmal anzuschauen, wie niedere Kasten ihre freie Zeit verbringen.«

»Aha«, erwiderte Kenneth. »Hat der Kampf Lady Florence gefallen?«

»Einer Dame von Geschmack und Empfinden kann so etwas nicht gefallen. Solche Kämpfe sind viel zu brutal.«

»Mit deiner Erlaubnis, Lady Florence«, sagte Kenneth, »möchte ich Jason jetzt ins Gehege bringen, um ihn abzutrocknen und aufzuwärmen. Er soll sich nicht erkälten.«

»Ich hoffe, du kümmertest dich um meine Tharlariens so sehr wie um deine Kämpfer«, bemerkte Lady Florence.

»Selbstverständlich«, antwortete Kenneth grinsend.

## 17

Ich war nackt und schwitzte am ganzen Leibe. In der Nisthütte ist es heiß.

»Die Herrin scheint guter Laune zu sein«, bemerkte ich.

»Psst!« machte Barus, der den Oberkörper freigemacht hatte. Er legte das Ohr an den warmen Sand.

Ich machte es ihm nach und lauschte. Unter dem warmen Sand, etwa einen Fuß unter der Oberfläche, vernahmen wir ein leises Geräusch, eine Art Kratzen.

»Er kommt bald«, stellte Barus grinsend fest und richtete sich auf.

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Taphris!« befahl Barus. »Leg neues Holz in den Flammengraben.«

Sie blickte uns an. Sie war nackt. Im Nistschuppen hatte sie sich ausziehen müssen wie ich. Ihre Haut war schweißfeucht und schimmerte rötlich im Widerschein des Feuergrabens, der die eingegrabene Brut beinahe vollständig umschloß. Tücher lagen bereit, aus alten Säcken gefertigt; mit ihnen sollten die geschlüpften Jungen abgetrocknet und geschützt werden. Maulgurte lagen griffbereit.

»Ich dürfte diese Arbeit eigentlich gar nicht tun!« sagte Taphris.

»Auf die Hände und Knie!« befahl Barus. »So bringst du die Holzscheite an Ort und Stelle.«

»Ja, Herr«, sagte sie zornig, und ich lächelte vor mich hin. Es befriedigte mich, die Spionin unserer Herrin so gehorsam zu sehen.

»Kenneth hat die Nase voll von hr«, sagte Barus zu mir. »Er kann ja in den Ställen keinen Schritt tun, ohne daß dieser weibliche Sleen der Herrin davon Meldung macht.«

Ich nickte.

Wir sahen zu, wie Taphris das erste Holzstück ins Feuer warf. »Es geht an die Nerven«, fuhr Barus fort, »eine solche Spionin im Nacken zu haben. Außerdem hält sie sich für wichtig. Sie meint, sie wäre immer noch Haussklavin. Ihre Anwesenheit hier im Stall ist nicht gut für die Disziplin der anderen Mädchen.«

Damit hatte er recht. Wenn ihr nicht dieselben Strafen drohten wie allen anderen, bestand bald die Gefahr, daß sich Unsicherheit, Ratlosigkeit und vielleicht sogar Unfriede einschlichen mit dem Wunsch, dieselben Privilegien zu besitzen.

»Wir müssen etwas unternehmen«, fuhr Barus nachdenklich fort.

Am frühen Morgen hatte eine Arbeitsgruppe männlicher Sklaven, zu der auch ich gehörte, unter Barus' Aufsicht auf der Südost-Wiese gearbeitet. Taphris war bei uns gewesen, um Wasser zu tragen. Am Rand der Wiese stellten wir angespitzte Pfosten auf, die nach innen wiesen und weidende Tharlariens vom Ausbrechen abhalten sollten.

»Seht!« rief Barus und deutete zum Himmel.

Dort hatten wir eine Tarn-Kavalkade entdeckt, die etwa hundertfünfundzwanzig Mann umfaßte. Sie flogen auf Südkurs. Wir sahen die Speere, die jeweils im rechten Steigbügel standen und aus der Ferne wie Nadeln aussa-

hen, und die Schilder, die sich klein und rund ausmachten. Der Wimpel des Standartenträgers wehte lang und schmal am Lanzenschaft; er zeigte die Farben Vondas. Dabei wußte ich, daß Vonda gar keine Tarntruppen hatte. Die Männer waren Söldner.

»Eine Patrouille«, sagte der Mann neben mir.

»Dafür ist die Truppe ziemlich groß«, stellte ich fest.

»Ich arbeite nun schon seit vier Jahren hier am Zaun«, sagte der Mann, »und habe die Truppe schon viermal gesehen. Normalerweise kehrt sie vor Dunkelwerden zurück.«

»Sicher hat auch Ar solche Patrouillen in der Luft«, schaltete sich ein anderer Mann ein.

»Gestern«, meldete sich ein weiterer, »habe ich einen einzelnen Tarnkämpfer beobachtet, der nach Nordosten flog. Vielleicht ein Kundschafter Ars.«

»Glaubst du, daß es Ärger gibt?« wandte sich ein Mann an Barus.

»Den hat es längst gegeben«, erwiderte dieser. »Scharmütsel in umstrittenen Grenzgebieten.«

»Aber solche Dinge sind doch auch schon früher vorgekommen, oder?« erkundigte sich jemand.

»Ja«, sagte Barus.

»Und es entwickelte sich nichts weiter daraus?«

»Ja.«

»Du glaubst also nicht, daß es ernsthafte Probleme gibt?« fragte einer der Männer.

»Nein«, antwortete Barus und blickte den verschwindenden Tarnkämpfern nach. »Es gibt in Vonda eine Partei, die den Krieg anstrebt«, fuhr er fort. »Aber soweit ich weiß, findet der Gedanke an Krieg mit Ar in der Konföderation sonst kaum Freunde.«

»Aber was ist mit dem Ubar Marlenus aus Ar?«

»Der kann auf den Ärger mit der Konföderation gut verzichten«, erklärte Barus. »Er hat alle Hände voll zu tun mit Cos und den Schwierigkeiten im Vosk-Tal.« Er meinte die Rivalität zwischen Ar und Cos um die Märkte und Boden-

schätzte des weiten Vosk-Einzugsgebietes. Beide Staaten gedachten ihre Hegemonie in diese Bereiche auszudehnen. Zwischen diese Mühlsteine gerieten kleine Städte und Flecken am Fluß, zum Beispiel Ven und Turmus, gewöhnlich energisch und sogar kriegerisch auf ihre Unabhängigkeit pochend. Sie wurden nun halb durch militärische Übermacht gezwungen, halb durch Allianzen und Verträge dazu verlockt, in der Auseinandersetzung der Großmächte Position zu beziehen.

»Ja!« lachte Barus plötzlich los. »Wie schlau von euch! Ihr verwickelt mich in ein Gespräch und laßt unterdessen in eurer niederen Arbeit nach! Haltet ihr euch für freie Personen, die jederzeit das Recht haben, miteinander zu plaudern? Nein, ihr seid Sklaven! Arbeitet, ihr Kragenburschen, wenn ihr den Sonnenuntergang noch erleben wollt, arbeitet!«

Gezwungen lachend arbeiteten wir weiter.

»Fort!« brüllte Barus und wirbelte mit seinem Mantel einem Tharlarion vor der Schnauze herum, der ganz in der Nähe graste. Blinzelnd und mit zuckendem Schwanz wandte sich das riesige Wesen ab.

Zur Mittagsstunde wurde Barus auf der Südostwiese abgelöst und nahm mich mit, weil er später Hilfe im Nistschuppen brauchte. Taphris ließ die Wasserhaut bei der Sklavengruppe zurück und folgte uns.

»Wer ist der Anführer der Söldner, die da für Vonda flogen?« fragte ich. »Handelt es sich um Männer wie Terence aus Treve oder Ha-Keel, der früher einmal aus Ar stammte?« Ich hatte zwei bekannte Söldnerführer genannt; zu dieser Gruppe gehören noch Oleg aus Skjern, Leander aus Farnacium und William aus Thentis.

»So gut zahlt Vonda nicht«, hatte Barus lächelnd erwiderter. »Es handelt sich um einen gewissen Artemidorus.«

»Artemidorus aus Cos?« fragte ich.

»Ja.«

»Vonda spielt mit dem Feuer«, stellte ich fest.

»Mag sein«, erwiederte Barus. Obwohl Söldnerführer wie

Artemidorus freie Menschen waren, begleitete ihn doch bestimmt die Sympathie von ganz Cos. Und wenn es Probleme gab, würde den Anhängern Ars nicht entgehen, daß sie es hier mit Cosianern zu tun hatten.

»Die Wahl dieses Mannes scheint mir Gefahr zu verheißen«, äußerte ich.

»Selbst wenn Vonda in der Lage wäre, sich Männer wie Terence oder Ha-Keel zu leisten«, meinte Barus, »wäre doch kaum anzunehmen, daß jene bereit wären, sich gerade für diesen Namen in den Sattel zu schwingen. Terence, der aus Treve stammt, würde ungern gegen Ar reiten. Eine solche Handlungsweise könnte die Tarnkämpfer Ars zu einer neuen Angriffsexpedition in die Voltai-Berge veranlassen.«

Vor mehreren Jahren, das wußte ich, hatte es zwischen Ar und Treve einen Krieg gegeben. Die Tarnkämpfer Treves hatten die Schwadronen Ars in den roten Voltai-Bergen abwehren können - in einem der heftigsten und blutigsten Kämpfe, die in der Geschichte des Planeten jemals ausgetragen worden waren. Ar hatte nie vergessen, daß es in den Voltai-Bergen an seine Grenzen gestoßen war, noch hatte Treve jemals vergessen können, welcher Preis dafür gezahlt worden war. Terence, so vermutete ich, würde nur gegen Ar vorgehen wollen, wenn er zuvor die Insignien von Helm und Schild entfernen durfte. Und daß er das tun würde, erschien mir nicht wahrscheinlich. Die Männer aus Treve lehnen es in der Regel ab, ihre Identität zu verschleiern. »Und Ha-Keel«, sagte Barus, »ist zwar aus Ar vertrieben worden, ich glaube aber nicht, daß er gegen diesen Staat kämpfen will.«

Ha-Keel war aus Ar verbannt worden. Dabei war es um einen Mordfall gegangen, in den eine Frau verstrickt war. Er hatte sie gefangengenommen, zu seiner Sklavin gemacht und sie dann verkauft. Es hieß aber, daß er die Frau in den langen Jahren seiner Verbannung niemals vergessen hatte. Er hatte sie auch nie wiedergefunden, denn es ist schwierig,

einzelne Sklavinnen aufzuspüren. Zu oft wechseln sie Namen und Herrn.

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Ich fürchte vielmehr, es ist kein Zufall, daß ausgerechnet Artemidorus in dieser Sache beauftragt wurde.«

»Du siehst darin das Bestreben jener Vondianer, die den Krieg mit Ar wollen, einen umfassenden Konflikt zwischen Cos und Ar zu provozieren, eine Auseinandersetzung, in der dann Cos und die Salerianische Konföderation automatisch Verbündete wären?«

Barus betrachtete mich nüchtern. »Natürlich«, erwiderte er. »Dabei meine ich, daß weder Cos noch Ar noch die Konföderation wirklich einen umfassenden Krieg wollen.«

»Vielleicht könnten jene, die anderen Sinnes sind, sie in eine Lage manövrieren, in der Krieg der einzige Ausweg ist.«

»Möglich wäre es«, meinte Barus. »Eine schwierige Sache. Manchmal wird auch das Kaissa um hohe Einsätze gespielt«, setzte er nachdenklich hinzu. Kaissa ist ein kompliziertes Brettspiel, das auf Gor weit verbreitet ist.

Barus schaute sich zu Taphris um. »Die hübsche Spionin begleitet uns.«

»Ja, Herr«, erwiderte ich.

Taphris senkte den Kopf und errötete.

»Hier!« rief Barus nun im Nistschuppen. »Komm und lausch!«

Ich kniete mich neben ihn in den Sand. Vor ihm begann sich eine kleine Delle zu zeigen, in der sich etwas bewegte. Plötzlich brach die hornbesetzte Schnauze eines Tharlarion durch den heißen Sand. Die Augen blinzelten, die Zunge zuckte vor und zurück und entfernte den Sand vom Maul. Der Kopf war etwa acht Zoll breit.

»Maulgurt!«, forderte Barus.

Ich griff nach einem der bereitliegenden Ledergurte.

Der Kopf des schlüpfenden Wesens, etwa einen Fuß lang,

ragte inzwischen voll aus dem Sand. Ein Krallenfuß zuckte aus der Tiefe empor. Das Geschöpf fauchte.

Ich wickelte dem kleinen Ungeheuer den Gurt um die Schnauze und band ihn fest. Es wand sich hin und her und befreite sich zur Hälfte von der ledrigen Hülle, in der es gesteckt hatte, und zog sie damit halb aus dem Sand.

»Ein Schutztuch, Taphris!« rief Barus.

Gemeinsam zogen Barus und ich das junge Wesen aus dem Sand. Mit dem Fuß stieß ich die klebrige Hülle zurück.

»Paß auf den Schwanz auf!« sagte Barus zu Taphris, die einen Schritt zurücktrat.

Barus und ich warfen den jungen Tharlarion auf den Rücken und rollten ihn in das dicke Leinen. Darin findet er auf dem Weg zum Jungtierraum Schutz vor der Tunnelluft. Ich bückte mich und wuchtete mir das Tier mit Barus' Hilfe auf die Schultern. Der Kopf bewegte sich an einem etwa zwei Fuß langen Hals und stieß gegen meinen Oberschenkel; das zugebundene Maul konnte keinen Schaden anrichten. Das Gewicht betrug hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Pfund. Barus zog den Riegel zurück und öffnete die große Falltür an einer Seite des Schuppens. Im Lichte des im Nistschuppen lodernden Feuers ging ich vorsichtig die Rampe hinab. Der darunter verlaufende Tunnel war mit einer einzelnen Bohle ausgelegt, die eine Art Steg bildete. So konnte man sich darin auch bei Dunkelheit bewegen. Man brauchte nur mit beiden Füßen auf dem Brett zu bleiben. Mit Hilfe des Holzes und ein wenig Übung, die man sich zulegt, indem man beim erstenmal einer Fackel folgt, bereitet es keine Mühe, sich bei Dunkelheit in den Tunneln zurechtzufinden. Von der Decke herabhängende Schnüre, die man mit den Händen streicht, deuten Abzweigungen an. Schrägen weisen auf Ausgänge hin. Die Schnüre besitzen Knoten an der Seite, auf der die Abzweigung kommt. Wenn man beispielsweise durch einen Nebengang geht und sich dem Haupttunnel nähert, dann wird das durch eine verknotete

Reihe Schnüre angedeutet, die einem eine klare Ankündigung gibt.

»Jason«, sagte Barus, den ich über mir in der Öffnung der Falltür erblickte.

»Ja, Herr?« erwiderte ich und drehte mich auf der Rampe um. Der junge Tharlarion hatte sich von seiner Verwirrung noch nicht erholt und lag reglos auf meiner Schulter.

»Wenn du den Burschen im Jungtierraum abgegeben hast, kommst du in den Nistschuppen zurück. Sicher schlüpfen in dieser Nacht noch andere Tiere.«

»Ja, Herr.«

»Morgen kannst du dich ausruhen.«

Ich war überrascht. »Ja, Herr?«

»Und morgen abend meldest du dich im Haus.«

Diese Anweisung verstand ich nicht.

»Du hattest recht, als du vorhin sagtest, die Herrin sei guuter Laune«, fuhr Barus fort. »Das ist sie in der Tat.«

»Ja, Herr.«

»Ihre Gäste treffen heute abend ein, anscheinend vorwiegend im Schutze der Dunkelheit.«

»Ja Herr.«

»Sie freut sich auf den morgigen Abend«, fuhr er fort. »Es heißt, sie habe für ihre Gäste ein exotisches Vergnügen vorbereitet.«

»Sollte ich eine Rolle dabei spielen?« fragte ich.

»Unmöglich ist es nicht.«

»Weißt du, worum es geht?«

»Nein«, antwortete Barus, »aber ich kann es mir denken.«

Nachdenklich stand ich im Tunnel.

»Dem Jungen darf nicht kalt werden«, sagte Barus. »Bring es in den Jungtierraum.«

»Ja, Herr«, sagte ich und wandte mich ab.

»Warte, Herr!« hörte ich Taphris rufen.

Wieder drehte ich mich um und sah das Mädchen, das sich die dünne Sklaventunika überstreifte und hastig die Rampe herabkam.

Ich kehrte ihr den Rücken zu und begann meinen Marsch durch den Tunnel. Ich hörte, wie die Falltür über uns geschlossen wurde. Augenblicklich herrschte undurchdringliche Finsternis in dem unterirdischen Gang.

Ich marschierte ungezwungen los, wobei ich mit dem rechten Fuß auf dem Mittelbrett blieb.

»Warte, Sklave!« rief sie hochmütig.

Aber ich wartete nicht. Ich kannte mich im Tunnel sehr gut aus.

»Warte, Sklave! Warte, Sklave!« rief sie zornig. Dann hörte ich sie durch die Dunkelheit stolpern.

Taphris war eine Plage. Ich hatte es satt, unentwegt von ihr verfolgt zu werden. Kenneth und Barus hatten ebenfalls genug von ihrem Herumspionieren; nichts entging ihr, und ständig gab sie Meldungen an ihre Herrin durch. Die beiden hätten nichts dagegen gehabt, das Mädchen aus den Ställen verschwinden zu sehen.

Ich spielte mit dem Gedanken, den jungen Tharlarion abzulegen und mich des Mädchens einmal gründlich anzunehmen. Aber dann verzichtete ich doch darauf. Nicht daß ich Angst vor der Herrin hatte. Vielmehr durfte dem Jungtier nicht kalt werden. Ich hatte sein Schlüpfen überwacht. Ich fühlte mich für das Wesen verantwortlich. Außerdem respektierte ich es. Es war ein freies Tier. Es war kein Sklave.

## 18

»Ich weiß nicht, wie ich dir jemals danken soll, Lady Florence«, sagte Lady Melpomene atemlos.

»Ach, keine Ursache«, erwiderte Lady Florence. »Immerhin haben wir einen gemeinsamen Heimstein und sind schnell wieder Freundinnen geworden.«

»Wie sehr ich unsere früheren Differenzen bedauere!« fuhr Lady Melpomene fort und umfaßte die Hände ihres Gegenübers.

Lady Florence nickte. Ihr Gesicht war deutlich zu sehen hinter dem dünnen Hausschleier, der gut zu einem weniger formellen Abendessen unter Freunden paßte. Lady Melpomene trug einen ähnlichen Schleier. Beide Frauen waren vornehm gewandet.

Ich stand mit Kenneth hinter einem Vorhang. Durch den Vorhangstoff konnten wir verfolgen, was sich im großen Saal des Hauses der Lady Florence aus Vonda abspielte. Es war nicht nur ein großer, sondern auch ein prachtvoll ausgestatteter Saal, mit Mosaiken und kunstvollen Kachelmustern, mit Wandbehängen und schlanken Säulen. In der Mitte war ein Kreis kleiner Tische errichtet, daran saß auf Kissen und Matten eine Handvoll Gäste. Außer der Gastgeberin und ihrem besonderen Hausgast, der Lady Melpomene, waren es vier Männer und zwei Frauen. Schimmernde weiße Decken hüllten die Tische ein, darauf lag goldenes Geschirr. Jedem Gast waren winzige Tospit- und Larma-Scheiben aufgetragen worden, außerdem kleine Gebäckstücke und in einer winzigen goldenen Schale mit einem kleinen Goldlöffel die winzigen schwarzen Eier des weißen Grünt. Der erste Wein, ein leichter Weißwein, wurde von Pamela und Bonnie dargereicht. Beide Sklavinnen sahen in ihren weiten, klassisch-weißen Gewändern prächtig aus. Ihre Arme waren natürlich nackt, wie es bei Sklavinnen üblich ist, ebenso wie die Füße. Schmale Silberkragen zierten ihre Hälse.

»Wenn diese Papiere unterzeichnet sind«, sagte Lady Melpomene und hob lachend einige Dokumente hoch, die vor ihr auf dem Tisch lagen, »werde ich meine Schulden los sein.«

Es gab höflichen Applaus, Fäuste wurden gegen die linke Schulter geschlagen.

»Und all dies verdanke ich meiner lieben Freundin, Lady Florence!«

Wieder gab es Beifall, in den Lady Florence aber nicht einfiel; vielmehr verbeugte sie sich leicht.

»Ich hebe meinen Wein zum Wohl der Lady Florence aus Vonda!« sagte Lady Melpomene.

»Wir heben unseren Wein zum Wohl der Lady Florence aus Vonda«, wiederholten die Gäste.

Daraufhin tranken alle - nur Lady Florence blieb regungslos sitzen und lächelte vor sich hin. Dann blickte sie in die Runde. »Ich danke euch, ihr Bürger Vondas und ihr anderen, meine Freunde. Nun möchte ich meinerseits einen Trinkspruch ausbringen.«

Bis auf Lady Melpomene hoben alle die Becher. »Ich trinke«, fuhr Lady Florence fort, »auf das Wohl der Lady Melpomene aus Vonda, die schön genug ist, um sogar einen Sklavenkragen tragen zu können!«

Dieser kühne Spruch wurde mit Gelächter beantwortet. Lady Melpomene errötete und senkte lächelnd den Blick. »Bitte, Lady Florence«, sagte sie, »es sind Gäste anwesend, die nicht aus Vonda stammen. Was werden sie denken?« Ihr Blick wanderte zu drei Männern, von denen einer aus Venna und zwei aus Ar kamen.

»Sei unbesorgt, Lady Melpomene«, sagte ein Gast aus Ar und hob den Becher. »Ich bin sicher, der Trinkspruch der Lady Florence ist in jeder Beziehung zutreffend.«

Wieder gab es Gelächter, und alle tranken bis auf Lady Melpomene, die verlegen lächelte.

Pamela und Bonnie machten erneut die Runde und schenkten Wein nach; es war noch der erste Wein. In reichem Hause werden auf Gor zum Abendessen bis zu zehn verschiedene Weine gereicht, die im Geschmack nicht nur zueinander passen müssen, sondern auch zu den jeweiligen Gängen der Mahlzeit.

Durch den Vorhang schaute ich mir die Gäste der Lady Florence ein wenig genauer an. Der Mann aus Venna, der eine weiße, mit Gold abgesetzte Tunika trug, hieß Philebus und war Schuldenaufläufer, bei den Kaufleuten mehrerer Städte gut bekannt. Es war sein Geschäft, Forderungen mit Abschlag zu erwerben und dann die Papiere zum Nennwert

zu cassieren, wenn er konnte. Ein harter Beruf. Was die beiden Männer aus Ar beruflich machten, wußte ich nicht. Tenalion hatte seinen Helfer Ronald mitgebracht. Der vierte Mann hieß Brandon. Er stammte aus Vonda und bekleidete dort das Amt des Präfekten. Gewisse Dokumente wurden nur durch seine Beurkundung gültig. Die beiden Ladies, Leta und Perimene, beide aus Vonda stammend, waren mit den Ladies Florence und Melpomene befreundet. Als freie Bürgerinnen Vondas konnten sie geschäftliche Abmachungen bezeugen.

»Lady Melpomene trägt ein kostbares Gewand«, sagte ich leise zu Kenneth, der neben mir stand.

»Es gehört Lady Florence«, erwiederte er.

»Aha.«

»Selbst das Parfüm, das sie trägt, stammt aus dem Besitz unserer Herrin.«

»Ich verstehe.«

Unterdessen hatten fünf Musiker den Raum betreten und nahmen in einer Ecke Platz. Es waren ein Czebarspieler, zwei Flötenspieler, ein Kalikaspieler und ein Mann mit einer Kaska, einer kleinen Handtrommel.

Zwischen den Tischen erstreckte sich ein runder Kreis von etwa zwölf Fuß Durchmesser mit einem Eisenring in der Mitte.

»Was für ein Schauspiel hast du vorbereitet, Lady Florence?« erkundigte sich Lady Melpomene.

»Das soll eine Überraschung sein«, erwiederte die Ange-sprochene.

»Ich kann es kaum noch erwarten«, sagte Lady Melpome-ne.

»Du tust ja so geheimnisvoll, Florence!« sagte Lady Leta lachend, als wolle sie die Freundin tadeln. Doch glaubte ich an ihrem Lachen zu erkennen, daß sie wußte, was uns erwartete.

Auf der anderen Seite des freien Mittelbereichs räusperte sich Philebus. »Kommen wir zum Geschäftlichen«, sagte er.

»Dann erst können wir uns den Vergnügungen des Abends zuwenden.«

»Ein ausgezeichneter Gedanke!« sagte Lady Florence.  
»Ein ausgezeichneter Gedanke!« wiederholte Lady Melpomene.

»Lady Melpomene aus Vonda«, begann Philebus, »vor dir liegen mehrere Papiere, die die Zusammenfassung deiner Schulden betreffen. Diese Papiere tragen die Bestätigung der Bank des Bemus aus Venna und die zweier Bürger jener Stadt als Zeugen. Bestätigst du, daß die Endsummen stimmen und die Schulden die deinen sind?«  
»Ja«, sagte Lady Melpomene.

»Infolge der von mir erworbenen Rechte erhebe ich hiermit Anspruch auf diese Forderungen und verlange Zahlung.«

»Und dank meiner Freundin, der Lady Florence aus Vonda«, antwortete Lady Melpomene, »wirst du die Zahlung augenblicklich erhalten. Lady Florence hat sich großzügig bereiterklärt, mir den fälligen Betrag zinslos zu leihen.«

Dies kam mir unglaublich großzügig vor. Kenneth, der mit mir hinter dem Vorhang stand, lächelte.

»Ich unterschreibe hiermit unter Zeugen«, fuhr Lady Melpomene fort, »diese Schuldurkunde, ausgestellt auf Lady Florence aus Vonda, über die volle Summe von eintausendvierhundertundzwanzig Gold-Tarsks.«

»Und ich«, sagte Lady Florence, »unterschreibe hiermit unter Zeugen diese Zahlungsanweisung über denselben Betrag, gezogen auf die Bank des Reginald in Vonda, ordnungsgemäß bestätigt, ausgestellt auf Philebus aus Venna.« Sie reichte Lady Melpomene die Verfügung. Lady Melpomene überreichte ihr den Schulschein. Philebus aus Venna begab sich an den Tisch der Lady Melpomene und nahm die Geldanweisung an sich. Er betrachtete sie, erklärte sich zufriedengestellt und verstautete sie in seiner Gürteltasche. Lady Florence brachte den Schulschein persönlich zum Präfekten, zur Lady Leta und Lady Perimene. Mit

Unterschrift und seitens des Präfekten auch durch Stempel wurde der Schuldschein bestätigt und beurkundet.

»Du bist jetzt meine einzige Gläubigerin, Lady Florence«, sagte Lady Melpomene. »Ich hoffe, du wirst mich gnädig und freundlich behandeln.«

»Du wirst so behandelt, wie du es verdienst«, versicherte ihr Lady Florence.

»Dann wollen wir jetzt zusammen feiern!« rief Lady Melpomene. »Wir wollen unsere Becher erheben zum Wohl unserer hübschen und großzügigen Gastgeberin, mit der ich den Heimstein teile, meine liebste Freundin, Lady Florence aus Vonda!« Lady Melpomene griff nach ihrem Weinbecher.

»Daß du mir nicht den Becher berührst, Dirne!« fauchte Lady Florence.

»Florence!« rief Lady Melpomene.

»Hast du für den Wein bezahlt?« fragte Lady Florence.  
»Kannst du dafür bezahlen?«

»Ich verstehe nicht, was das soll!«

Lady Florence griff nach ihren winzigen Weinkelch und schleuderte den Inhalt gegen den Gesichtsschleier der anderen.

»Was machst du?« fragte Lady Melpomene ärgerlich.

»Welches Parfüm trägst du?« wollte Lady Florence zornig wissen.

»Natürlich das deine - und das weißt du auch«, erwiderte Lady Melpomene in eisigem Ton. »Es stammt aus dem Laden des Turbus Veminius in Venna.« Ich mußte an das Parfüm denken, das ich für meine Herrin abgeholt hatte, ehe ich von den Häsichern der Lady Melpomene entführt wurde. Vermutlich war es dasselbe Parfüm - aus einer anderen Bestellung.

»Mir gehört es nicht!« sagte Lady Florence. »Ich gebrauche es lediglich als Sklavenparfum. Ich überschütte damit meine Stalldirnen, ehe ich sie den Männern überlasse.« Das stimmte nicht. Lady Florence gestattete ihren Stallmädchen kein Parfüm, nicht einmal Sklavenparfum.

»Wem gehören die Sachen, die du trägst?« fragte Lady Florence.

Lady Melpomene sprang auf. »Ich dulde es nicht, daß man mich beleidigt!« tobte sie. Sie raffte die Röcke zusammen und wandte sich schluchzend ab, um zur Tür zu eilen. Doch schon stellten sich ihr zwei stämmige Männer in den Weg. »Durbar! Hesius!« rief sie. »Bringt mich heim!« Es waren die beiden Männer, die mir vor langer Zeit in Venna aufgelauert und mich zu Lady Melpomene gebracht hatten, damit ich ihrem Vergnügen diente.

Die beiden Männer hatten Lady Melpomene an den Armen gefaßt. »Bringt mich nach Hause!« rief sie.

»Wir stehen jetzt in den Diensten der Lady Florence«, sagte einer der Männer.

Dann drehten sie Lady Melpomene herum und führten sie in den freien Raum zwischen den Tischen. Dort stand sie Lady Florence gegenüber.

»Was soll das alles?« rief Lady Melpomene.

»Wessen Kleidungträgst du?« beharrte diese.

Lady Melpomene versuchte sich aus dem Griff der Männer zu befreien, schaffte es aber nicht. »Die deinen!« rief sie.

»Dir gehört nichts mehr! Bin ich nicht deine einzige Gläubigerin?« fragte Lady Florence leise.

»Ja«, flüsterte Lady Melpomene.

Mit großer Geste hob Lady Florence den Schulterschein, der vor ihr auf dem Tisch gelegen hatte.

»Ich verlange Zahlung«, sagte sie. »Ich verlange, daß du mir augenblicklich die Summe von eintausendvierhundert- und zwanzig Gold-Tarsks zahlst.«

»Ich kann nicht sofort zahlen«, erwiderte Lady Melpomene. »Das weißt du.«

Lady Florence wandte sich an Brandon, Präfekt in Vonda. Der Mann war damit beschäftigt, sich auf einem Zettel eine Notiz zu machen.

»Das kannst du nicht tun!« rief Lady Melpomene.

»Ein solcher Schuldschein ist auf Verlangen zahlbar!« rief Lady Florence. »Das weißt du sehr wohl.«

»Ja, ja!« rief die andere und ballte die kleinen Fäuste. »Aber ich hätte nicht gedacht, daß du die Forderung so bald stellen würdest.«

»Das ist mein gutes Recht.«

»Du mußt mir Gelegenheit geben, mein Vermögen zurückzugewinnen.«

»Das gedenke ich nicht zu tun.«

»Willst du mich denn völlig ruinieren?«

»Meine Absicht geht weit darüber hinaus!« rief Lady Florence.

»Das verstehe ich nicht.«

»Das Zahlungsverlangen ist gestellt worden, Lady Melpomene«, schaltete sich Präfekt Brandon ein. »Kannst du zahlen?«

»Du hast mich hergelockt!« rief Lady Melpomene. »Du hast mich aus dem Schutz der Mauern Vondas gelockt!«

»Die Mauern Vondas würden dir keinen Schutz mehr bieten«, widersprach der Präfekt streng, »denn deine Schulden gehören nun zur Gänze einer Bürgerin dieser Stadt.«

Lady Melpomene erschauderte. »Man hat mich hereingelagt«, sagte sie.

»Kannst du bezahlen?« fragte der Präfekt.

»Nein!« jammerte Lady Melpomene. »Nein!«

»Dann knei nieder, Lady Melpomene, freie Frau aus Vonda«, sagte der Präfekt.

»Bitte nein!« schluchzte sie.

»Ist dir lieber, daß wir dies in aller Öffentlichkeit tun, auf dem großen Platz von Vonda, wo du deinem Heimstein Schande machen würdest?« fragte der Präfekt.

»Nein, nein!«

»Knie nieder!«

Furchtsam zitternd gehorchte Lady Melpomene.

»Ich erkläre dich hiermit zur Sklavin«, sagte er.

»Nein!« rief sie. »Nein!« Aber es war bereits geschehen.

»Sie soll den Kragen tragen.«

Schluchzend senkte die Frau den Kopf.

Lady Florence stieß einen Freudenschrei aus und schlug triumphierend in die Hände. Lady Leta und Lady Perimene machten es ihr nach und lachten. Sie schlügen sich applaudierend mit der Faust gegen die Schultern und beglückwünschten damit Lady Florence zu ihrem Sieg über die langgehaßte Feindin.

»Auf Hände und Knie, Sklavin!« befahl Tenalion aus Ar, der in diesem Moment aufgestanden war. Aus einem Kasten neben sich hatte er einen Kragen mit Kette genommen.

»Dürfte ich dir unseren Freund Tenalion in neuem Lichte vorstellen?« wandte sich Lady Florence an die zitternde Sklavin am Ring. »Er ist natürlich Sklavenhändler - wie auch sein Helfer Ronald. Aber ehe ich dich an ihn verkaufe, damit du in Ar an den Meistbietenden abgegeben werden kannst, sollst du erfahren, was es bedeutet, Sklavin zu sein.«

## 19

Ich stand in der absoluten Dunkelheit des Tunnels. Es war der Haupttunnel jenes Gewirrs von Gängen unter dem Besitz der Herrin, durch das die verschiedenen Gebäude wie Vorratsschuppen, Nistschuppen, Jungtierraum und gewisse Ställe miteinander verbunden sind.

Mein Rücken schmerzte. Zweimal war ich in dieser Woche gründlich durchgepeitscht worden.

Gestern abend, angekettet in meiner Box liegend, hatte ich zwei Besucher empfangen - Taphris und später Kenneth.

»Erkennst du endlich die Macht, die ich über dich habe?« hatte die Sklavin gefragt.

»Ja«, hatte ich geantwortet.

»Ich stehe bei meiner Herrin nach wie vor in hohem An-

sehen«, fuhr Taphris fort. »Ich kann dich auspeitschen lassen, wann ich will.«

»Stimmt.«

»Bist du nun bereit, mich im Tunnel zu treffen?« hatte sie gefragt.

»Nein.«

Sie stand am offenen Ende der Box. »Interessiert dich gar nicht, was ich mit dir vorhave?«

»Was denn?«

»Ich trage einen Kragen. Ich bin eine Sklavin und muß gehorchen. Aber ich möchte gern Herrin sein.«

»Herrin?«

»Ich möchte dich besitzen, in der Abgeschiedenheit des Tunnels, als meinen eigenen Seidensklaven«, sagte sie.

»Dort wirst du mir gehorchen.«

Ich schwieg.

»Ich finde deinen Körper nicht unattraktiv, Jason«, sagte sie.

»Aha.«

»Außerdem bist du ein kräftiger Mann. Ich hasse solche Männer. Du gehörst zu den Männern, in deren Armen sich eine Frau weinend wie eine Sklavin fühlen kann. Ich hasse solche Männer! Es wird mir ganz besonders gefallen, dich zu brechen und zu erniedrigen. Wir treffen uns im Tunnel.«

»Nein.«

»Na schön, du wirst es ja sehen.« Sie wandte sich ab und ging.

Wartend stand ich in der Dunkelheit des Tunnels.

Ich hörte nichts.

»Ich habe Taphris aus der Scheune schleichen sehen«, hatte Kenneth gesagt, als er mich gestern abend in meiner Box besuchte.

»Ja, Herr«, hatte ich erwidert und mich in eine kniende Stellung hochgestemmt.

»Was macht dein Rücken?« fragte Kenneth.

»Tut weh«, antwortete ich. »Barus hat ganze Arbeit geleistet.«

»Wir hatten keine andere Wahl«, sagte Kenneth. »Taphris hat genau aufgepaßt.« Kenneth warf mir einen Seitenblick zu. »Taphris war eben bei dir. Was wollte sie?«

»Nichts.«

»Sprich!«

»Sie will, daß ich mich mit ihr im Tunnel treffe«, antwortete ich. »Sie möchte mich mit Gewalt zu ihrem Seidensklaven machen.«

»Dieser Sleen!« sagte Kenneth lachend. »Und was hast du geantwortet?«

»Ich habe mich geweigert.«

»Zweifellos wird sie wieder einen Vorwand finden, dich mit der Peitsche bestrafen zu lassen.«

»Zweifellos«, antwortete ich achselzuckend.

»Solche Dinge können dich für die Stallkämpfe untauglich machen«, sagte er. »Überhaupt ist das völlig überflüssig und unsinnig. Es stört die Disziplin.« Kenneth löste eine Flasche von seinem Gürtel und reichte sie mir. »Wein.«

»Danke, Herr«, sagte ich und nahm einige Schlucke zu mir. Es war Ta-Wein aus den Ta-Trauben des hügeligen Cos. Ein solches Detail zeugte von den engen Handelsbeziehungen zwischen Vonda und Cos. Im letzten Jahr waren vom Hohen Rat Vondas hohe Importzölle für die Weine bestimmter anderer Städte beschlossen worden, insbesondere für Ka-la-na-Weine aus Ar.

Ich gab Kenneth die Flasche zurück.

»Ich bin kaum noch mein eigener Herr in den Ställen«, murkte Kenneth. »Dabei geht es nicht nur um dich. Taphris mischt sich in viele Dinge ein. Die Männer trainieren durchwegs nicht mehr lange oder intensiv genug für die Kämpfe. Die Stalldirnen haben eine Todesangst vor ihr und ihren falschen Berichten an die Herrin. Selbst Barus und ich müssen aufpassen.« Kenneth legte den Kopf in den Nacken und leerte die Flasche, die er wieder an seinem Gürtel befe-

stigte. Dann stand er auf. »Von Tag zu Tag wird die stolzer, kühner und unverschämter.«

»Sie ist entschlossen, sich durchzusetzen«, bemerkte ich.

»Dabei ist sie Sklavin«, stellte er fest.

Ich zuckte die Achseln.

»Ich finde, wir müssen eine Methode finden, unsere kleine Taphris an das zu erinnern, was sie ist.«

Ich musterte Kenneth.

»Morgen wirst du dich mit ihr im Tunnel treffen«, sagte er. »Unweit der Einmündung des Seitentunnels von Lagerschuppen vier in den Haupttunnel, zur fünfzehnten Ahn.«

»Herr?« fragte ich.

»Ich habe einen Plan.«

»Ja, Herr.«

Wartend stand ich in der absoluten Dunkelheit des Tunnels. Ich vernahm nichts. Die fünfzehnte Ahn war beinahe erreicht. Die Einmündung des Nebentunnels, der vom vierten Lagerschuppen herbeiführte, lag rechts von mir, verborgen in pechschwarzer Nacht.

Plötzlich hörte ich die sanften Bewegungen kleiner Füße auf dem Bodenbrett des Tunnels.

»Jason?« fragte jemand. Es war Taphris' Stimme.

»Herrin?« fragte ich.

»Ah, du nennst mich ›Herrin‹«, erwiderte sie. »Ausgezeichnet.«

Vorsichtig kam sie näher. Ihre kleine Hand berührte mich an der Brust. »Du stehst«, sagte sie. »Knie nieder, Sklave!«

»Verzeih mir, Herrin«, sagte ich und kniete vor ihr nieder. Ich hörte, wie sie sich die Sklaventunika über den Kopf zog und fortwarf.

»Ich gehöre natürlich der Lady Florence aus Vonda«, sagte ich zu ihr.

»Hier im Tunnel«, erwiderte sie, »gehörst du mir.«

»Ich glaube nicht, daß Lady Florence das gern hört.«

»Wen schert es, was sie gern hört oder nicht!« rief Taphris

lachend. »Ich hasse sie! Sie ist eine hartherzige, arrogante Frau. *Sie* müßte hier Sklavin sein, nicht ich! Der Gedanke, daß du einmal ihr Seidensklave warst, wird mir ein besonderes Vergnügen sein! Indem ich dich erniedrige, treffe ich damit auch sie!«

»Die Taten, wegen derer du mich diese Woche angeschwärzt hast, zum Beispiel, Tuka heimlich zu küssen, habe ich nicht begangen.«

Sie lachte. »Und doch wurdest du deswegen ausgepeitscht.«

»Warum hast du gelogen?«

»Es war mir ein Vergnügen. Und es hat dazu geführt, daß du jetzt hier im Tunnel vor mir kniest.«

»Es sieht so aus«, erwiderte ich. »Hast du denn die Herrin schon oft angelogen?«

»Hundertfach!« sagte Taphris. »Die dumme Närrin glaubt mir immer wieder. Es wird die Zeit kommen, da *ich* die Herrin der Ställe sein werde, obwohl ich den Kragen trage.«

»Aha«, sagte ich.

»Und jetzt, Sklave!« forderte sie hochmütig. »Jetzt dienst du meinem Vergnügen!«

»Genug, genug!« rief Lady Florence in diesem Augenblick. »Licht! Licht!«

Ich hörte einen Feuermacher in der Dunkelheit anschlagen. Funken sprühten, dann entstanden winzige Flammen.

Taphris stieß einen Entsetzensschrei aus und versuchte sich meinem Griff zu entziehen.

»Ihr seid ertappt, Sklaven!« rief die Herrin.

»Verzeih mir, Herrin!« rief Taphris.

»Oft treffen sich Sklaven hier in den Tunneln«, sagte Kenneth.

»Das ist ja unerträglich!« rief die Herrin.

»Verzeih mir, Herrin«, flehte Taphris. »Verzeih mir.« Sie sank auf die Knie und legte den Kopf an die Füße ihrer Herrin.

»Man sollte dich zur Strafe kopfunter in einen Tür-Baum hängen!« fauchte Lady Florence.

»Hast du alles gehört, Herrin?« fragt Taphris.

»Alles!« rief die Herrin heftig.

Aufstöhnend warf sich die Sklavin vor ihrer Herrin in den Dreck. »Gnade! Bitte erbarme dich meiner!«

»Verkauf sie!« kreischte die Herrin. »Verkauf sie! Als Topfsklavin! Oder noch besser: als Freudenmädchen!«

»Ja, Lady Florence«, sagte Kenneth, packte die Weinende und führte sie fort; mit einer Hand hielt er das Mädchen, mit der anderen die Fackel.

Lady Florence blickte sich im Tunnel um und musterte schließlich mich. Mit untergeschlagenen Armen stand ich da und erwiderte ihren Blick. Sie machte kehrt und lief hinter Kenneth und dem schwächer werdenden Fackelschein her.

## 20

Wieder stand ich in der absoluten Dunkelheit des Tunnels und wartete.

»Begib dich um die fünfzehnte Ahn in den Tunnel«, hatte mir Kenneth befohlen, »und warte dort an der Einmündung des Seitenganges, der zum vierten Lagerschuppen führt.«

»Ja, Herr«, hatte ich überrascht erwideret. An derselben Stelle hatte ich mich gestern mit Taphris verabredet, die nun bereits auf dem Weg zu einem Sklavenmarkt in Vonda war.

»Herr, darf ich fragen, warum ich zur fünfzehnten Ahn in den Tunnel gehen soll?«

»Weil man es dir befiehlt.«

»Ja, Herr.«

Er lächelte. »Es gibt da eine ›neue Sklavin‹. Die wird dir dorthin geschickt werden.«

»Aber wäre denn die Herrin damit einverstanden?«

»Sie hat es angeordnet.«

»Das ist interessant«, sagte ich.

Und jetzt stand ich im Tunnel und hörte Schritte näher kommen.

»Ich bin hier«, sagte ich in der Dunkelheit.

»Oh«, antwortete sie und blieb dicht vor mir stehen.

»Bist du nackt?« fragte ich.

»Ich trage ein dünnes Sklavengewand.«

»Zieh es aus und knei nieder.«

»Niederknien?«

»Muß ich einen Befehl wiederholen?«

Ich hörte, wie sie gehorchte.

Ich hob die Hände und betastete sie an Kopf und Schultern und drückte sie dabei nach hinten auf den Rücken. Sie japste vor Wonne.

»Du bist eine neue Sklavin?« fragte ich.

»Ja.«

»Du trägst keinen Kragen.«

»Kenneth hat mich noch nicht in den Kragen gesteckt«, erwiderte sie.

»Und das Brandzeichen hast du auch noch nicht.«

»Deine Hände sind so besitzergreifend!« sagte sie.

»Noch einmal, Herr!« flehte sie. »Bitte, Herr!«

»Es wird spät. Du mußt zu deiner Herrin zurück«, sagte ich. »Sie wundert sich bestimmt schon, wo du bleibst.«

»Die Herrin wird mich schon nicht bestrafen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich bin davon überzeugt. Bitte, bitte, Herr!«

Sie lag neben mir im Tunnel. Sie regte sich kaum.

Ich stand auf, ertastete meine Tunika und zog sie an.

»Auf die Knie!« befahl ich.

Sie gehorchte. Ich griff ihr ins Haar, hielt sie mit der anderen Hand fest und zerrte ihr ein Büschel Haare aus.

»Oh!« rief sie. »Warum hast du das getan?«

»Weil ich Spaß daran hatte.«

»Das hat weh getan.«

»Sei still! Ich entlasse dich jetzt. Nimm deine Sachen.«

»Du entläßt mich!« rief sie.

»Sollte ich dich nicht zu deiner Herrin zurückschicken?« fragte ich lächelnd.

»Ja doch, Herr«, sagte sie ärgerlich.

Ich hörte, wie sie aufstand, und gab ihr zum Abschied einen Klaps auf die Kehrseite. »Lauf zu deiner Herrin!« befahl ich.

Sie stieß einen ärgerlichen Laut aus.

Ich brachte das dünne Büschel Haare an mich, das ich auf dem Tunnelboden abgelegt hatte, und steckte es in die Tunika.

Ich hörte sie schluchzend durch den Tunnel laufen.

Ich lächelte in der Dunkelheit.

## 21

Die lederne Sklavenhaube wurde mir vom Kopf gezogen. Ich hörte den Aufschrei der Menge. Barus rieb mir den Rücken ein. Kenneth wickelte lange Lederstreifen um meine Hände. Ich sah Sklavinnen am Gittertor stehen, einige auf den höheren Querstrebien. »Jason! Jason!« riefen einige. »Krondar!« brüllten etliche freie Personen in der Menge. »Jason!« setzten andere dagegen.

Neues Geschrei stieg vom Publikum auf, als ein untersetzter, stämmiger Mann in die sandbedeckte runde Arena geführt wurde. Er wehrte sich gegen die Handschellen, die seine Arme auf dem Rücken zusammenhielten. »Er scheint begierig zu sein, den Kampf zu beginnen«, dachte ich.

»Krondar! Krondar!« riefen Männer im Publikum.

»Ich habe noch nie von diesem Sklaven gehört«, sagte ich zu Kenneth. »Ist nicht Gort der Champion des Miles aus Vonda?«

»Hier«, rief einer der Helfer des Schiedsrichters und deutete auf mich, »haben wir Jason, den Champion der Ställe

der Lady Florence aus Vonda!« Jubelrufe wurden laut. »Jason! Jason!« riefen etliche Sklavinnen. Die Frauen im Publikum zeigten sich aufgereggt.

»Er scheint stark zu sein«, sagte ich zu Kenneth.

»Ja«, antwortete Kenneth, ohne sich zu mir umzudrehen; er beschäftigte sich weiter mit den Lederbändern.

»Sein Körper«, fuhr ich fort, »ist sehr vernarbt.«

»Kein Wunder«, sagte Kenneth. Ich verstand seine Bemerkung nicht.

»Krondar!« riefen freie Personen von den Rängen.

»Jason!« brüllten andere.

Ich blickte zu den Tribünen empor und entdeckte die prächtig herausgeputzte Gestalt des Miles aus Vonda. Er lächelte. Ich mußte daran denken, daß er einmal zu den abgewiesenen Freiern der Lady Florence aus Vonda gehört hatte. Er galt als einer der führenden Tharlarian-Züchter der Gegend. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein so stolzer Mann die Abweisung gelassen eingesteckt hatte. Heute war Lady Florence bei den Kämpfen nicht zugegen. Aus Gründen, die ihrem Gesinde und den Sklaven nicht klar waren, hatte sie ein Unwohlsein angeführt und war in der Abgeschiedenheit des Hauses geblieben. Danach befragt, hatte Kenneth lediglich gegrinst und gefragt: »Weißt du es nicht?«

»Vielleicht«, hatte ich lächelnd geantwortet.

Miles aus Vonda gab einem der Schiedsrichterhelfer ein Zeichen, und er nahm dem stämmigen Mann, der mir gegenüber in der Arena stand, die Sklavenhaube ab.

»Aii!« flüsterte ich.

Ein entsetztes Luftschnappen ging durch die Tribünen.

»Und dies«, rief ein anderer Schiedsrichterassistent und deutete auf den untersetzten Mann, dessen Sekundanten ihm bereits die Handfesseln öffneten, »ist Krondar, ein frisch erworbener Sklave Miles' aus Vonda, der neue Champion seiner Ställe!«

Krondar bäumte sich auf, wurde von seinen Sekundanten aber festgehalten. Einer der Schiedsrichterassistenten zog

eine kurze, scharfe goreanische Klinge und bohrte sie dem Stämmigen ein Stückchen in den Leib. Krondar beruhigte sich. Er wußte, was es bedeutete, von goreanischem Stahl bedroht zu sein. Eine solche Klinge läßt sich mühelos in einen Körper versenken.

Nun suchte Krondars Blick den meinen. Unter den vorgewölbten Brauen wirkten seine Augen klein. Sein Gesicht war eine einzige Fläche vernarbten Gewebes.

»Das ist kein gewöhnlicher Kampfsklave«, sagte ich zu Kenneth.

»Nein«, antwortete dieser, ohne mich anzuschauen. »Das ist Krondar, ein berühmter Kampfsklave aus Ar.«

»Sein Gesicht«, sagte ich beinahe ehrfürchtig.

»In den Arenen Ars«, erklärte Kenneth, »hat er gegen das gespickte Leder und mit Messerhandschuhen gekämpft.«

»Zweifellos hat er Miles aus Vonda eine große Summe gekostet«, stellte Barus fest, der mir noch immer den Rücken einrieb.

»Warum sollte Miles aus Vonda einen solchen Sklaven kaufen?« fragte ich. »Ist es möglich, daß ihm die Stallmeisterschaft dieser Stadt soviel bedeutet?«

»Es geht um mehr als eine Ortsmeisterschaft«, erwiderte Barus. »Es hat Miles sehr mißfallen, daß sein früherer Champion Gort dir weichen mußte. Er mißbilligt, daß seine Ställe gegenüber denen der Lady Florence verloren haben, um die er einmal vergeblich geworben hat. Außerdem ist allgemein bekannt, daß du zuvor Seidensklave der Lady Florence warst. So dürfte er wohl nicht ganz unzufrieden sein, solltest du in der Arena erniedrigt und überlegen besiegt, ja, vielleicht sogar zerschmettert, entstellt und vernichtet werden.«

»Er kann doch unmöglich auf mich eifersüchtig sein«, sagte ich staunend. »Er ist eine freie Person, ich aber nur ein einfacher Sklave.«

Kenneth lachte.

Auf der anderen Seite der Arena waren Krondars Sekun-

danten damit beschäftigt, ihm Lederstreifen um die Fäuste zu wickeln.

»Daß du dich nicht täuschst«, sagte Kenneth. »Er wird jeden Schlag genießen, der gegen deinen Körper geführt wird. Wenn du zerschmettert und blutüberströmt vor Krondar zu Boden sinkst und dich nicht mehr bewegen kannst - wäre das keine süße Rache für ihn? An dir und gewissermaßen auch an Lady Florence?«

»Zweifellos.«

»Nimm keine Rücksicht - ziele auf sein Gesicht, Krondar!« rief Miles aus Vonda seinem Sklaven zu.

»Ja, Herr!« brummte der Sklave.

»Wenn Krondar mit ihm fertig ist, wird kein weiblicher Tharlaron ihn mehr als Seidensklaven haben wollen!« Dieser Ausruf löste lautes Gelächter aus.

»Krondar scheint mir ein eindrucksvoller Gegner zu sein«, sagte ich.

Barus lachte auf.

»Er ist einer der besten Kampfsklaven Ars«, sagte Kenneth.

»Es sieht aus, als könne er mich in Stücke reißen«, sagte ich lächelnd.

»Ich halte das nicht für unmöglich«, erwiederte Kenneth und beendete seine Arbeit an meinen Händen.

Ich verspürte Unbehagen. »Meinst du, ich kann siegen?«

»Natürlich nicht.«

»Warum kämpfe ich dann überhaupt?«

»Du bist Champion«, stellte Kenneth fest. »Du mußt kämpfen.«

»Hast du auf mich gesetzt?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Kenneth.

»Aber auf Krondar?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Eine solche Wette würde die Ehrlichkeit der Stallkämpfe in Zweifel ziehen«, erwiederte Kenneth.

»Solche Wetten ließen sich aber heimlich durch Mittelsmänner plazieren.«

»Zweifellos.«

»Aber du hast das nicht getan?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich wette nicht gegen meine eigenen Leute«, sagte Kenneth.

»Sagt der Herr da die Wahrheit?«

»Eine kühne Frage.«

»Und die Antwort?«

»Ja«, sagte Kenneth lächelnd und schlug mir auf die Schulter, »ich sage die Wahrheit!«

»Dann wette!« forderte ich ihn auf.

»Ich soll wetten?«

»Ja«, sagte ich grinsend. »Ich werde nämlich siegen.«

»Du bist ja verrückt!« rief Barus.

»Nach den ersten Hieben«, sagte Kenneth, »solltest du Desorientierung vortäuschen und dich nach einem weiteren Schlag in den Sand fallen lassen.«

»Und dann?«

»Na, den Bewußtlosen spielen«, erwiederte Kenneth.

»Oder so tun, als könntest du dich nicht mehr erheben.«

Ich schaute ihn an.

»Krondar wird dich vermutlich einige Male treten, und das könnte dir gebrochene Rippen einbringen, oder er zieht dich am Haar auf die Knie hoch, um dir die Zähne zu lokkern oder dir das Kinn zu zerschmettern, aber wenigstens wirst du es überleben.«

»Als Sklave, der aufs schändlichste erniedrigt und besiegt wurde.«

»Natürlich.«

»Gibt mir der Herr den Befehl dazu - mir, dem Sklaven?«

»Ich gebe dir den Rat«, antwortete Kenneth, »dich entsprechend zu verhalten, denn damit ist dir am besten gedient.«

»Gibt mir der Herr den Befehl?«

»Ich habe dich beobachtet, Jason«, sagte Kenneth. »An deinen Hals gehört kein Kragen. Du bist kein Jammerlappen, der sklavisch zu Füßen eines anderen liegt. Du bist aus dem Stoff, aus dem Sklavenherren sind.«

»Es ist also nicht dein ausdrücklicher Befehl«, stellte ich fest.

»Nein«, bestätigte Kenneth.

»Vielen Dank, Herr.« Ich musterte Krondar, der auf der anderen Seite der Arena wartete.

»Bald wird das Zeichen zum Beginn gegeben«, sagte Barus.

Krondar war begierig, den Kampf zu beginnen. Das freute mich. Ich nahm mir vor, ihn kurz abzufertigen.

»Ich habe getan, was ich konnte«, sagte Kenneth.

»Nicht alles«, erwiderte ich.

»Was könnte ich denn noch tun?«

»Nun ja, wetten!«

»Du hast wirklich den Verstand verloren!«

Plötzlich wurde der Gong geschlagen, und ich sprang auf und eilte in den Sand hinaus.

Allerdings stand ich meinem Gegner nicht im Weg, als sich Krondar tobend auf mich stürzte. An die Schläfe getroffen, geriet er ins Torkeln und prallte gegen die Holzbarriere, die die Arena umgrenzte.

Die Menge schien gelähmt vor Verblüffung.

Ich nutzte den Vorteil nicht aus. »Auch außerhalb von Ar gibt es Kämpfer«, sagte ich zu Krondar. »Ich hoffe, daß du das klar begreifst.«

Er starre mich aufgebracht an.

»Eine goldene Tarsk-Münze auf Jason!« hörte ich Barus brüllen. »Akzeptiert!« rief ein Mann in den Rängen.

»Aber zehn zu eins!« rief Barus zurück.

»Einverstanden!« rief der Mann.

»Ich will auch wetten!« rief ein anderer.

Zornig senkte Krondar den Kopf und stürmte erneut vor.

Folglich war er nicht in der Lage, sich gegen den nach oben geführten Hieb zu schützen, mit dem ich ihn erwischte. Zum Glück kämpften wir nicht mit Messerhandschuhen, sonst hätte ich ihm den Kopf von den Schultern trennen können, aber auch so mochten die Lederbänder genügen, ihm das Kinn zu zerschmettern. Ich spürte die Erschütterung des Aufpralls im ganzen rechten Arm und in der Schulter. Er taumelte rückwärts und zur Seite. Wieder nutzte ich den günstigen Moment nicht aus. »Ich sage dir, auch in den Gebieten, die du die Wildnis oder das Ausland schimpfst, gibt es Leute, die das Kämpfen verstehen«, sagte ich. Er atmete heftig. »Sogar in den Ställen von Vonda findet man Champions.« Jubelschrei wurde in den Rängen laut. Sogar die Sklavinnen machten ihrer Freude Luft.

»Eine goldene Tarsk-Münze auf Jason!« rief Barus. »Zehn zu eins!« Keine Antwort. »Acht zu eins!« rief Barus. »Fünf zu eins!«

»Akzeptiert!« rief ein Mann unsicher.

Aufgebracht ging Krondar von neuem zum Angriff über. Diesmal schlug ich nicht zu, sondern ließ ihn mit sandwirbelnden Schritten an mir vorbeistürzen. Hastig, erstaunt machte er an der Bande kehrt. Er wußte, daß ich nicht zugeschlagen hatte.

»Wir wollen uns gegenseitig ernst nehmen«, sagte ich.

»Eine goldene Tarsk-Münze auf Jason!« rief Barus. »Fünf zu eins! Fünf zu eins? Drei zu eins? Zwei zu eins? Eins zu eins!«

»Akzeptiert!« rief ein Mann. »Akzeptiert!« meldete sich ein anderer.

In dem kantigen, auf scheußliche Weise vernarbten Gesicht Krondars zeigte sich eine Sekunde lang das Begreifen, daß er sich hier zwar in der Nähe Vondas befand, daß aber der Mann, mit dem er die flache Sandarena teilte, vielleicht auch Kämpfer genannt werden konnte.

»Eine goldene Tarsk-Münze auf Jason!« rief Barus. »Eins zu eins!«

Es kam keine Antwort von den Rängen. Wie von Sinnen griff Krondar an, doch ich erkannte, daß er meine Gefährlichkeit eingesehen hatte. Diesmal wich ich nach rechts aus und schlug mit der linken Faust von unten nach oben, als er die Hände ausstreckte, um mich zu pakken. Anschließend hieb ich mit der rechten Faust diagonal zu und dann noch einmal mit der Linken, diesmal in den Unterleib. Das brachte seinen Kopf in eine günstige Position für einen neuen Haken mit der Rechten. Die Kombination der Schläge kam schnell und wurde aus geringer Entfernung angesetzt. Das Publikum raste. Ich stellte mir vor, wie der Trainingspfosten in der Scheune zerbarst. Krondar schüttelte den Kopf und wich zurück. Vorsichtig folgte ich ihm. Hastig bohrte er die rechte Fußspitze in den Sand, um mich mit den Körnern zu überschütten, aber ich reagierte zu schnell. Eine solche Handlungsweise schwächt die Balance. Viermal schlug ich zu, ehe er gegen die Bande prallte und sich zur Seite abwandte.

»In den Arenen Ars würdest du es nicht wagen, diesen Trick zu versuchen«, schalt ich ihn. »Glaubst du, du kannst dich bei mir dermaßen aus dem Gleichgewicht bringen - ohne Folgen?«

Willst du mich beschämen? Nächstesmal werde ich meinen Vorteil nachdrücklich nutzen!«

Krondar grinste und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Du bist schnell«, sagte er achselzuckend.

»Auch in Vonda gibt es Champions!« rief ein Mann von den Rängen. »Ja!« fielen andere ein.

»Ein Gold-Tarsk auf Jason!« rief Barus. »Eins zu eins! Eins zu eins!«

Aber niemand nahm die Wette an.

Vorsichtig näherte sich Krondar der Mitte des Sandringes. Er winkte mir zu. »Komm her«, sagte er. »Wir wollen uns näher miteinander bekannt machen.«

»Glaubst du, ich habe Angst, in deine Nähe zu kommen?« fragte ich.

Plötzlich stürmte er wieder los, und wir umklammerten einander mit lederumwickelten Händen. Er ächzte, verzweifelt bemüht, mich von den Beinen und gegen die Bande zu stoßen. Schwankend standen wir im Sand und japsten.

Die Sklavinnen schrien.

Krondar prallte heftig gegen die Bande. Die Holzbarriere wackelte und zeigte Blutspuren.

Das Publikum geriet in Ekstase. Krondar schüttelte den Kopf. Er war noch immer bei Bewußtsein.

»Ein Silber-Tarsk auf Jason!« bot Barus. »Zwei zu eins für Jason! Vier zu eins? Zehn zu eins für Jason!«

In diesem Moment ertönte der Gong, und die erste Kampfrunde war zu Ende.

Das Publikum tobte.

Schwankend stand ich in der Mitte der Arena. Es war die vierte Kampfrunde. Kenneth und Barus liefen zu mir. Ich fühlte, wie meine blutigen, ledergebundenen Fäuste zum Sieg gehoben wurden. Gold regnete in die Arena. Halbnackte Sklavinnen knieten weinend vor mir nieder. Männer jubelten. Viele schlügen in goreanischem Applaus die Fäuste gegen die linke Schulter. Ich sah, daß Miles aus Vonda gegangen war. Ich löste mich aus der Menge und zerrte Krondar hoch, der aus vielen Wunden blutete. Wir umarmten uns. »Du könntest in Ar kämpfen«, sagte er. Dann wurde er fortgezogen und angekettet und in eine Sklavenhaube gesteckt. Kenneth und Barus führten mich aus der Kampfarena. Wir drängten uns durch die Menge, die uns nicht fortlassen wollte.

Das Tor, das zu den Umkleideboxen führte, wurde gegen den Druck der Begeisterten hinter uns geschlossen.

Barus warf mir ein Handtuch um die Schultern und begann mich abzutrocknen.

Gutgelaunt schob mich Kenneth den Korridor entlang und in die strohgefüllte Box. »Gut gemacht, Jason!« rief er.

Barus griff nach den Fesseln, die an einem Haken hingen.

»Ich will eine Frau«, japste ich, während mir die Hände gefesselt wurden.

»Ich wünschte, ich könnte dir ein Mädchen überlassen«, sagte Kenneth. »Du hättest sie verdient.«

»Aber die Herrin ist dagegen?« fragte ich.

»Ich nehme es an.«

»Was ist mit der ›neuen Sklavin‹«, fragte ich lächelnd, »die zu mir in den Tunnel geschickt wurde?«

»Ich muß davon ausgehen, daß die Herrin nicht einverstanden wäre«, sagte er und zog mir die Sklavenkapuze über den Kopf.

Barus trocknete mich weiter ab. Ich hörte Geschrei aus der Richtung der Arena, doch es war nicht das übliche Lärmen des Publikums, es war kein Geschrei der Begeisterung oder Aufregung, wie es oft bei den Kämpfen zu hören ist.

»Was geht da vor?« fragte Kenneth.

»Männer aus Cos, Tarnkämpfer, haben die Vororte Ars angegriffen!« rief ein Mann.

»Das bedeutet Krieg!« antwortete ein anderer.

»Infanteristen aus Vonda und Ar sind nördlich von Venna aufeinandergestoßen!« meldete eine Stimme.

»Krieg«, stellte Barus fest.

»Mit welchem Recht dringen die Vondianer so tief nach Süden vor?« fragte ein Mann.

»Es geschieht nun mal!« rief ein anderer.

»Vielleicht wird die gesamte Salerianische Konföderation hineingezogen«, meinte Kenneth.

»Und auch Tyros«, bemerkte ein anderer.

»Ein ernstes Kaissa-Spiel ist da im Gange«, bemerkte jemand.

»Sind die Berichte zutreffend?« wollte Kenneth wissen.

»Es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Der erste Stahl ist blutbefleckt«, sagte Kenneth ernst.

»Nun ist es soweit. Wir haben Krieg.«

»Ar und Venna sind weit von hier«, sagte ein Mann.

»Das ist unser Glück«, bemerkte ein anderer.

Barus rieb weiter meinen Körper ab. Nach kurzer Zeit hörte ich wieder das gewohnte Kampfgeschrei des Publikums.

»Unsere Männer sind fertig«, sagte Kenneth. »Wir wollen sie in den Wagen bringen.«

»Zuerst kassiere ich meine Wettgewinne«, sagte Barus.

»Gut, wir treffen uns dann am Wagen.«

»Einverstanden.«

Ich spürte Kenneths Hand am Arm. Er führte mich aus der Box zu dem Sklavenwagen, in dem ich und meine Kameraden, andere Kampfsklaven, zu den Kämpfen gebracht worden waren.

»Die Auseinandersetzungen finden weit von hier statt«, hörte ich einen Mann sagen. »Wir haben nichts zu befürchten.«

Die Rückfahrt zu den Ländereien der Lady Florence aus Vonda dauerte bereits zwei Ahn.

Ich kenne den Burschen nicht, der uns anhielt. Vielleicht war er Bauer oder Tharlarion-Züchter, vielleicht auch nur ein patrouillereitender Wächter. »Nehmt euch vor Räubern in acht!« rief er. »Sie sind irgendwo in der Nähe! Sie haben bereits die Güter Gordons und Dortos angegriffen!«

»Unser Dank, mein Freund!« rief Kenneth ihm zu und wandte sich an Barus: »Paß auf. Halte die Schlüssel bereit.«

»Jawohl«, antwortete Barus.

Ich bewegte mich unbehaglich in den Ketten.

»Glaubst du, daß wir in Gefahr sind?« wandte sich Barus an Kenneth.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Kenneth.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. In meiner Nähe rasselten Ketten. Einer meiner Mitgefangenen bewegte sich zornig.

»Schau mal, dort rechts«, sagte Barus einige Zeit später.

»Aha«, sagte Kenneth.

»Und noch weiter rechts.«

»Ja«, sagte Kenneth.

Ich begriff den Sinn dieses Gesprächs nicht - den anderen Sklaven auf dem Wagen erging es vermutlich ebenso.

»Und schau dort!« rief Barus plötzlich. »Am Himmel!«

»Ich seh's,« antwortete Kenneth, und der Wagen hielt an.

Ich hörte jemanden vom Kutschbock steigen. Gleich darauf ratterte hinten am Wagen ein Schloß. In schneller Folge wurden Schlüssel umgedreht. »Aus dem Wagen!« sagte Barus zu jemandem, der weiter unten an der Reihe angekettet war. Und schon wurden auch meine Hand- und Fußfesseln geöffnet. »Aus dem Wagen!« befahl Barus.

»Schnell!« rief Kenneth. »Er wird gleich mit Verstärkung zurück sein!«

Halb zerrte mich Barus aus dem Sklavenkäfig und zum Ende des Wagens. Ich trug noch immer die Sklavenhaube, die mir die Sicht raubte.

»Aus dem Wagen!« hörte ich Barus einem anderen Mann zubrüllen.

Ich prallte gegen die Stangen an der Rückseite des Wagens. Vorsichtig ließ ich mich auf den Boden sinken und glitt mit den Füßen voran durch die kleine Gittertür, die in der Größe so bemessen war, daß jeweils nur ein Mann hindurch paßte. Barfuß stand ich dann im Staub der Straße.

Zu meiner Verblüffung öffnete Kenneth auch das Schloß meiner Handfessel.

»Er kommt mit den anderen zurück!« rief Kenneth.

»Aus dem Wagen!« befahl Barus.

Die Handfesseln wurden mir abgezogen und durch das Gitter in den Wagen geworfen.

»Haube ab!« befahl Kenneth, der bereits mit den Fesseln eines anderen Mannes beschäftigt war. Ich handierte an den Schnallen herum und streifte schließlich die Haube ab. Die frische Luft fühlte sich wunderbar kalt an.

»Spätestens in einer Ehn werden sie hier sein!« rief Kenneth.

Ich sah mich um. Rechts von uns stiegen zwei Rauchsäu-

len auf. Außerdem bemerkte ich Punkte, die auf den ersten Blick wie ein Vogelschwarm aussahen.

»Sie kommen schnell näher!« sagte Kenneth.

Da erst ging mir auf, was ich da in der Ferne beobachtete: Es waren Vögel, aber Tarns, in deren Sätteln zweifellos entschlossene, bewaffnete Männer saßen.

»Was geht hier vor?« rief einer der Sklaven.

Kenneth deutete zum Himmel empor. »Tarnkämpfer!« sagte er.

»Aus Ar?« fragte ein Sklave.

»Das, oder Schlimmeres«, erwiderte Kenneth und befreite den Mann. »Nimm die Haube ab«, befahl er. Blinzelnd gehorchte der Mann.

Ich beobachtete die näherkommenden Flugreiter, die noch etwa einen Pasang entfernt waren, vier- bis fünfhundert Fuß hoch.

»Was werden die wohl mit euch anstellen?« fragte Kenneth in die Runde.

Wir verharnten unsicher, verwirrt.

»Haltet ihr euch für hübsche Frauen, nackt und begehrenswert, die von diesen Männern mit ins Lager genommen und mit hübschen Sklavenkragen versehen werden?«

Wir starrten ihn verständnislos an.

»Flieht!« rief Kenneth. »Verteilt euch!«

Verwirrt, überrascht ergriffen wir die Flucht und liefen in verschiedene Richtungen auseinander.

Ich schaute nur einmal zurück und sah, wie auch Kenneth und Barus hastig den Wagen im Stich ließen. Ich sah mich erst wieder um, als ich den Schutz eines weitläufigen Unterholz- und Baumbestandes am Rande eines kleinen Flusses erreicht hatte. Da brannte der Wagen bereits. Nach kurzer Pause stiegen die Tarnkämpfer wieder in die Lüfte empor. Sie verfolgten uns nicht. Sie flogen auf die doppelte Rauchsäule in der Ferne zu. Der Tharlaron, der den Wagen gezogen hatte, war losgeschnitten worden und galoppierte behäbig davon. Ich atmete gepreßt. Das Herz schlug mir bis

in den Hals. Mit den Fingern betastete ich den schweren Eisenkragen mitsamt seinem Ring, der meinen Hals be schwerte.

## 22

Stoff riß. »Nein!« schrie sie, riß sich entsetzt von ihm los und floh zur gegenüberliegenden Wand.

Mit der linken Hand winkte er sie zu sich. Seine Rechte umklammerte ein Schwert. »Komm her, meine Süße!« sagte er.

»Nein, bitte!« rief sie. Sie atmete heftig. Sie war in Panik. Mit der rechten Hand hielt sie über der Schulter das zerrissene Gewand zusammen.

Der bärtige Bursche steckte grinsend das Schwert fort.

»Sei gnädig!« flehte sie.

»Ich werde dir die Gnade erweisen, die ein Herr seiner Sklavin zeigt!« rief er lachend.

Er sprang vor und riß ihr das Kleid von den Schultern.

Irgendwo draußen hörte ich ein Mädchen schreien. Vermutlich Bonnie.

Lachend ließ der Bärtige Sklavenhandschellen um Lady Florences Gelenk zuschnappen.

Sie schrie angstvoll auf, als ich den Kerl im Nacken ergriff, den Rand des Helms umfassend, und ihn mit dem Kopf voran gegen die Wand prallen ließ. Betäubt drehte er sich um, doch ich war bereits über ihm. Weder das Schwert noch den Dolch bekam er rechtzeitig heraus. Wieder hämmerte ich das behelmte Gesicht seitlich gegen die Wand. Dann riß ich den Helmgurt los und zerrte den Helm, oben zupakkend, zurück, wobei ich dem Mann beinahe das Genick brach. Dann drehte ich ihn um und besah ihn mir. Er konnte sich nicht verteidigen. Er mußte meinen Schlag erwarten. Ich traf ihn links auf die Wange. Der Kopf ruckte zurück, und er sank bewußtlos zu Boden. Ich trat zurück. »Jason!« rief Lady Florence.

Ich schaute sie an.

Sie errötete. »Ich bin gefesselt«, sagte sie und hob die schmalen Handgelenke empor.

»Du machst dich gut in Sklavenfesseln«, sagte ich.

Die Rötung ihrer Haut verstärkte sich. »Befreie mich!« bat sie.

Ich blickte mich zum Gürtelbeutel des Bewußtlosen und fand dort die Schlüssel zu den Handschellen. Ich nahm ihr die unwillkommene Last ab. Sie rieb sich die Arme.

»Es sind noch andere im Haus«, sagte sie angstvoll.  
»Noch mehr Räuber.«

»Das weiß ich«, erwiderte ich. »Dieselbe Horde - oder eine andere - hat auch schon die Besitzungen von Dorts und Gordon überfallen.«

»Wo sind die Wächter Vondas?«

»Wenn es in der Gegend von Vonda Überlebende gegeben hat«, sagte ich, »sind sie vielleicht morgen abend hier.«

»Morgen abend?« fragte sie bestürzt.

»Vielleicht.«

Draußen gingen zwei Männer vorbei, und wir erstarrten.

»Befreie mich von diesen Räubern«, stöhnte Lady Florence.

»Warum?«

»Weil sie mich zur Sklavin machen werden.«

»Du würdest eine hübsche Sklavin abgeben«, erwiderte ich.

»Bitte, Jason!« flehte sie inbrünstig und schaute zu mir auf. »Bitte, Jason!« Wie klein und schwach kam mir die Herrin in diesem Augenblick vor - wie wenig war doch übrig von der stolzen und hochmütigen Frau, die mich zuvor ganz selbstverständlich und unverschämt herumkommandiert hatte.

Ich blickte sie wortlos an.

»Ich gebe dir die Freiheit«, sagte sie plötzlich.

Ich schwieg.

»Du bist frei!« wiederholte sie. »Du bist frei!«

Sie eilte zu einem kleinen Ankleidetisch in der Nähe des Bettes, holte aus einer Schublade einen Schlüssel und eilte zu mir, wobei sie mit der linken Hand ihr Kleid zusammenhielt.

»Nimm du mir den Kragen ab«, befahl ich.

»Bitte, Jason!«

»Nimm ihn ab!«

Errötend ließ sie zu, daß das Oberteil ihres Gewandes wieder herabfiel, hob die Hände und schloß meinen Kragen auf.

»Du bist jetzt ein freier Mann, Jason«, flüsterte sie lächelnd.

»Vorhin«, sagte ich, »habe ich Krondar besiegt, einen Kampfsklaven aus Ar, der seit kurzem Miles aus Vonda gehört.«

»Ich beglückwünsche dich zu deinem Sieg«, sagte sie.

»Ich brauche jetzt eine Frau«, sagte ich. »Laß dein Kleid herunter.« Ihre Hände zögerten, faßten aber nicht zu. Ihr Körper war zierlich und weich und wies prächtige Formen auf. Wie unglaublich schön doch die Frauen sind!

»Natürlich«, sagte sie nervös. »Das ist verständlich. Du hast freie Wahl.«

Ich warf die Sklavenfesseln, die ich weiter in der Hand gehalten hatte, auf das Bett. »Ich wähle dich«, sagte ich und machte einen Schritt auf sie zu.

Die Frau, die meine Herrin gewesen war, keuchte und stöhnte in meinen Armen und atmete tief durch, den Kopf in den Nacken gebogen. Vergeblich wehrte sie sich gegen meinen Griff, aber ihre Gegenwehr hielt nicht lange an. »Weißt du, was du getan hast?« fragte sie schließlich.

»Ja«, antwortete ich und hielt sie zur Stille an, denn ich hörte Männer sprechen. Ihre Stimmen drangen durch das Fenster herein.

»Habt ihr die Stalldirnen erwischt?« fragte ein Mann.

»Eine ist noch auf der Flucht«, lautete die Antwort.

»Und die Haussklaven?« wollte die erste Stimme wissen.

»Sie tragen unsere Ketten.«

»Macht sie an den Sattelringen fest«, befahl die erste Stimme. »Wir müssen bald starten.«

»Wo ist Orgus?« fragte jemand.

»Er wollte sich um die Hausherrin kümmern«, antwortete eine dritte Stimme.

»Wo ist er?«

»Vermutlich hat er sein großes Vergnügen mit ihr«, antwortete eine Stimme. Draußen wurde gelacht, und ich mußte lächeln.

»Bist du eine Frau, mit der man sein großes Vergnügen haben kann?« fragte ich das hilflose Mädchen in meinen Armen.

»Ich bin eine freie Frau!« fauchte sie. »Ich bin Lady Florence aus Vonda. Oh! Oh!«

Ich lachte leise vor mich hin. Wie wenig begriff sie doch die Möglichkeiten, die ihre Schönheit ihr eröffneten.

»Du hast dich selbst unterschätzt, Lady Florence«, sagte ich.

Aufgebracht blickte sie mich an. »Sleen!« fauchte sie, dann aber schloß sie wieder die Augen und ergab sich den Wonnen, die ich ihr bereitete.

»Ach, übrigens«, fragte ich einige Zeit später. »Wo ist eigentlich die ›neue Sklavin‹, die du zu mir in den Tunnel schicken liebst?«

Angstvoll blickte sie zu mir auf. »Ich habe sie verkauft!« rief sie hastig.

»Orgus! Orgus!« vernahmen wir eine Stimme.

»Bitte laß mich nicht wieder schwach werden!« flehte sie unter mir.

Und hilflos schrie sie auf.

»Hörst du sie?« lachte ein Mann vor dem Fenster.

»Orgus ist noch immer mit ihr beschäftigt«, sagte ein anderer lachend.

»Trotzdem mußt du ihn jetzt holen«, sagte die erste Stimme. »Wir müssen losfliegen.«

Ich lächelte, löste mich von dem Mädchen und ging zur Tür. Unterwegs schnappte ich mir eine Sitzbank.

Das Mädchen hockte auf dem Bett. Ihr Gesicht war unter dem zerwühlten Haar kaum zu erkennen.

»Ah!« sagte der Mann, der durch die Tür hereinkam. »Da ist ja unsere Schönheit.« Er sah sich um. »Orgus!« rief er. »Was ist passiert?«

»Sei begrüßt«, sagte ich.

Er fuhr herum und hatte das Schwert bereits halb aus der Scheide, als die Bank ihn in den Unterleib traf. Dann hob ich das Möbel an und zerschmetterte es auf seinem Rücken.

Ich kniete neben ihm nieder und nahm ihm Waffen und Ausrüstung ab. Dann zog ich ihm die Tunika über den Kopf und legte sie an, ebenso wie seine Sandalen.

»Du bist kräftig, Jason«, sagte Lady Florence und betrachtete die zerbrochene Bank. »Sehr kräftig.«

»Wenn diese Burschen erwachen«, sagte ich, »ist es wohl kaum ratsam, sich in ihrer Nähe aufzuhalten.« Ich legte Lederzeug und Waffen an. Dabei ging es mir in erster Linie um die Verkleidung; wie man mit goreanischem Stahl umging, wußte ich nicht. Ein Meister seines Waffenfachs konnte mich in Stücke hacken, daran zweifelte ich nicht.

»Wenn Orgus und Andar zurück sind, steckt ihr das Haus in Brand«, sagte eine Stimme draußen.

»Haben wir denn alle Wertsachen und Sklaven draußen?« erkundigte sich eine Stimme.

»Bis auf die Herrin des Hauses«, antwortete ein Mann. »Aber darum hat sich ja schon Orgus gekümmert.«

Gelächter ertönte.

Erschrocken sah mich das Mädchen an. Ich setzte gerade Orgus' Helm auf. »Wie furchteinflößend du in dem Helm aussiehst«, sagte sie.

Ich packte das Mädchen, als hätte ich sie mir eben zur Sklavin gemacht, und schritt eilig durch die Säle des Hau-

ses. Überall waren Möbelstücke aufgerissen und der Inhalt verstreut worden. Wandvorhänge hingen in Fetzen herab. Truhen waren gewaltsam geöffnet. Ich trat durch die Haupttür ins Freie und marschierte mit schnellen Schritten um das Haus herum, wobei ich Richtung auf die Ställe nahm.

»Orgus!« rief eine Stimme aus dem Garten. »Ho, Orgus!«

»Wir sind hier!« rief eine andere Stimme.

Entschlossen setzte ich meinen Marsch zu den Ställen fort.

»Orgus! Orgus!« rief man hinter mir her.

»Wir sind startbereit!« rief eine Stimme. »Orgus!«

»Bist du das, Orgus?«

In diesem Augenblick faßte ich den Arm des Mädchens fester und begann zu laufen, wobei ich sie mitzerrte. Ich war sicher, daß die Verfolgung sofort losgehen würde.

»Ihnen nach!« rief eine Stimme.

Ich schaute zurück. Vier Männer liefen auf uns zu. »Beeil dich!« rief ich dem Mädchen zu.

Wir hasteten weiter.

Ich erreichte die Tür des Jungtierschuppens und drückte sie auf. Ich stieß das Mädchen vor mir ins Innere und trat die Tür hinter mir zu, die ich mit einem schweren Holzriegel sicherte.

Schon wurden die Griffe von Kurzschertern gegen die Tür geschlagen.

»Wir sind gefangen!« schluchzte sie.

»Du bist gefangen, nicht ich«, stellte ich richtig und sah mich um. Dann eilte ich, das gefangene Mädchen hinter mir herreißend, zu der Falltür im Boden, durch die die frisch geschlüpften Tharlarions vom Nistschuppen in den Jungtierraum gebracht werden.

Fensterglas brach klimpend. »Halt!« riefen Stimmen.

Lady Florence und ich hasteten die glatte Rampe hinab und betraten den Tunnel. Wir hörten, wie hinter uns die Tür aufgebrochen wurde.

»Beeil dich, Gefangene!« rief ich.

»Gefangene!« wiederholte sie.

Als wir etwa fünfzig Meter tief in die Schwärze des Tunnels eingedrungen waren, blieb ich stehen. Wie erwartet, folgten die Männer uns nicht blindlings. Sie schienen anzunehmen, daß wir das Tunnelsystem kannten. Und ich war bewaffnet, denn der Stahl des Räubers Orgus hing an meiner linken Schulter.

»Bringt Fackeln!« rief eine Stimme.

Leise lachend setzte ich meinen Weg durch die Dunkelheit fort.

»Ich bin nicht deine Gefangene!« sagte sie.

Ich wandte mich um, stieß sie zur Seite und begann sie zu fesseln.

»Was machst du?« flüsterte sie.

»Ich binde dir die Beine zusammen«, antwortete ich.

»Nein, Nein!«

»Warum nicht?«

»Man wird mich finden.«

»Wer will schon eine Frau mitnehmen, die zu dumm ist, um zu erkennen, daß sie eine Gefangene ist«, bemerkte ich.

»Aber ich bin doch deine Gefangene!«

»Wirklich und wahrhaftig?«

»Na schön«, sagte ich und nahm ihr die Fußfessel wieder ab. Dann riß ich sie hoch und zog sie wieder hinter mir her.

Etwa eine Minute lang liefen wir weiter, dann blieb ich erneut stehen.

»Warum halten wir an?« fragte sie.

»Erinnerst du dich an die Stelle?« fragte ich.

»Es ist dunkel hier.«

»Hier hast du einmal zwei Sklaven bei einem Rendezvous überrascht«, sagte ich. »Außerdem schicktest du eine ›neue Sklavin‹ an diesen Ort; sie sollte meine Bedürfnisse befriedigen.«

Und schon hasteten wir weiter.

»Glaubst du, sie sind fort?« fragte sie.

»Ja«, gab ich zurück. »Wir haben lange genug gewartet. Solche Männer müssen ebenfalls für ihr Entkommen sorgen. Sie dürfen sich am Ort ihres schändlichen Tuns nicht zu lange aufhalten.«

»Dann sind wir ja auf meinen Besitzungen allein«, sagte sie, »gänzlich allein.«

»Auf den Überresten deiner Besitzungen«, stellte ich richtig. »Das Haus und etliche Nebengebäude sind abgebrannt.«

Sie begann zu schluchzen.

»Du bist ein kluger Mann, Jason«, sagte sie schließlich. »Ich hatte gedacht, man würde uns gefangennehmen. Doch du hast uns gerettet.«

»Nein!« hatte sie geschrien. »Es ist Wahnsinn! Nein!« Aber ich hatte sie im Nistschuppen auf den Boden geworfen und auf die geschwärzte Asche des Flammengrabens gerollt. Anschließend hatte ich vom Rand der Vertiefung Sand über sie getreten, bis nur noch Augen, Mund und Nase frei waren. Schon hatten Männer von unten gegen die Falltür des Nistschuppens gehämmert, aber der Riegel hatte zunächst gehalten. Ich hastete quer durch den Schuppen, öffnete die Außentür des Schuppens und verwischte die Spuren, die ich auf dem Rückweg zum Flammengraben machte. Laut dröhnten die Schläge gegen die Falltür. Mein Blick fiel auf Lady Florence, die mich entsetzt ansah. Dann schleuderte ich eine Tharlarion-Decke über sie. Im nächsten Augenblick grub ich mich selbst in den Sand dicht neben ihr und zog die Tharlarion-Decke über mich, als die Tür sich eben splitternd öffnete. Meine linke Hand war mahnend in Lady Florences Haar verkrampt. Wenn sie auch nur einen Muskel rührte, würde ich es merken.

Wir hörten mehrere Männer die Rampe heraufkommen und herumgehen. »Hier entlang«, sagte einer der Verfolger, die sodann durch die Außentür verschwanden.

Mehrere Ahn lang waren wir im Sand liegengeblieben, wahrscheinlich noch lange nachdem die Räuber abgeflogen waren. Etwa um die siebzehnte Ahn hatte ich mich aus dem Sand gegraben und umgesehen. Und wirklich - die Fremden hatten sich abgesetzt - mit gefüllten Tarnsatteltaschen und hilflosen Sklavinnen in den Tarnringen. Daraufhin hatte ich Lady Florence aus dem Sand geholt. Und jetzt legte sie meine Box mit frischem Stroh aus. »Amüsiert es dich, Jason, daß ich für dich saubermache?« fragte sie.

»Bist du fertig?« fragte ich zurück.  
»Ja«, antwortete sie. Im Schein der kleinen Laterne, die an einem Metallarm hing, bot sie einen prächtigen Anblick.

»Schütte das Wasser aus«, befahl ich. »Dann spülst du den Eimer und trocknest ihn und die Bürste.«

Ich beobachtete sie, wie sie meinen Anordnungen nachkam. Gleich darauf stand sie wieder vor mir. »Ich habe getan, was du befohlen hast«, sagte sie. »Was willst du jetzt von mir?«

»Ich habe viele Stallkämpfe gewonnen, für die ich nicht ausreichend entlohnt wurde«, sagte ich und brachte die Hände hinter dem Rücken hervor.

»Nicht den Kragen!« flehte sie. »Bitte nicht!« Sie war zurückgewichen und stand mit dem Rücken an der Querwand der Box. Ich legte ihr den Sklavenkragen um. »Erinnerst du dich an Telitsia?« fragte ich. »Bitte mach mich nicht zur Sklavin!« jammerte sie. »Erinnerst du dich an Telitsia?«  
»Ja, Jason.«

»Sie hat mir gefallen«, sagte ich. »Du aber hast sie verkauft!«

»Nein!« schluchzte sie, als der Kragen um ihren Hals zuschnappte.

»Ich habe viele Stallkämpfe gewonnen - ohne angemessene Belohnung«, sagte ich. »Außerdem war ich Telitsia zugeschlagen, die du verkauft hast.«

»Was hast du mit mir vor?«

»Ich werde dafür sorgen, daß du mir die Wonnen bereitest, die du mir von anderen vorenthalten hast.«

»Berühre mich erneut«, sagte sie leise.

»Als freie Frau?«

»Nein, als deine Sklavin.«

»Erflehnst du es?«

»Ja.«

»Ja - was?«

»Ja - Herr«, flüsterte sie.

»Ho da!« rief eine Stimme. »Keine Bewegung!«

Wir lösten uns voneinander.

»Keine Bewegung!« wiederholte die Stimme. Eine offene Laterne wurde angehoben. In ihrem Lichtschein lagen wir im Stroh. Das Mädchen japste und zog die Beine an. »Ein hübsches Ding«, sagte eine Stimme. Ich spannte die Muskeln an. »Keine Bewegung!« rief eine andere Stimme warnend. Vage erkannte ich, daß fünf Männer vor der offenen Box standen. Drei hielten Armbrüste im Anschlag. Die Bolzen waren auf mich gerichtet.

»Bist du ein Räuber?« fragte eine Stimme.

»Nein«, antwortete ich und fügte hinzu: »Ihr gehört also auch nicht zu der Bande?«

»Ruf Miles«, sagte eine Stimme, und einer der Männer verließ das Gebäude. Als er durch das große Tor ins Freie trat, sah ich, daß es draußen noch dunkel war. Das Licht der goreanischen Monde lag auf der Landschaft. Die Sterne standen strahlend am Himmel.

»Ihr gehört nicht zu den Räubern?« wiederholte ich.

»Nein«, antwortete der Mann.

»Und seid ihr Wächter?« fragte ich. Ich nahm es nicht an; die Wächter konnten nicht vor dem Morgen hier sein. Außerdem war anzunehmen, daß die Räuber über mehrere benachbarte Besitzungen hergefallen waren.

»Nein«, antwortete der Mann.

In diesem Moment betrat eine hochgewachsene Gestalt die Scheune. In ihrer Begleitung waren fünf Männer, von denen zwei Laternen trugen. Der Großgewachsene war bestimmt jener Miles, den der andere holen sollte. Ich vermutete in ihm den Anführer der Gruppe.

»Diese beiden sind die einzigen Lebewesen auf dem Besitz«, sagte einer der Männer. »Sogar die Tharlarion sind freigelassen worden und in alle Winde verstreut.«

»Die Räuber sind grausam und gründlich vorgegangen«, sagte ein anderer Mann.

Zwei weitere Laternen wurden in die Höhe gehoben. Ich blinzelte in das Licht. Ich vermochte das Gesicht des großen Mannes nicht auszumachen. In einer Hand hielt er ein blankes Schwert, in der anderen schimmernde Sklavenketten.

»Wer bist du?« fragte der Mann.

»Ich bin Jason«, antwortete ich.

»Der Kampfsklave?«

»Ich wurde freigelassen«, stellte ich fest.

Der Blick des großen Mannes richtete sich auf das Mädchen, das den Sklavenkragen trug. Sie erschauderte.

»Heb den Kopf, Jason«, forderte der Mann. »Halte die Laterne näher heran«, sagte er zu einem seiner Begleiter.

Ich kam dem Befehl nach.

»In der Tat«, sagte der Mann. »Dein Hals weist keinen Kragen mehr auf.«

»Meine Herrin ließ mich frei, noch ehe die Räuber das Anwesen verließen.«

»Ob das wohl stimmt?« fragte der Mann.

»Es ist die Wahrheit«, sagte ich. »Als Sklave wäre es mir doch sicher um meine Flucht gegangen, dann hätte ich mich auf keinen Fall hier länger aufgehalten.«

»Das stimmt«, sagte einer der Männer. »Er ist in dieser Gegend bekannt.«

»Du hast heute gut gekämpft, Jason«, sagte der Mann.

»Du hast mich viele Tarsk-Münzen gekostet.«

»Du bist Miles aus Vonda, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja.«

»Er hat mich zwanzig Kupfer-Tarsks gekostet«, sagte ein Mann.

»Und mich fünfzehn!« rief ein anderer.

»Es war ein großartiger Kampf«, meinte ein dritter bewundernd.

»Ja«, stimmte man ihm zu.

»Vielen Dank«, sagte ich mit einer gewissen Erleichterung. Ich hatte nicht das Gefühl, daß mir diese Männer sonderlich feindselig gesonnen waren. Wenn ich mich in acht nahm, hatte ich sicher nichts von ihnen zu befürchten.

»Warum bist du hier?« fragte ich Miles aus Vonda.

Er lächelte. »Das geht dich nichts an«, antwortete er. »Wo ist die Frau, die deine Herrin war?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich. Das Mädchen neben mir zitterte. Miles aus Vonda erkannte sie natürlich nicht, hatte er sie doch bisher nur in den Roben einer freien Frau gesehen, dazu unter dichten, züchtigen Schleieren. Ich nahm nicht an, daß er die hochmütige Lady Florence aus Vonda, eine reiche hochwohlgeborene Frau aus Vonda, mit diesem kaum bekleideten, aufregenden Mädchen gleichsetzen würde.

»Ist sie geflohen?« fragte er.

»Ich glaube, sie konnte den Räubern entkommen«, sagte ich.

»Wo ist sie jetzt?«

»Vielleicht wohlbehütet in Vonda oder in der Nähe der Stadt«, äußerte ich. »Warum suchst du sie?«

»Wir haben schwere Zeiten«, sagte Miles aus Vonda. »Die alten Werte von Gesetz und Ordnung gelten nicht mehr.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Aber warum solltest du in solcher Zeit nach der Frau suchen, die bisher meine Herrin war?«

»Wer vermag zu sagen, was in solchen Zeiten einer Frau

alles zustoßen kann?« fragte er und hielt mir die dünnen Sklavenketten hin. Sie rasselten in seiner Hand.

»Aha«, sagte ich.

»Sie ist nicht hier«, sagte Miles aus Vonda zu seinen Leuten. »Wir werden also anderswo suchen, in der näheren Umgebung, im Unterholz links und rechts der Straße nach Vonda.« Wieder wandte er sich in meine Richtung. »Viel Spaß mit deiner Dirne, Jason«, sagte er lächelnd. »Du hast sie dir verdient.«

»Vielen Dank«, antwortete ich, »Miles aus Vonda.«

Die Männer verließen die Scheune. Ich hielt das Mädchen mit einer Hand am Kragen fest und legte ihr die andere über den Mund. Sie sollte erst weitersprechen, wenn ich sicher war, daß die Männer fort waren. Mehrere Ehn später ließ ich sie los.

»Hast du das gesehen?« flüsterte sie. »Er hat mich gesucht und hatte Sklavenketten in der Hand!«

»Ja«, sagte ich und lächelte. Miles aus Vonda gehörte zum Kreis der bedauernswerten Freier, die von der hochmütigen Lady Florence aus Vonda abgewiesen worden waren. Er wie seine Mitbewerber hatte es nicht geschafft, sie für eine freie Gefährtenchaft zu gewinnen. Sie war der Meinung gewesen, zu gut für ihn zu sein - und jetzt wollte er sie zu seiner Sklavin machen.

## 24

Sie lag auf dem Bauch. »Warum fesselst du mich?« fragte sie.

Es war kurz vor Morgengrauen.

Sie mühete sich in eine sitzende Position hoch, die Hände auf dem Rücken gebunden. An ihrem Sklavenkragen hatte ich eine Leine befestigt.

»Du hast mich mißbraucht«, sagte sie. »Aber ich bin tolerant, ich kann verzeihen.«

»Lady Florence ist sehr großzügig«, sagte ich.

»Ich bin bereit, dich großzügig zu behandeln«, sagte sie, »und in gewissem Maße deine Zudringlichkeit des gestrigen Tages und dieser Nacht zu vergessen.«

»Sehr großzügig«, wiederholte ich und war insgeheim amüsiert über ihre Wortwahl.

»Ich bin sogar bereit, mir zu überlegen, ob ich dich weiter auf meinen Besitzungen behalten möchte.«

»Warum solltest du das tun?« fragte ich.

»Du hast mich immerhin vor den Räubern gerettet«, antwortete sie, »und vor dem unsäglichen Schicksal der Sklaverei.« Sie lächelte. »Ohne dich würde ich jetzt vielleicht das Sägemehl einer Auktionsbühne für Sklavinnen unter den Füßen spüren. Und zum Lohn für diesen Dienst bin ich nicht nur bereit, deine gelegentliche und rücksichtslose Mißachtung meiner Würde zu vergessen, sondern dir auch eine gut bezahlte Stelle zu bieten.«

»Das ist wirklich beinahe überwältigend«, sagte ich. »Und die Bedingungen?«

»Es gibt deren zwei«, sagte sie. »Erstens darfst du niemals etwas verlauten lassen über meine Schwäche, über meine Nachgiebigkeit als Weib.«

»Aber das ist unmöglich!« rief ich. »Du bist auf das augenfälligste und entzückendste ansprechbar für diese Dinge. Das ist eine Tatsache, die dein Körper immer wieder selbst verraten wird.«

Sie erschauderte.

»Und deine zweite Bedingung?«

»Daß du, als mein Angestellter, mir in allen Dingen gehorchst.«

»Ich soll also gewissermaßen dein Mietsklave sein?«

Sie warf den Kopf in den Nacken. »Ja«, sagte sie.

»Ich lehne das Angebot ab«, sagte ich.

Ich ging zum Tor der Scheune und öffnete es. Die Morgen-dämmerung hatte eingesetzt. Ich mußte mich schleunigst auf den Weg machen. Obwohl ich mit der Ankunft der

Stadtwächter erst in einigen Stunden rechnete, wollte ich kein Risiko eingehen.

»Ich werde dich gut bezahlen«, sagte die Frau. »Nein«, beharrte ich. Ihr Angebot interessierte mich wirklich nicht; aber Lady Florence war vermutlich ohnehin nicht in der Lage, mir den Lohn zu garantieren. Haus und Nebengebäude waren niedergebrannt. Die Tharlarions waren freigelassen. Obwohl sie sicher noch Vermögenswerte besaß, stand sie vermutlich doch am Rande des Ruins. »Willst du vor den Wächtern fliehen?« fragte sie. »Auf jeden Fall.«

»Laß es sein«, forderte sie. »Ich werde mit ihnen reden. Ich lasse es nicht zu, daß sie dir etwas tun. Bleib bei mir hier auf dem Besitz.«

»Als dein Mietsklave?«

»Ja.«

»Nein!«

»Du hast kein Ziel«, sagte sie. »Außerdem hast du kein Geld!«

Mein Blick streifte ihren Körper, und sie zuckte zusammen.

»Schau mich nicht so an«, sagte sie. »Ich bin keine Sklavin!«

Ich lächelte nur.

»Das ist doch Wahnsinn!« rief sie. »Du kannst nicht ernsthaft beabsichtigen, mich mitzunehmen!«

Ich schaute sie nur ein wenig an, und sie begann zu zittern.

»Es wäre schwierig, für mich ein Lösegeld zu erpressen«, fuhr sie fort.

»Das ist zweifellos richtig«, sagte ich.

»Dann gib den Gedanken auf!«

»Ich hatte nie die Absicht«, stellte ich fest.

»Ich versteh dich nicht.«

»Ich suche ein Erdenmädchen«, sagte ich. »Sie heißt Beverly Henderson. Sie wurde zusammen mit mir nach Gor

gebracht, als Sklavin. Soweit ich weiß, gehört sie einem gewissen Oneander aus Ar.«

»Es ist möglich, daß sie seither viele Herren gehabt hat«, sagte Lady Florence.

Damit hatte sie recht. Sklavinnen wechseln oft den Besitzer.

»Ich muß sie finden«, sagte ich.

»Um sie als Sklavin zu unterwerfen?« fragte Lady Florence.

»Natürlich nicht!« erwiderte ich. »Es ist meine Absicht, sie von ihrem Sklavenkragen zu befreien.«

»Aber sie ist ein Mädchen von der Erde«, sagte sie. »Erdenmädchen sind natürliche Sklavinnen. Sie gehören in den Kragen.«

»Nein!« sagte ich. »Nein!«

»Das ist doch allgemein bekannt«, sagte sie.

»Möchtest du die Peitsche zu spüren bekommen?«

»Nein, Jason.«

Ich stieß sie zur Scheunentür, und nach kurzer Zeit überquerten wir die Wiese hinter den geschwärzten Ruinen mehrerer Gebäude. Die Sonne stand zu unserer Linken.

»Das ist nicht die Richtung nach Vonda«, stellte sie fest.

»Du gehst nach Süden.«

»Ich weiß«, antwortete ich und schaute zum Himmel. Wieder versetzte ich ihr einen Stoß, damit sie vor mir blieb.

»Wir haben Krieg«, sagte sie. »Vielleicht näherst du dich den Lagern der Kämpfer aus Ar.«

»Durchaus möglich«, sagte ich.

»Aber ich stamme aus Vonda!«

»Ja.«

»Du weißt doch sicher, welches Schicksal mich erwartet, wenn ich in die Hände von Ar-Soldaten falle!«

»Ja.«

Abrupt blieb sie stehen und fuhr zu mir herum. Sie begann an ihren Fesseln zu zerren. »Warum führst du mich

von meinen Besitzungen fort, Jason?« fragte sie. »Welche Rolle spiele ich in deinen Plänen?«

»Hast du das nicht längst erraten?«

»Warum wandern wir nach Süden?« fragte sie. »Was suchst du dort?«

»Erinnerst du dich an das Mädchen, das einmal Lady Melpomene war?« fragte ich.

»Natürlich!« erwiderte sie. »Diese schamlose Dirne!«

»Ich fand sie nicht mehr und nicht weniger erregbar als dich«, stellte ich fest.

Lady Florence errötete. »Ich habe sie als Sklavin verkauft.«

»An wen?«

»An Tenalion aus Ar.«

»Sein Lager«, stellte ich fest, »dürfte in Anbetracht der Zeit, die er für die Anreise und Rückkehr benötigte, nicht weiter als zwei Tageswanderungen von hier entfernt sein.«

Sie starrte mich entsetzt an. »Mach bitte keine Scherze, Jason«, bat sie.

»Die Sklavenhändler«, sagte ich, »richten sich nach den Routen und vorgesehenen Aktionen der Armeen. In Anbetracht der allgemeinen Lage halte ich es nicht für einen Zufall, daß sich Tenalion aus Ar in der Nähe Vondas aufhielt. Als Sklavenhändler dürfte er außerdem Kontakte in beide Richtungen unterhalten. In seinem Lager, so möchte ich vermuten, landen nicht nur die Gefangenen von Räubern und die entkleideten Frauen aus den Vororten der Salerianischen Städte, erobert von den Angreifern aus Ar, sondern auch Frauen, die von Kriegern aus Cos und anderen salerianischen Städten erbeutet worden sind. Ein solches Lager ist in der Praxis eine Art Waffenstillstandszone, in der alle Parteien ihre Kriegsbeute in Ruhe losschlagen können.«

»Tenalion kennt mich«, sagte sie. »Er würde mich sicher schnell befreien.«

»Zweifellos hat er dich längst mit den Augen des Skla-

venhändlers gemustert. Für ihn macht das doch keinen Unterschied!«

»Bring mich nicht zu Tenalion!« bat sie. »Ich habe Angst vor ihm!«

»Und dazu hast du guten Grund, Frau aus Vonda!« sagte ich.

»Du erlaubst dir mit mir doch einen grausamen Scherz!« lachte sie plötzlich.

»Und doch trägst du den Sklavenkragen und bist gefesselten,« sagte ich.

»Du behältst mich zunächst als Geisel«, sagte sie. »Das ist alles.«

»Und dann?«

»Dann wirst du mich freilassen.«

Wieder stieß ich sie weiter.

»Wohin gehen wir?«

»Ins Lager des Tenalion!«

»Du kannst mich nicht verkaufen!« schluchzte sie. »Ich bin keine Sklavin!«

»Wir haben schlimme Zeiten, Lady Florence«, antwortete ich. »Weitergehen!«

Plötzlich machte sie kehrt und kniete schluchzend im Gras vor mir. »Bring mich nach Vonda zu zurück!« bat sie. »Ich werde dir eine andere Frau beschaffen, die wirklich Sklavin ist.«

»Meinst du, du könntest eine finden, die deinen Platz einnimmt?«

»Ja, ja!« rief sie eifrig.

»Es gab da einmal ein Mädchen, das mich interessiert hätte«, sagte ich. »Anscheinend gehörte sie zu deinen Sklavinnen.«

»Ja?« fragte sie begierig.

»Du liebst sie mir netterweise in den dunklen Tunnel schicken. Soweit ich mich erinnere, hatte sie noch keinen Namen, sondern wurde ›neue Sklavin‹ genannt.«

Sie erbleichte.

»Sie machte sich sehr gut in meinen Armen und war hübsch unterwürfig und sinnesfreudig«, fuhr ich fort.

Lady Florence musterte mich aufgebracht.

»Sie war eine echte Sklavin, meinst du nicht auch?« fragte ich weiter.

»Ja«, antwortete sie ärgerlich.

»Glaubst du, du könntest sie mir besorgen?«

»Nein, das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe sie verkauft!«

»Das kann nicht stimmen - hier schau! Dieses Haar riß ich vor einigen Tagen dem Mädchen im Tunnel aus, der ›neuen Sklavin‹. Nun schau dir dein eigenes Haar an - schau dir an, wie groß die Übereinstimmung ist. *Du* warst das Mädchen im Tunnel!«

Sie schaute mich bedrückt an.

»Sei gegrüßt«, sagte ich, »neue Sklavin.«

»Sei gegrüßt«, antwortete sie angstvoll.

»Sei gegrüßt - was?«

»Sei gegrüßt - Herr«, antwortete sie. »Aber ich habe doch wirklich nur so getan, als wäre ich Sklavin!« sagte sie weinend.

»Diese Einbildung wird dir im Lager des Tenalion abrupt ausgetrieben werden«, sagte ich, »wenn das Brandeisen deinen Schenkel berührt, wenn sich Tenalions Sklavenkragen um deinen Hals schließt!«

Wir lagen zusammen auf dem weichen Boden, auf einem Bett aus Laub, im Schütze einer kleinen Baumgruppe auf einer weiten Wiese. Auf dem Rücken liegend, starrte ich durch das Gewirr der Äste zu den goreanischen Monden auf. Die Sterne strahlten am schwarzen Himmel. Zum wiederholten Male preßte sie sich an mich.

»Morgen«, flüsterte sie zuversichtlich, »wirst du mich auf meinen Besitz zurückbringen und freilassen.«

»Nein«, antwortete ich.

»Du kannst mich doch nicht ernsthaft verkaufen wollen«, fuhr sie fort. »Das ist ja Wahnsinn.«

»Mit Wahnsinn hat das nichts zu tun«, antwortete ich. »Du wirst Gegenstand einer einfachen geschäftlichen Transaktion sein.«

»Nach allem, was ich gestern und heute nacht für dich getan habe«, flehte sie schluchzend, »kannst du mich unmöglich verkaufen! Ich habe für dich alles getan, was auch eine Sklavin tun würde!«

Ich zog sie an der Fessel zu mir, und sie begann zu stöhnen. Dann drehte ich sie auf den Rücken und legte ihr die Hand unter das Kinn. Ich küßte sie auf die vollen Lippen. »Und du wirst es wieder tun«, flüsterte ich.

Sie lag zuckend und stöhnend in meinen Armen. Begierig reckte sie mir ihren Körper entgegen.

»Du wirst deinen künftigen Herren eine heiße Sklavin sein«, sagte ich.

»Ich trage Fesseln«, sagte sie. »Ich muß gehorchen.«

»Dein Zustand ist der einer Sklavin«, sagte ich. »Das geht über die Tatsache der Fesselung mit Schnüren und Sklavenkragen weit hinaus.«

»Hör nicht auf, mich zu berühren!« flehte sie und preßte sich an mich.

»Du bist großartig, Lady Florence«, sagte ich.

»Ich will ... ich will ...«, flüsterte sie entsetzt.

»Ja?«

»Ich möchte schreien wie eine unterworfen Sklavin!«

»Dann tu es!«

»Ich bin Sklavin!« schluchzte sie. »Ich gebe es zu!« Dann lag sie erschaudernd in meinen Armen, und ich vermochte sie kaum noch zu halten, und sie weinte und schluchzte freudvoll.

»Danke, Herr«, flüsterte sie schließlich. »Ich bin Sklavin, nicht wahr?« fragte sie.

»Ja.«

»Das habe ich immer befürchtet.«

»Es ist nichts, was man fürchten muß«, gab ich zurück.  
»Fürchten mußt du vielmehr den eigentlichen Zustand der Unterwerfung und jene, die deine Herren sein werden.«

## 25

»Dort«, sagte ich. »Das ist es.« Ich deutete auf das Blau und Gelb der fernen Zelte, die in einem flachen Tal sichtbar wurden, etwa einen halben Pasang von der Südstraße entfernt. Daneben standen Käfige und von Palisadenzäune umschlossene Gehege und Sklavenwagen. Am späten Vormittag hatten wir uns bei einem mürrischen Bewaffneten nach dem Weg erkundigt. Er führte zwei gefesselte Mädchen in die Richtung, die auch wir eingeschlagen hatten. Wenig später war ein Tarnflieger über uns dahingehuscht, vier Sklavinnen an den Sattelringen. Nun standen wir auf einem Hügelkamm im Schatten mehrerer Ka-la-na-Bäume.

»Das Lager Tenalions.«

»Ja, Herr«, erwiderte sie.

Ich blieb einen Moment lang stehen und ließ die Szene auf mich wirken.

»Glaubst du, ich werde eine gute Sklavin abgeben, Herr?« fragte sie.

»Ja.«

»Glaubst du, ich werde einen guten Preis erbringen?«

»Du bist eine freie Frau und noch untrainiert.«

Sie warf den Kopf in den Nacken. »O doch, ich werde einen guten Preis erzielen. Dafür werden schon die Männer aus Vonda sorgen, die Freier, die ich früher abgewiesen habe.«

Ich lachte sie aus.

»Ich will versuchen, meinen Herren zu gefallen«, flüsterte sie.

»Komm, es wird Zeit, das Lager aufzusuchen.«

Wir betraten das Lager des Tenalion.

Hier und dort gingen Sklavinnen ihren Pflichten nach; sie trugen kurze Tuniken und Metallkragen. Sie betrachteten Lady Florence, die in meiner Begleitung war, als neues Mädchen. Beim Eintritt mußten wir zwei Wächter passieren, die ihr bewundernde Blicke zuwarfen. Dies ermutigte mich. Es waren Helfer eines Sklavenhändlers, die bei den meisten Mädchen im Lager freie Wahl hatten. »Hier entlang«, sagte ich zu Lady Florence und führte sie in die Mitte des Lagers. Ich roch ein Feuer, in dem vermutlich die Brandeisen heißgemacht wurden. Ich sah Mädchen in Käfigen und Gehegen. Ich sah zwei Krieger aus feindlichen Lagern: einer kam aus Ar, der andere aus Cos. Sie unterhielten sich über irgend etwas. Im Lager des Tenalion herrschte Waffenstillstand. An einer anderen Stelle wurden Mädchen auf einen Sklavenwagen geladen und mit einer Plane abgesichert. Ein anderer Wagen, leer, näherte sich dem Lager.

»Stell dich hinten an«, sagte ein Helfer des Sklavenhändlers vor der Ankaufsplattform.

Ich reihte mich ein und hielt Lady Florence neben mir fest.

Wir hörten ein Mädchen schreien, das von einem Brandeisen berührt wurde. »Ein guter Fang«, sagte der Mann vor mir und deutete mit der Kopfbewegung auf Lady Florence.

»Nicht uninteressant«, sagte ich und betrachtete die wohlgerundete dunkelhaarige Schönheit, die neben ihm kniete. »Hervorragend«, lobte ich.

»Du da!« sagte eine Stimme. Ein Sklavenhelfer näherte sich. Hinter ihm sah ich Tenalion auf der Ankaufsplattform sitzen. Er unterbrach seine Tätigkeit und schaute mich an.

»Du bist Jason, der Kampfsklave, nicht wahr?« fragte der Mann, der vor mir stehengeblieben war. Sein Oberkörper war nackt, wie der Tenalions. Er trug ein blaugelbes Armband. In der rechten Hand hielt er eine zusammengerollte Peitsche. Ich erkannte ihn. Es war Ronald. Er hatte seinen Arbeitgeber in das Haus der Lady Florence begleitet.

»Ich bin Jason, der freie Mann«, antwortete ich.

»Jason!« rief Tenalion von der Plattform. »Bring deinen Fang herauf!«

Ich trat vor und zerrte Lady Florence mit. Gleich darauf stand sie zitternd auf der Plattform.

»Du bist jetzt frei, Jason?« fragte Tenalion.

»Ja«, sagte ich. Ich war vor der Plattform stehengeblieben.

Tenalion wandte sich einer dunkelhaarigen Frau zu, die mit gesenktem Kopf vor ihm gestanden hatte, und stieß sie fort. »Zehn Kupfer-Tarsks«, sagte er zu einem Schreiber an einem kleinen Tisch im Hintergrund. Der Mann zählte die Münzen ab und gab sie einem Mann, der vor ihm stand.

Nun wandte sich Tenalion der anderen Frau zu, einer brünetten Schönheit, die zu zittern begonnen hatte.

»Was hätten wir denn da?« fragte er mich.

»Eine Frau, wenn du sie kaufen magst«, antwortete ich.

»Steh gerade!« befahl er und legte ihr die Hand unter das Kinn. »Wie heißt du?« fragte er.

»Ich bin Lady Florence aus Vonda«, antwortete sie.

»Warum bist du in mein Lager gebracht worden?«

»Um als Sklavin verkauft zu werden«, antwortete sie und musterte ihn mit Tränen in den Augen.

»Was willst du für sie haben?« fragte er mich.

Ich hatte nichts gegen Tenalion, aber ich brauchte Geld und nahm mir vor, einen unmöglichen Preis zu fordern, von dem ich mich dann notfalls noch sehr herunterhandeln lassen konnte. »Fünf Silber-Tarsks«, sagte ich kühn.

»Gib ihm zehn!« sagte Tenalion zu seinem Schreiber.

»Legst du Wert auf deine Fessel und den Kragen?«

»Nein.«

Daraufhin stieß er Lady Florence von der Plattform. Sie wurde von einem seiner Helfer in Empfang genommen und fortgeführt. Sie warf mir einen letzten beschwörenden Blick zu und war fort.

»Was gedenkst du mit soviel Geld anzufangen?« wollte Tenalion von mir wissen.

»Ich suche ein Mädchen«, antwortete ich. »Ich kannte sie früher auf einer fernen Welt, die Erde heißt.«

»Eine Sklavin?«

»Ja«, gab ich zurück. »Das arme Mädchen ist in die Sklaverei geraten.«

»Eine hoffnungslose Aufgabe«, sagte er. »Auf Gor tragen viele Mädchen den Kragen.«

»Sie heißt Beverly Henderson«, sagte ich.

Tenalion lächelte. Sie konnte inzwischen jeden anderen Namen tragen. Sie mochte überall sein. Wollte ich sie in jeder Stadt, in jedem Dorf dieses Planeten suchen, in jedem Gebäude oder Zelt oder Boot? In welchen Winkel mochte sie verschlagen worden sein?

»Ich rechne nicht mit Schwierigkeiten«, sagte ich. »Ich kenne ihren Besitzer, einen Kaufmann namens Oneander aus deiner Heimatstadt, dem herrlichen Ar.«

»Einige Mädchen Oneanders befinden sich gerade jetzt in diesem Lager«, sagte er.

»Vielleicht ist die Gesuchte darunter.«

»Erdenmädchen haben wir nicht dabei«, bemerkte er.

»Dürfte ich sie mir trotzdem ansehen? Und ausfragen?«

»Selbstverständlich«, sagte er. Er begab sich zu dem Schreiber und sah einige Papiere durch. »Sie sind ausnahmslos in Gehege zwei«, sagte er. »Bezahl ihn!« wies er den Schreiber an. Der Mann reichte mir zehn Silber-Tarsks, eine gewaltige Summe. »Gib mir deine Peitsche«, sagte Tenalion zu seinem Helfer. »Du machst hier weiter.«

»Die nächste!« rief der Mann, und ein neues Mädchen betrat die Plattform.

Ich folgte Tenalion zu einem widerstandsfähig gebauten Gehege. Ein Wächter öffnete ihm das Tor, und Tenalion trat ein und ließ die Peitsche ertönen. Die Mädchen kauerten sich in einer Ecke zusammen.

»217, 218 und 219«, sagte Tenalion und zeigte mir die Mädchen. »Hierher und niederknien!«

Drei Mädchen eilten schluchzend herbei und gehorchten.

»Diese Mädchen kommen von Oneander«, erklärte Tenalion. »Sie wurden vor mehreren Tagen in der Nähe Vondas verkauft.«

Ich erkannte sie nicht, aber zweifellos besaß ein Mann wie Oneander viele Mädchen.

»Warum wurdet ihr verkauft?« fragte ich sie.

»Das wissen wir nicht«, sagte ein Mädchen bedrückt.

»Oneander ist Salz- und Lederhändler. Ich kenne ihn. Er trieb lebhaften Handel mit Vonda. Wie du dir denken kannst, haben seine Geschäfte in den letzten Monaten sehr gelitten.«

»Ob er wohl schnell Bargeld benötigt hat?«

»Ich könnte es mir denken«, meinte Tenalion.

»Wo steckt Beverly Henderson?« fragte ich die Mädchen.

»Wir kennen sie nicht«, antwortete ein Mädchen angstvoll.

»Die Frau Beverly? Die Sklavin Beverly?«

»Wir kennen sie nicht.«

»Sie ist klein und dunkelhaarig und von erlesener Schönheit«, fuhr ich fort.

»Veminia?« fragte eines der Mädchen.

»Sie kommt von der Erde«, sagte ich.

»Veminia!« bestätigte ein zweites Mädchen.

»Ja«, sagte ich.

»Das Mädchen, das angekettet von einem Markt in Vonda zu uns kam?« fragte die dritte.

»Das muß sie sein«, sagte ich. »Wo ist sie?«

»Wissen wir nicht.«

Ich stieß einen zornigen Schrei aus, und Tenalion hob die Peitsche.

»Wir wissen es nicht!« rief das erste Mädchen und kauerte sich zusammen.

»Ist sie mit euch zusammen verkauft worden?« fragte ich.

»Nein, Herr!«

»Wo ist Oneander jetzt?«

»Das wissen wir nicht!« rief das erste Mädchen weinend.  
»Bitte peitsche uns nicht aus!«

»Wo vermutet ihr ihn?«

»Er wollte nach Ar zurückkehren«, sagte das erst Mädchen. »Vielleicht ist er dort.«

Mein Blick fiel auf Tenalion. »Ich vermute auch, daß er in Ar ist«, antwortete dieser. »Aber genau weiß ich es nicht.«

»Ich glaube nicht, daß ich die Sklavinnen weiter verhören muß«, sagte ich.

Tenalion nickte, und wir verließen das Gehege.

»Ich muß nach Ar«, sagte ich zu dem Sklavenhändler, als das Tor hinter uns geschlossen worden war. »Ich nehme an, die Gesuchte hält sich in der Stadt auf.«

»Mag sein«, sagte Tenalion.

Ich nickte. Miß Henderson war Sklavin. Es war natürlich möglich, daß sie verkauft worden war, einfach nur so. Sie konnte überall sein.

»Wir kehren in etwa zwei Monaten nach Ar zurück«, sagte Tenalion.

»Wie meinst du das?« fragte ich.

»Laß die Sklavin unterdessen, wo sie ist«, fuhr Tenalion fort und lächelte. »An dieser oder jener Sklavenkette wird sie zweifellos Sicherheit finden.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Du bist ein kräftiger Bursche, Jason«, fuhr Tenalion fort. »Ich habe von dir gehört. Du hast sogar den berühmten Kampfsklaven Krondar besiegt. Ich könnte einen Mann wie dich gebrauchen. Bleib hier bei mir im Lager. Ich zahle gut. Außerdem hättest du unter den meisten Frauen hier deine freie Auswahl.«

»Tenalion ist großzügig«, antwortete ich, »und ich bin dir wirklich dankbar. Aber ich möchte so schnell wie möglich nach Ar aufbrechen.«

»Bist du wirklich so begierig, diese Frau nackt und angekettet zu deinen Füßen zu sehen?« fragte Tenalion.

Ich lächelte. Es erschien absurd, sich Miß Henderson so

vorzustellen. Und doch war sie sehr attraktiv. Als Sklavin würde sie sich bestimmt nicht übel machen.

»Ich muß aufbrechen«, sagte ich.

»Es hält sich ein Tarnkämpfer im Lager auf«, sagte Tenalion. »Er heißt Andar und wird bald nach Ar aufbrechen. Er ist scharf auf Geld. Zweifellos ließe er sich für einen Silber-Tarsk überreden, dich nach Ar mitzunehmen.«

»Vielen Dank, Tenalion«, sagte ich.

»In drei Tagen«, fuhr er fort, »wirst du in Ar sein.«

»Ich bin dir dankbar.«

In diesem Moment gellte der Schrei einer Frau auf, die gebrandet wurde.

»Ist das Lady Florence?« fragte ich.

»Noch nicht«, antwortete er. »Es sind noch mehrere vor ihr an der Reihe. Hier muß sie warten, bis es soweit ist. Hier ist sie ein Mädchen unter vielen.« Er musterte mich. »Möchtest du zusehen, wie sie gebrandet und versklavt wird?«

»Nein«, antwortete ich, »sie ist nur ein Mädchen unter vielen.«



**HEYNE  
SCIENCE FICTION***Romane und Erzählungen deutscher  
SF-Autoren im Heyne-Taschenbuch*

<b>WOLFGANG ALTENDORF</b> Das Stahlmolekül 06/3967 - DM 5,80	<b>Atlantis</b> 06/3447 - DM 6,80	<b>DIETER KÖNIG</b> Feuerblumen 06/3947 - DM 4,80
<b>CARL AMERY</b> Der Untergang der Stadt Passau 06/3461 - DM 4,80	<b>Ein neues Paradies</b> 06/3562 - DM 5,80	<b>MICHAEL LORENZ</b> Die nackten Wilden 06/3917 - DM 4,80
An den Feuern der Leyermark 06/3835 - DM 6,80	<b>Der Wettflug</b> der Nationen 06/3701 - DM 5,80	<b>THOMAS R. P. MIELKE</b> Der Pflanzen Heiland 06/3842 - DM 5,80
<b>JOERN J. BAMBECK</b> Innenwelten 06/4032 - DM 6,80	<b>Ein Stern fiel</b> vom Himmel 06/3702 - DM 5,80	<b>Das Sakriversum</b> 06/3997 - DM 9,80
<b>REINMAR CUNIS</b> Der Mols-Zwischenfall 06/3786 - DM 4,80	<b>Land aus Feuer und</b> Wasser 06/3703 - DM 5,80	<b>MICHAEL MORGENTAL</b> Garten zwischen Lebensbäumen 06/4017 - DM 6,80
Ende eines Alltags 06/3937 - DM 5,80	<b>MARTIN EISELE /</b> <b>ROLAND EMMERICH</b> Das Arche Noah- Prinzip 06/4026 - DM 6,80	<b>HORST PUKALLUS</b> (Hrsg.) Der zweite Tod 06/4009 - DM 6,80
<b>HANS DOMINIK</b> Unsichtbare Kräfte 06/3254 - DM 4,80	<b>WOLFGANG FIEN- HOLD / HARALD</b> <b>BRAEM</b> (Hrsg.) Die letzten 48 Stunden 06/3985 - DM 7,80	<b>HANS-JÜRGEN RABEN</b> Krieg der Geschlechter 06/4061 - DM 6,80
Himmelskräfte 06/3279 - DM 5,80	<b>OTTO WILLI GAIL</b> Der Stein vom Mond 06/3939 - DM 5,80	<b>GERO REIMANN</b> Lila Zukunft 06/4048 - DM 5,80
Lebensstrahlen 06/3287 - DM 4,80	<b>WOLFGANG JESCHKE</b> (Hrsg.) Aufbruch in die Galaxis 06/4001 - DM 8,80	<b>CHRISTOF SCHADE</b> Das Paulus-Projekt 06/4044 - DM 5,80
Der Befehl aus dem Dunkel 06/3319 - DM 5,80	<b>Die Gebeline des</b> Bertrand Russell 06/4057 - DM 9,80	<b>DIETRICH WACHLER</b> Die dreizehnte Tafel 06/4084 - DM 5,80
Der Brand der Cheopspyramide 06/3375 - DM 5,80	<b>Das Gewand der Nessa</b> 06/4097 - DM 9,80	<b>HELmut WENSKE &amp;</b> <b>WOLFGANG JESCHKE</b> (Hrsg.) Arcane 06/3970 - DM 7,80
Das Erbe der Uraniden 06/3395 - DM 5,80	<b>MARGRET KÄSBAUER</b> Der Ruf der Götter 06/4068 - DM 5,80	<b>GEORG ZAUNER</b> Der verbotene Kontinent 06/4024 - DM 5,80
Flug in den Weltraum 06/3411 - DM 5,80	<b>REINHARD KÖHRER</b> Weg der Erde 06/3959 - DM 5,80	Preisänderungen vorbehalten.
Die Macht der Drei 06/3420 - DM 5,80		
Kautschuk 06/3429 - DM 5,80		
Atomgewicht 500 06/3438 - DM 5,80		



# HEYNE TASCHENBÜCHER

*Berichte  
aus der Welt des  
Unfaßbaren und  
Übersinnlichen*



01/7021 - DM 5,80



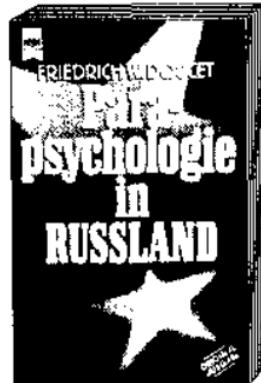
01/7140 - DM 5,80



01/5425 - DM 5,80



01/7134 - DM 9,80



01/7226 - DM 6,80



08/4418 - DM 5,80



08/4679 - DM 6,80



01/7058 - DM 5,80



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Beim Versuch, die schöne Beverly Henderson vor rüden Sklavenhändlern zu schützen, landet Jason Marshall selbst auf dem Sklavenmarkt von Gor. Ausgestattet mit allen Vorzügen eines Erdenmenschen, erzielt er einen aufsehenerregenden Preis und wird Seidensklave im Boudoir einer reichen Lady. Doch nicht lange, und sein Mut und seine Körperkraft befördern ihn zum mächtigsten Kampfsklaven von Gor.

Als zwischen den beiden Hauptstädten des Planeten ein blutiger Konflikt ausbricht, schlägt für Jason Marshall die Stunde der Wahrheit.

ISBN 3-453-31061-6 DM +006.80

T 3-59-21